

Symposien der AG Freiraum und Vegetation 2005 - 2008



Notizbuch 76 der KASSELER SCHULE

Hg.: Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation, Kassel 2010

Symposien der AG Freiraum und Vegetation 2005 – 2008



Jahrestreffen 2008, Foto H. Böse-Vetter

Notizbuch 76 der Kasseler Schule

1. Auflage : 1 – 200, Februar 2010

Hrsg.: Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation c/o BSL (Gemeinnütziger Verein).

Umschlag: Helmut Böse-Vetter unter Verwendung eines Bildes von K.H. Hülbusch.

Foto auf Umschlagrückseite: Böse-Vetter 2008

Redaktion: Heike Lechenmayr (mit freundl. Unterstützung durch Hendrik Falkenberg)

Druck: Druckerei G. Wollenhaupt GmbH, Unter dem Felsenkeller 30, 37247 Großsalmerode

Vereinsadressen: c/o H. Böse-Vetter, Elf buchenstraße 16, 34119 Kassel

c/o Karl Heinrich Hülbusch, Adolfsdorfer Straße 15a, 28879 Grasberg

Bestellungen: an AG Freiraum und Vegetation, bestell@freiraumundvegetation.de

oder: c/o BSL, H. Böse-Vetter, Elf buchenstr. 16, 34119 Kassel, Tel: 0561-775309

c/o K.H. Hülbusch, Adolfsdorf 15a, 28879 Grasberg

Vereinskonto: Kasseler Sparkasse (BLZ: 520.503.53) Konto-Nr. 059475.

Internet: www.freiraumundvegetation.de

© Alle Rechte bei den Autorinnen und Autoren

Inhalt

Einführung		3
Symposium 2005:		
Bebauung und Freiraum: Materielle Herstellung, Mittel und Wege		
Programmübersicht		10
Licht – Geflimmer – Blitzen - Krach	Eberhard J. Klauck	11
Neidkultur im Bebauungsplan	Heike Lechenmayr	23
Anmerkungen zur Diskussion der Klasse der städtischen Wohnbebauung	Helmut Lührs	30
Symposium 2006: Systematik		
Programmübersicht		34
Wer blind zeichnet	Martin Zeihe	35
Beobachtung, Bericht, Zahl	Helmut Lührs	38
Zwischen Systematik und Schematismus	Frank Lorberg	41
Systematik der Sport und Spielflächen	Henning Schwarze	63
Der Tausch der Erfahrung	Karl Heinrich Hülbusch	73
Symposium 2007: Gestaltung		
Programmübersicht		82
Auf der Suche nach Eisenhütten oder: Wie ein Text Gestalt annimmt	Eberhard J. Klauck	83
Großherbivore Landschaftsgestaltung	Bernd Gehlken	91
Gestaltung und die Pest	Helmut Lührs	100
Gestaltung na und?	Karl Heinrich Hülbusch	105
Fausts letzter Akt	Frank Lorberg	123
Gestaltende Gestalten	Bernd Sauerwein	152
Spaziergänge durch Hersfeld und Bad Hersfeld (2005-2007)		
	Bernd Sauerwein	155
Symposium 2008: Gegenstände, hermeneutisch betrachtet		
Programmübersicht		180
Wann kommt das Vieh auf die Weide	Bernd Gehlken	181
Die Ökologie eines 15er Bodens	Karl Heinrich Hülbusch	187
Tapetenwechsel	F. Bellin-Harder, F. Lorberg	194
"Eudämologische Illusion"	Helmut Lührs	207
Anmerkung zum Unterschied zwischen Symbol und Klecks	Bernd Sauerwein	213
Weltkulturerbe	Conny Kübler	231
Saumgesellschaften und deren Verbreitung bzw. Diff. zu Schlagfluren	Eberhard J. Klauck	236
Fotos vom Symposium 2008		243
Autorinnen und Autoren		244
Notizbücher der Kasseler Schule		246
Beilagen (Din A4) zum Notizbuch insgesamt		4 Blätter

Einführung

Karl Heinrich Hülbusch, Heike Lechenmayr

Es ist immer wieder ein Vergnügen den Überlegungen und Schlussfolgerungen zu Alltagsphänomenen und Gelegenheiten beruflicher, nebenberuflicher und familialer Tätigkeit in vergleichsweise kurzen Beiträgen zuzuhören und dann etwas ausführlicher (nach-) lesen zu können. Es verwundert aber auch, daß die Gelegenheit in Symposien möglichst vielen TeilnehmerInnen eine Bühne für kurze Beiträge und ausführliche Diskussionen zu geben, so selten geboten wird (s. Sauerwein B. 2005:5-13). Stattdessen werden die demonstrativen Auftritte immer der gleichen Festredner aus Regierungen, Ministerien und regierungsamtlichen Instituten für TeilnehmerInnen mit Reisekosten- und Tagegeldanspruch aufgeführt. Lassen wir das mal – und widmen uns der Nachlesbarkeit von Symposiumsbeiträgen.

Was zuerst ja freundlich erscheint, daß einer 'Sache', die einem immer wieder über den Weg läuft, ein Forum gegeben wird, wird bei näherem Zusehen – der Forderung daraus auch einen Text zum Nachlesen, nicht zum Veröffentlichenden zu machen - manchmal zur Bedrohung. Was durchaus vergnüglich erzählt ist, wird auch bei sorgfältiger erzähl-dramaturgischer Vorbereitung 'nicht mir nichts, dir nichts ein Text'. Die Textfassung eines Beitrages, so mühselig sie wie das Schreiben gegenüber dem Denken und Reden immer ist, versetzt mich in ein Gespräch zu unbekanntem LeserInnen. Ich erzähle ohne ZuhörerIn. Dabei wird der Gegenstand und die Überlegung oftmals erst zutreffend für die weitere Arbeit der Vortragenden und der LeserInnen mit Einsichten und Fragen beim Schreiben erfasst und ausgelegt.

"Und es gibt ja auch noch den Leser, der die Sparsamkeit des Autors als seine Freiheit verbucht. 'Mein Vater war ein Kaufmann', lautet der berühmte Anfangssatz des Stifters *Nachsommer*. Ist das nicht ein wunderbarer Satz? Er kann eine ganze Welt aufnehmen, gerade weil er leer genug ist. – die Wörter und der Leser tun das Ihre" (Nadolny, S. 1990:89)

Diese Betrachtung gibt ein Stück Antwort auf die Frage, warum Symposien so unbekannt, wenn nicht unbeliebt sind. Sie ergeben statt Reputation und großartigen Antworten – Lösungen, eher Verständnis über Gegenstände und die Arbeit her und sind deshalb so vergnüglich nachzulesen: sie erinnern uns. H.D. Hüsck kommentiert das amüsiert verstehende Lachen seiner ZuhörerInnen lapidar: *'Ich sehe, das ist Ihnen also auch bekannt'*.

Schade ist, daß viele Beiträge nicht nachzulesen sind, weil die AutorIn im Alltag an der Zeit gescheitert ist und uns deshalb nicht mitlesen läßt. Schade ist auch, daß nicht mehr KollegInnen diese Gelegenheit des beruflichen Tauschs offensiv gebrauchen und Gelegenheit nehmen, sich die Ruhe zum Nachdenken über die Normalarbeit zu nehmen und dabei zu merken, daß die anderen mit ähnli-

chen Widersprüchen und Fragen befasst sind. Bei einem Auftrag kommt man nicht um abschließende Antworten herum, deren Sinn man erst versteht, wenn man sie späterhin mal wieder zur Prüfung anschaut (s. Hard, G. u. Pirner, J. 1985). Das ist ein Gespräch mit den Einsichten, den Kenntnissen, dem Wissen aus der eigenen Vergangenheit, das ich üben und vorbereiten könnte, wenn ich das systematisch vorbereitete Gespräch mit KollegInnen hergestellt hätte. Nicht das joviale Tête-à-tête an Orten, wo 'man' meint, sich sehen lassen zu müssen, die Schaubühne der Funktionäre und deren Betätigung von Vorwänden und Vorurteilen. Warum ist es so mühselig in unsicheren Berufstätigkeiten, für die Balint (1953) wohl überlegt den Austausch unter den Tätigen an Beispielen von Fällen zum Ausweg empfohlen hat, das Gespräch, den Tausch der Erfahrungen nicht über die Befindlichkeiten zu führen, sondern an den Fällen. Und erschwerend kommt hinzu, immer nur an die Konkurrenz zu denken und die eigene Großspurigkeit zu hofieren. Das ist zu verwechseln mit den Betriebsgeheimnissen, die geheim gehalten werden, obwohl alle anderen sie auch für geheim halten. Im Gegenteil ist es so, daß alle wissen, daß ihre Arbeit völlig falsch ist und dennoch – zuerst gegen die Einsicht, später mit zunehmender Vergesslichkeit und Deformation professionell überzeugt für hervorragend vertreten und verkauft – vielleicht gelegentlich deklamatorisch und mit technischen Mätzchen aufgetakelt werden muß. Solche Fragen kann man leider nicht beantworten, nur konstatieren, daß die Despotie der Revisoren, die den sogenannten Bürokratieabbau konterkariert, in einer vergleichsweise reichen Gesellschaft ein faszinierendes Duckmäusertum und Opportunismus, Bürokratiwillkür und Asozialität, Funktionärsoligarchien und willfährige, Wissenschaftstechnokraten befördert, die in Kleinausgaben überall wirksam sind, wie L. Migge (1913) schon anmerkte:

" *Der Fachmann* Man soll ihn achten – aber nicht vergötzen; denn wie die Dinge liegen, ist nunmehr schon ein Popanz von unerschütterlicher Fundamentalisierung in unserem Leben. Der Fachmann in Reinkultur ist die verkörperte Konvention und kulturell deshalb gemeinhin steril, von Berufswegen.

Fast alle beruflichen Großtaten werden von Nichtfachleuten geleistet,
Hüten wir uns vor dem 'Fachmann'!

daß keine Gänseblümchen den Rasen verunzieren

....der GARTENBEAMTE. Er ist der natürliche Gipfel der Gärtnerlaufbahn"

....hat....augenblicklich unzweifelhaft mehr Einfluß in Händen als ihr gerecht gebührt. Sie beherrscht die Presse, modelt den Nachwuchs und manches mehr.

....wenn heute irgendwo von neuer Gartenarbeit die Rede ist, so fixieren Schultzens unfehlbar den städtischen Grünplatz vor ihren Fenstern. Und es ist über allem ganz besonders die selbstgefällige Geste dieser Leute, die verstimmt" (ebd. 1913:76-77)

Also, alles nicht neu – kommt uns nur so vor, wie Peter Panter erklärt:

"Das haben wir eigentlich aus Amerika gelernt, nicht auf die Suppe, sondern auf den Topf zu gucken. Früher fragte man, wie eine Medizin wirke, heute wie sie verpackt sei. Ein Königreich für einen Titel!

verputzt man einen an sich gleichgültigen Aufsatz mit glitzernden Mätzchen und krönt ihn mit der Krone des Kolportageromans, mit einem wilden Titel" (Peter Panter al Tucholsky K. 1914/1989. Die Überschrift:121)

Die 'Schönheit' von Themen

Sie besteht darin, daß jede/r an einen anderen Gegenstand aufmerksam dazu erzählt und ein Licht anzündet. Wie nachgezählt werden kann, sind die Vorträge aus älteren Symposien bei Anlaß und Gelegenheit passend in die Notizbücher aufgenommen worden, weil da aus Seminaren noch weitere Notizen zur Hand waren und angeregt haben. Themen erinnern an Hardts (1990:54-72) amüsante Statistik zum Verhältnis der Storchengeschichte zu Kindergeburten. Das wäre zur Fortbildung der gegenwärtigen Familienministerin zu verehren. Wie alle vielbeschäftigten Praxologen hat die natürlich keine Zeit, so unerhebliche Texte zu lesen. Alle Themen, die ein Phänomen anbieten, sind absichtsvoll weit gefasst. Wenn dagegen ein ikonographisch genau benannter Gegenstand zum Thema erhoben würde, hätten die 'Experten' das Wort, obwohl die Betrachtung des Gegenstands eine üppige Variation des Zugangs zuließe; genau diejenigen, die im 'Thema' zur Darlegung an verschiedenen Phänomenen eröffnet wird. Schön ist zu sehen, daß die Beiträge, am Beispiel der Theorie gewidmet sind, eilig in Notizbüchern aufgenommen wurden. Wenn das Thema eher generelle Überlegungen mit vagabundierenden Beweisen anregt, werden die Darlegungen ebenso wie die Anknüpfungen sperriger. Das sind dann die Texte, die – bis auf Ausnahmen – im Symposiums-Notizbuch nachgekartet werden, ein bißchen sperrig und widerborstig, mehr Versicherung denn Sicherheit. 'Informative Theorien' müssen ohne Netz und doppelten Boden vorge-dacht werden. Die handlicheren – gegenständlicheren Beiträge sind nur möglich, weil es diese abstrakten Texte, die Verfahren und Methode ziselieren, gibt. Die allerdings werden nur zugänglich, wenn sie Beispiele anführen, die der Verständigung dienen – das geschieht jedoch nicht systematisch, sondern apodiktisch/passend.

Das Thema läßt eine grobe Maßeinheit, die Wahl des Titels und des Exempels, weit offen. Das Thema dient der Rückversicherung des Titels, obwohl unter einem Thema viel verhandelt werden kann, ist für jeden Beitrag eine solide Erörterung 'zum Thema' zu erklären. Der Gedanke (das Prinzip) des Themas besteht darin, für jeden Beitrag aus verschiedenen Berufs- und Alltagsbeobachtungen den Weg zu ebnet und damit das Spektrum der Betrachtung zu markieren

Symposien 2004 - 2008

Im Jahr 2005 ist der erste Symposiumsband mit Vorträgen aus den Jahren 2001 bis einschließlich 2004 erschienen (NB67). Mit dem zweiten Band erscheinen jetzt die Vorträge aus den Jahren 2005 bis 2008. Im ersten Band wurden die Beiträge aus dem Zusammenhang des jährlichen Themas und der dazugehörigen Reihung in Kleingruppen herausgenommen und nach einer neuen Dramaturgie unter neuen Themen sortiert. Das funktioniert, weil wie B. Sauerwein (2005:10, Lechenmayr H. 1999:155) schreibt, die Vorträge nicht nur auf den Gegenstand fixiert sind, sondern über den Tellerrand schauen. Der Gegenstand wird immer kontextualisiert, so daß Einzelbeiträge immer verschiedenen Themen zugeordnet werden können. Trotz dieser wohlüberlegten Vorgehensweise wird im zweiten Band der Symposien die Reihenfolge der Beiträge beibehalten. Nur die Reihenfolge der Beiträge der Symposien 2006 und 2007 wurde etwas neu sortiert.

Entgegen einem Seminar und dessen Bericht bei dem im nachhinein die Reihenfolge der Einzelbeiträge durchaus noch mal geändert wird, um das gemeinsame Neue erzählen zu können oder einen Roten Faden für das Verständnis des betrachteten Gegenstands herzustellen, stehen sie jeweils unter anderen Voraussetzungen. Sie sind in der Summe nicht als eine Gesamtveranstaltung oder eine Einheit konzipiert, jede steht für sich unter einem anderen Stern. Deshalb bleibt für die bessere Erinnerung, die immer auch viele Begebenheiten einschließt, die ursprüngliche Dramaturgie erhalten. Die Erinnerung an das Thema, die einzelnen Debatten nach den Vorträgen oder eben auch ganz banale Erinnerungen ans Tagungshaus, an das Wetter, an die jeweils Anwesenden.

Auf die Sortierung der Beiträge für die Veranstaltung in 'Unterthemengruppen' wird hier nicht näher eingegangen. Sie ist für den Tag der Veranstaltung wichtig, um den Spannungsbogen zu erzielen und Grundlagen für eine gemeinsame Debatte zu erhalten.

Die Regeln für die Planung eines Symposium sind die:

".....Einladung, mit der nicht nur Ort und Zeit, sondern auch der Gegenstand des Treffens benannt sind,.....

.....Reihung und Gruppierung der Vorträge in einem Fahrplan, mit dem der Spannungsbogen des Symposiums und die Spannungsbögen der Debatten hergestellt werden. Mit dem 'didaktischen' Fahrplan ist 'pädagogisch' die Debatte, das Dazulernen, vorbereitet" Sauerwein B. 2005:6-7)

Jedem Thema eines Symposiums geht eine intensive Debatte voraus: seien es die Überlegungen von 2007 und 2008, die Gegenstandsbeschreibung im Vortrag zu üben, um insgesamt beim Vortrag nicht in der Verzettlung zu landen oder die Kontexterzählung zu vergessen. Die Jahrgänge bleiben so erhalten wie sie sind, um die Kontexte (auch die nicht aufgeschriebenen) oder Anlässe

in der Erinnerung zu behalten, wobei diese sehr individuell, aber immer wieder Anlass für eine Erzählung sind.

Bebauung und Freiraum: Materielle Herstellung, Mittel und Wege (2005)

Unter diesem Thema sollten die Überlegungen der beiden PlanerInnen-Seminare in Wollingst 'Planen trotz unmöglicher Vorgaben' und 'Der modische Bebauungsplan – Siedlungserweiterung, nicht Bebauungsplan' (s. NB 66) fortgeführt werden. Ein sehr praktisch und eng formuliertes Thema, noch an den Debatten des 1. Wollingst - Seminars angelehnt. Einige der Vorträge sind deshalb mit den Ergebnissen des 2. Seminars befasst und so im Notizbuch 66 veröffentlicht.

Systematik (2006)

B. Sauerwein hat im 1. Symposiumsband im Vorwort die Bedeutung eines Themas für ein Symposium beschrieben, das Anreiz gibt sich unter einer gemeinsamen Verabredung zu versammeln. Es wird so breit und unverfänglich wie möglich gefasst, um viele mit einem möglichen Beitrag anzusprechen. Gleichzeitig sollte 2006 mit diesem Thema versucht werden, über die Systematik in der professionellen Arbeit zu debattieren und diese zureflekieren.

Gestaltung (2007)

Ein Thema, das vielleicht in der albernen, aber verständlichen Müdigkeit eines langen Symposium-Tages 2006 für das Jahr 2007 entstanden ist. Vielleicht auch aus dem den Arbeitsalltag ständig begleitenden Ärger über die ewig unbegründeten Entwürfe nichts ausrichten zu können. Helmut Böse-Vetter schrieb ein Jahr später: "Es klingt schillernd und natürlich auch ein wenig verführerisch" Um uns deshalb nicht selbst einen Schildbürgerstreich zu spielen, sollten die Vorträge vom Gegenstand oder vom Einzelfall aus erzählt werden. Zur Vorsicht bei diesem Thema wurden im Protokoll der Jahreshauptversammlung von 2006 bereits Anmerkungen von K.H.Hülbusch formuliert, die hier auszugsweise wiedergegeben werden:

Das 'Thema' < für 2007: "Gestaltung" >

- oder mit Tucholsky gesprochen 'Die Überschrift' – 'Ein Königreich für einen Titel' - ist eine verführerische Etikettierung. Die Bachelor und Master-Etiketten sind wie die 'Verbrauchsgemeinschaft', die 'Bedarfsgemeinschaft' und anderer klischerter Schmonses Blendwerke. Das gilt auch für "Systematik" und "Gestaltung" Für 'Gestaltung' geradezu in idealer Weise, weil die Systematik ja noch solide prüfbar, 'Gestaltung' aber nur mehr eine proklamatorische Glaubensfrage darstellt. Das ist mit politischen Plattitüden identisch, wenn nicht erklärt wird, wie denn die Meßlatte aussieht, was der Maßstab ist. Oder, was auch dem Gedanken nahe kommt: was denn nicht nur implizit proklamiert wird, sondern auch welcher praktische Gebrauch darin enthalten ist, das was Veblen die ökonomische Schönheit bezeichnet. Der Funktionalismus hat die technische Ausstattung zum Maßstab der Gebrauchstüchtigkeit erhoben und die äußere Sauberkeit zum ästhetischen Prinzip erhoben. Die Hygiene (s. Pesthauch + Blütenduft) wird zur Regel des unscheinbaren Alltags erhoben. E. Bloch schikaniert diesen

Hygienewahn, der in der Gestaltung enthalten ist. Wenn wir über 'Gestaltung' debattieren wollen müssen wir über die Begründung der Gestalt verhandeln, also auf Bloch, Adorno Panofsky, Veblen, Berger + Kellner etc. verweisend, die Meßlatte für das Verhältnis von Gebrauchsqualität und Gestalt/Ästhetik u. a. formulieren, zum Maßstab machen. Der Maßstab muss formuliert sein, damit darüber diskutiert werden kann. Von mir aus können alle Beiträge der Beweisführung über den zutreffenden Maßstab dienen und damit methodisch befrachtet sein. Was ja nicht unnötig ist, weil solide methodische Verhandlungen nicht an einer plausiblen Gegenstandsabbildung vorbei kommen, also – frei nach Panofsky- die Auslegung an der systematischen Gegenstandsabbildung nachzuweisen haben. Also: über den Titel hinaus bedarf es unserer Erörterung und Auslegung der Überschrift. Daran sind die Beiträge zu messen. Das ist praktisch, weil nicht nur dir Beweisführung, sondern auch die Absicht der Beweisführung verhandelt werden kann. D. h., es muss unter dem Thema 'Gestaltung' eine proklamatorische Erklärung geben, der entweder ergänzend zugesprochen oder explizit widersprochen wird. Sozusagen eine Theorie des Sinns der Beweisführung und die sinnvolle Darlegung der Beweisführung am Gegenstand.

Spaziergänge

Von 2005 – 2007 haben die jährlichen Treffen der AG Freiraum und Vegetation mit der Jahreshauptversammlung des Vereins und den Symposien in Hersfeld stattgefunden. Die von Bernd Sauerwein vorbereiteten und geführten Spaziergänge zur Bau- und Siedlungsgeschichte sowie die neuerlichen Ummodellungen des Kurparks der **Hersfelder Symposien** sind von ihm aufgeschrieben und können so nachgelesen werden.

Gegenstände, hermeneutisch betrachtet (2008)

Resultierend aus den Beiträgen der Jahre 2006 und 2007 wurde beschlossen die Gegenstandsbeschreibung noch einmal zu üben. Da sie Grundlage für das Verständnis des Vortrages und die professionelle Arbeit ist, wurde diese Überlegung explizit als Titel für das Symposium 2008 gewählt.

Die 'Hermeneutik' setzt die Kenntnis des Gegenstands (Physiognomik, Ikonographie) voraus. Wenn der Gegenstand unmissverständlich abgebildet und bekannt ist, kann die Geschichte über die oberflächliche Wahrnehmung hinaus erkundet, erschlossen werden. Die Erklärung der Gegenstände – Absichten, Motive, Überlegungen, Prinzipien – ist nicht unmittelbar abzulesen und wird in der Regel mit 'fraglos-routinierter und gewohnter Selbstverständlichkeit' (Hard, G. 1985/1990:273ff) angenommen. Genau diese Selbstverständlichkeit muß bei beruflicher Tätigkeit immer wieder geprüft werden, damit die Routine nicht zum Schematismus verkommt.

"Aber auch hier ist das Ziel der Interpretation -... – die Wiederherstellung der Stimmigkeit" (ders.:274)

damit der Gegenstand besser gesehen und verstanden wird" (ders.:273)

Absehbar – Symposien 2009 und 2010

Von Haus – Hof - Garten, hatten wir für das Symposium 09 den 'Garten' zum Thema, das Beiträge vom praktischen Gärtnern bis zur sophistischen Erörterung zuließ, erhob. Dies mit der Überlegung wieder Gegenstände und Fragen der Freiraumplanung und der Organisation der Freiräume – Zonierung und Morphologie, Grundriß und Addition – zu verhandeln. Nun, die Erörterung der Beiträge zum Symposium 2009 hat auf das Phänomen der neu gebauten 'Brachen und Ruinen', der postmodernen Romantik und Monumentalität neugierig gemacht: auf das 'garantiert Alte' des neu Produzierten (s. Weber M. 1919). Da erwarten die Entwerfer alle, daß sie Kunst produzieren und diese sofort nach Abschluss der Bauarbeiten unter Denkmalschutz zu stellen und mit einer Veränderungssperre – andernfalls drohen Regressansprüche des Künstlers – zu belegen seien. Dieser theatralische Illusionismus, der vom Kreisverkehr mit 'identitätsstiftender Priorisierung im Raumnetz' (Forsch. ges. f. d. Straßen – und Verkehrswesen 1998) bis zur pflegeleichten Steppenheide auf Grünflächen, von Überseestädten und Hafencitys bis zur 'stimmigen architektonischen Handschrift' (Senatsdirektor Hansestadt Bremen/Weserkurier 21.11.10) reicht, sollte danach wieder praktischen Fragen, von denen was zu verstehen und zu lernen ist, weichen.

Literatur

- Balint M. 1953:** Der Arzt, sein Patient und die Krankheit. Stuttgart
- Forschungsgesellschaft f. d. Straßen- und Verkehrswesen (Hrsg.) 1998:** Merkblatt für die Anlage von kleinen Kreisverkehrsplätzen. Köln
- Hard, G. u. Pirner, J. 1985:** Stadtvegetation und Freiraumplanung. Am Beispiel der Osnabrücker Kinderspielplätze. – Osnabrücker Studien zur Geographie (OSG) – Materialien, Heft 7 [Fachgebiet Geographie, Fachbereich Kultur- und Geowissenschaften, Universität Osnabrück]
- Hardt G. 1990:** Die Störche und die Kinder, die Orchideen und die Sonne. In: Notizbuch 18 der Kasseler Schule. Hard – Ware. 54-72. Hrsg.: Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation. Kassel.
- Hard, G. 1985/1990:** Städtische Rasen hermeneutisch betrachtet. In: Hard-Ware:273-294. Notizbuch 18 der Kasseler Schule. Hrsg.: AG Freiraum und Vegetation. Kassel
- Lechenmayr H. 1999:** Kritische Grünlandbibliographie. In: Buchstützen. Notizbuch 51 der Kasseler Schule. 129-201. Hrsg.
- Migge L. 1913:** Die Gartenkultur im 20. Jahrhundert. Jena.
- Nadolny, S.1990:** Das Erzählen und die guten Absichten. München
- Sauerwein B. 2005:** Symposium und Sympinein. In: Symposien der AG Freiraum und Vegetation 2001-2004. Notizbuch 67 der Kasseler Schule. 5-13. Hrsg.: AG Freiraum und Vegetation. Kassel
- Tucholsky K. 1914/1989:** Die Überschrift. In. Ders.: Sprache ist eine Waffe: 121-122. Reinbek b. Hamburg.
- Weber M. 1919:** Wissenschaft als Beruf. Stuttgart.

Symposium 2005

Bebauung und Freiraum: Materielle Herstellung, Mittel und Wege der AG Freiraum und Vegetation

6.5.2005 Jugendbildungsstätte an der Stiftsruine, Abteiweg 5, 36251 Bad Hersfeld

Programmübersicht

Begrüßung

Heike Lechenmayr

Musik in der Bebauung

Debattenleitung

Bernd Gehlken

Licht – Geflimmer – Blitzen – Krach

Eberhard Joh. Klauack

in NB 70: Bd. 2. 321-326. Redigierte Fassung in diesem Buch

Klima und Glückseligkeit

Frank Lorberg

in NB 70: Bd. 2. 308-320

Sozialbrache

Debattenleitung

K.H.Hülbusch

Neidkultur im Bebauungsplan –

Eigentum im Geschosswohnungsbau

Heike Lechenmayr

"Tür auf – Tür zu" Lern- und Lehrwiderstände

Florian Bellin

in NB 70: 72-94

Wolligst (Beiträge vom PlanerInnenseminar 2004)

Debattenleitung

Petra Arndt

"Wieso Vergeudung unvergleich ist..."

Christof Theiling

in NB 66: 178-182

"Da weht kein leises Lüftchen" –

Festsetzungen im Bebauungsplan

Ulrike Braun

in NB 66: 102-108 u. 165-170

Widerspruch zu einem anekdotischen Bebauungsplan-Entwurf.

Wie eine Gemeinde auf Kritik aus der

Kreisverwaltungsbehörde reagiert -

Conny Kübler

in NB 66: 108-116

Haus und Gebäude

Debattenleitung

Jörg Kulla

Hof und Halle

Helmut Böse-Vetter **

Anmerkungen zur Diskussion der Klasse

der (städtischen) Wohnbebauung

Helmut Lührs

Indizien

"Die Eueule, die Eueule, die

Karl Heinrich Hülbusch

in NB 70: Bd 2. 278-300

Schlusswort und Vereinbarungen zum Symposium 2006

Heike Lechenmayr

Exkursion:

Rundgang in der Bad Hersfelder Altstadt zur Bau- und Sozialgeschichte geführt von Bernd Sauerwein

Publikationshinweise

In NB Beitrag wurde bereits i inem anderen Notizbuch publiziert

****)** *Beiträge wurden zurückgezogen alle anderen können gleich im Anschluss nachgelesen werden*



Foto H. Lechenmayr 2005

Licht - Geflimmer - Blitzen - Krach¹

Überarbeitete Fassung

zu Ehren meines verehrten Lehrers Herrn Prof. K.H. HÜLBUSCH

Eberhard Johannes Klauck

I. Vorspann:

Flöten-Töne

Zueinander, strebend
Fingerspitzen sie berührend
Geisterfunken beim Kontakt
Unkontrollierbar oft, vertrackt.

Eisiggrau die Kantilenen, blenden
Ohren in den Sonnenwenden
Inseln einer fremden Welt
Von Flöten, Tönen, harsch verprellt.

Lichterspuren gurgeln, weise
Zueinander strebend leise
Fingerfunken Geisterspitzen
Bei Kontakt vertrackt aufblitzen.

(Klauck, E.J.:2007:10)

II. Einleitung

Das Thema des heutigen Symposiums lautet: "Bebauung und Freiraum: materielle Herstellung, Mittel und Wege"

Ich habe mich eine ganze Weile damit herumgeschlagen, ob ich zu diesem Thema etwas erzählen soll und vor allem was. Dann hat mir im letzten Herbst Kiwi einen Text geschickt, der von seinen Eulen handelte. Das hat mir den Mut gegeben, von dem zu erzählen, was mir seit einiger Zeit schon im Kopf 'rum geht. Ich möchte also unter dem Thema des Symposiums zwei allseits bekannte "Gegenstände / Phänomene" betrachten:

das Licht und die Luft,

letztere als Medium der Transformation des Schalls, also der Töne. Lutz SCHARLA (2004) hat eine wunderbare Diplomarbeit ("Das ist ja die Höhe!") über die Bedeutung des Lichtes in der Bebauung am Beispiel des Bremer Reihenhauses geschrieben und die Wichtigkeit der Ost-West-Exposition hinsicht-

¹ Redigierte Fassung zu Notizbuch 70 der Kasseler Schule. 321-326. Kassel 2006

lich des Lichtes herausgearbeitet. Auch christliche Kirchenbauten haben eine Ost-West-Ausrichtung seit alters her.

Licht und Luft sind "Mittel" zur Herstellung von Bebauungen und Freiräumen. Auch wenn nicht oft daran gedacht wird, wirken sie auf die Menschen ein, insbesondere über die Folgen des Bauens, die entweder nicht berücksichtigt oder propagandistisch übersehen werden.

Zwar ist allgemein bekannt, daß Licht und Töne Energieformen und damit Materie darstellen, die beide meßbar und physikalisch darstellbar sind. Bei der Planung von Bebauungen werden sie aber dann doch oft unberücksichtigt gelassen. Licht und Dunkelheit sind real wahrnehmbar, die Luft als Medium der Übertragung von Tönen steht da geringer in der Beachtung. Z.B. ist der Wind von den Geschoßwohnungserbauern, bezogen auf den Energieverbrauch, völlig übersehen worden. Das gemachte Licht hat für uns wie der gemachte Lärm eine kulturell gelernte (angepaßte) Wahrnehmung, und zwar von der angenehmen Empfindung bis zur physischen Schmerzgrenze: Wohlbefinden und Angst! Licht und Töne sind relative Begriffe wie Raum und Zeit, je nach Standpunkt der Betrachter. Dennoch sind es zwei Phänomene, die in einem Beziehungsgeflecht zueinander stehen. So wie Raum und Zeit eine Energie erzeugen, stellen Licht und Töne auch eine Energie her, die die Menschen zu ganz bestimmten Verhaltensweisen veranlassen, z.B. bei der Frage: Wohin bewegen sich Lebewesen unter bestimmten äußeren Bedingungen? Dabei ist zu sehen, daß es zwei Formen des Vorkommens von Licht und Luft gibt: die "natürliche" und die "anthropogene". Bei naturbürtiger Herkunft tritt das Licht jahres- und tageszeitlich geändert auf. In der Planung kann hier auf meliorative "Effekte" und auf den Gebrauch geachtet werden, also ein indirekter Einfluß auf wechselnde natürliche Erscheinungen. Demgegenüber gibt es die vom Menschen absichtsvoll hergestellten Phänomene oder unabsichtlichen Abfall. Die physischen Tatsachen haben für uns physische Wirkungen und psychische Qualität. Die Energie aus Raum und Zeit hat Albert EINSTEIN (1905) in seiner berühmten Formel der speziellen Relativitätstheorie ($E = m \times c^2$) als physikalisches Phänomen beschrieben, worin das Licht in seiner Ausbreitungsgeschwindigkeit einbezogen ist. Die Mächtigkeit dieses Phänomens kennen wir seit den Bomben auf Hiroshima und Nagasaki!

Die Energie aus Licht und Tönen ist anders, wenngleich nicht ungefährlicher, vielleicht eine "schleichendere" Form, aber dennoch ein Etwas bewegend, nämlich Lebewesen. Mit Licht und Tönen kann man Menschen "steuern", ohne daß ihnen daß zunächst bewußt ist (vgl. z.B. die Tricks in der Werbung). Wie beim Haus und bei Begegnungen haben wir die Erfahrung parat zur Unterscheidung in sympathische und unangenehme Wirkungen. Eine bewußte Manipulation oder "Steuerung" im Verhalten muß dann diese Erfahrung ersetzen oder ausräumen. Dazu gehört gleichzeitig eine angemessene Propaganda,

warum das gekannt sein muß und dazugehört. Diese Außenlenkung wird zum "Wohle der Umsätze" immer perfekter.

Man kann also Bewegungen - oder Verharrungen - von Menschen in Gang setzen mit Licht und Tönen, also Verhaltensweisen beeinflussen. Im Umkehrschluß können ganz bestimmte Verhaltensweisen der Menschen durch die Energie aus Licht und Tönen stabilisiert oder gar gefördert werden. Und hier liegt der Berührungspunkt mit der Freiraumplanung. Wir können Phänomene im menschlichen Verhalten wahrnehmen unter dem Einfluß von Licht und Tönen, wir können diese Phänomene beschreiben und daraus Schlüsse ziehen, sie also interpretieren. Ausgang ist unsere Erfahrung. Ohne diese Erfahrung gibt es weder Beobachtung noch Interpretation. Die werbewirksame Außenlenkung konditioniert die Menschen für die Manipulation. Licht und Töne in der Freiraumplanung sind dagegen ausschließlich indirekte Qualitäten des Gefühls, sofern die Vorgaben des Klimas physisch angemessen berücksichtigt worden sind.

Dazu ein Ton-Experiment, das KIWI und ich im Zusammenhang mit einem Seminar mit dem Titel "Platz machen - Platz haben" im Seminarquartier, einer gotischen Kapelle, durchführten. Absicht war es zu sehen, wie Menschen reagieren, wenn sie plötzlich und unerwartet Tönen ausgesetzt sind; d.h. absichtlich Lärm (Musik) hergestellt und in Beziehung zur kulturellen Erziehung betrachtet wird. Die Erwartung war, daß wir dadurch einen "Platz" im Raum herstellen. Dazu haben wir nach einer Vortragspause, als alle gerade dabei waren, wieder Platz an den Tischen zu nehmen, einen Choral aus der Matthäus-Passion von J.S. BACH per Tonband abgespielt, und zwar ohne Vorankündigung.

In der Kapelle entstand eine merkwürdige und spürbare Aura von "Heiligkeit": keiner redete mehr, niemand las etwas, (weder in Büchern noch in Zeitungen, obwohl beides da war), es raschelte auch nichts, alle saßen sehr erwartungsvoll in diesem aus Tönen erzeugten "Raum" im Raum. In der anschließenden Diskussion, bei der es ja um "Platz machen und Platz haben" ging, erzählte ein Teilnehmer von seinen Erfahrungen mit Freiräumen und Geräuschen. Er sagte: Wenn in einer Kneipe eine hohe Geräuschkulisse aus Gespräch und Musik herrscht, sind die Menschen viel eher bereit, eng aneinander zu stehen ("Eng wie Fische im Wasser"), als wenn es im Raum fast still wäre. D.h. je stiller es in solchen Kneipen zugeht, um so mehr Platz beansprucht der einzelne Besucher für sich. Oder anders: Physischer Krach ist der Dunkelheit vergleichbar und macht Furcht. Deshalb steht man eng zusammen.

Musik also als wohlgestaltetes Mittel, um für Menschen Räume herzustellen. Das können wir bei jedem Pop-Konzert erleben, wo laute Töne und ein "Regen" an Licht über die teilnehmenden Menschen hernieder geht. Darin liegt freilich auch die Gefahr, daß die Bewegungen der Menschen unter diesen Einflüssen aus

Licht und Tönen (und Emotionen !) aus dem Ruder geraten können. Wir wissen das aus Fußballstadien.

Licht, Luft, Wind scheinen imaginär, weil sie entweder kurz und vergänglich sind oder aber von lähmender Dauer. Jedenfalls bestehen sie vornehmlich in der Erinnerung, die dann zum Vergleich herbeizitiert wird. Außerdem muß das Licht in Farbe gesehen werden, so wie die Luft in Tönen.

III. Einsatz und Verweigerung des Lichtes

Andre GORZ (1977/78) hat in "Ökonomie und Politik" den Gedanken der Monopolisierung sog. "freier" Güter formuliert. Darin steckt die Frage nach dem Einsatz des Lichtes einerseits und andererseits der Verweigerung des Lichtes durch z.B. viel zu kleine Fenster. Dadurch wird das "freie" Gut Licht enteignet und den Nutzungsinteressen einzelner Gruppen oder Personen zugeführt. Es ist also nicht mehr einfach nur Hell oder Dunkel, sondern es wird mit diesen Phänomenen manipuliert. Und da fällt rasch auf, daß das Licht ein Medium, ein "Baustoff", der **Herrschaft** ist, um diese zu festigen oder auszubauen. Dies kennen wir mindestens seit der Gotik, die für sich reklamiert, in die "dunklen" romanischen Kirchen Helligkeit und Licht eingeführt zu haben (vgl. F. HEER 1962/2004). Gotische Bauherren ließen die Seitenfenster der Kathedralen wesentlich größer errichten, um derart mehr Licht hereinzulassen. Damit einhergehend wurde auch behauptet, daß auch mehr "Licht", also Gedanken, in die Köpfe der Menschen gelange. Führende Vertreter dieser "Theologie des Lichtes" waren Abt SUGER VON SAINT DENIS (in Paris), Abt BERNHARD VON CLAIR-VEAUX und MEISTER ECKEHART. Es ist richtig, daß die Seitenfenster in gotischen Kathedralen größer sind als in ihren romanischen Kirchenvorgängern, optisch bereits von weitem erkennbar an der veränderten architektonischen Form mit Strebepfeilern, die dadurch statisch notwendig wurden, um die Standhaftigkeit der Mauern zu sichern. Aber: gleichzeitig wurden die größeren Fenster mit Buntglas eingedunkelt. Gotische Kathedralen wurden derart noch dunkler als die romanischen Vorgänger mit ihren zwar kleinen, aber helleren Durchlässen. Die Verwendung von Buntglas in den Fenstern hatte die Absicht, ganz bestimmte, mystisch überladene Räume bzw. Situationen herzustellen. Es ist doch bemerkenswert, daß gotische Herrschaft das Licht als "Lichtblick" der Hoffnung verkündete (>>Gott ist das Licht!<<) und zeitgleich Menschen als Ketzer und Hexen vor diesen angeblichen "Wahrzeichen des Lichts", auf den Plätzen ihrer neuen Lichtdome im Licht des Feuers verbrannte und umbrachte. Man sperrte das Licht für die Menschen unerreichbar aus und mystifizierte dadurch den Kirchenraum, der sicher kein Freiraum war. Eigentlich wollten die gotischen (Kirchen-) Fürsten keine Räume, sondern Mystik. Und das geht nur mit Eindunkelung. Die Dunkelheit gotischer Kathedralen war / ist keine Dämmerung zum Hellen, sondern spiegelt eher die Düsternis in den Köpfen damaliger

Herrschaft. Oder anders: Die Gotik lehrt uns, daß mit Dunkelheit keine Freiräume herzustellen sind, weil sie Basis mystischer - und damit angstvoller - Zustände ist.²

Das Mystische im Verhältnis aus Licht und Schatten haben auch die Nazis für ihre Zwecke zu nutzen gewußt, als Leni RIEFENSTAHL den "Lichter-Dom" in Berlin inszenierte, viele "dicke" Lichtstrahlen senkrecht in die Dunkelheit des Nachthimmels gerichtet wie die Säulen einer Kathedrale, Symbole der Macht; mit Licht zwar hantiert, aber es direkt wieder soweit abgedunkelt, bis Mystik erzeugt wurde, eine Demonstration der Macht mit Licht und Nicht-Licht.

Auch die modernen Lichtbarone in der Planung nutzen künstliches und natürliches Licht als "Baustoff" zur Demonstration von Aufwand und Macht. Denken wir nur einmal an nachts angestrahlte Architekturen. So wird Licht eher zu einem suggestiven "Baustoff" gemacht, in Herrschaftskreisen stets beliebt. Die größte Demonstration von Licht-Macht aller Zeiten hat die amerikanische Regierung 1945 vollzogen mit dem Abwurf der Atombomben auf Hiroshima und Nagasaki, ein Licht "heller als 1000 Sonnen" (Robert JUNCK).

Doch sicher ist Licht ein "Material", mit dem wir Freiräume herstellen können, um Plätze auszuleuchten und dadurch nutzbar zu machen. Im traditionellen Handwerk hatte / hat Licht kaum eine andere Bedeutung als: Räume ausleuchten, das Dunkel auflösen und Platz machen.

Es ist also von Belang, zu unterscheiden zwischen Gebrauchsüberlegungen der Belichtung und architekturkünstlerischen Mystifikationen. Gustav LANGE verlangt z.B. den "gelben Steinen" des Belages am Königsplatz in Kassel mediterranes Licht ab; oder die Planer, die in Lüdenscheid gelben Granit aus China am Marktplatz verbauen lassen und damit exotisches Flair herstellen wollen; oder die Glasfronten des Bauhauses; oder die Sonnen-Südexpositionen, die eine Lichtüberschwemmung bedeuten; oder die Mystiker der modernistischen Historisten, denen ein altes Gebäude zur angestrahlten Krone dienen soll. Dazu passen dann die Lärmmacher, die in den Stadtkernen mit Lärmkonserven aus Städten und aus Straßen sog. "Stadtkunst" verkaufen wollten; Stichworte: "Tonberater", "Klanglandschaften"

IV. Hast Du Töne?

Wie beim Licht, so auch hier: Töne (=bewegte Luft) reichen von mathematisch wohlgeordneter Musik in Primen, Sekunden, Terzen, Quarten, Quinten, Sexten, Septimen und Oktaven bis hin zum chaotisch-ungeordneten Krach, letzterer mit höchstmöglicher Entropie. Hier gilt die Frage: Wer muß die Töne aushalten?

² Subjektiv betrachtet mag die Dunkelheit z.B. einer Hecke oder eines Forstes einen Freiraum bieten, z.B. für Verliebte. Doch objektiv gesehen, sozusagen von einer "sigmasoziologischen" Ebene her, sind diese Orte eher Orte der Flucht bzw. des Verstecks.

Wir wissen bereits aus biblischen Tagen, daß man mit Tönen etwas zerstören kann (vgl. die Posaunen von Jericho), wir wissen seit Preußens Gloria, daß man mit Tönen Menschen in den Tod schicken kann (z.B. mit Marschmusik in den Krieg), wir wissen, daß "wohlberechnete" Musik unsere Emotionen berühren kann (z.B. romantische Kompositionen) oder aber daß man mit Tönen Menschen von Orten vertreiben und aussperren kann (z.B. Maschinenkrach). Wenn wir uns ansehen, welche Leute Töne aushalten müssen / dürfen, dann erhalten wir ein ähnliches "Bild" wie beim Licht:

* Wo wohlgestaltete Musik erklingt (hier ist der melodische Klang als mathematisch geregelte Abfolge von Tönen, also Tonleitern, wichtig), da halten sich Privilegierte auf.

* Wo chaotisch ungeordneter Krach vorherrscht (Autobahnlärm, Maschinen, Explosionen...), da müssen Nicht-Privilegierte leben, und das sind die meisten: Minderheiten, materiell Verarmte, oder einfach dazu Gezwungene, z.B. am Rande von Flugplätzen oder militärischen Truppenübungsplätzen...

Also sind Töne (=bewegte Luft) ein weiteres Medium, mit dem die Qualität eines Raumes beeinflußt werden kann, und zwar von der absoluten Verhinderung menschlicher Bewegungen und Aktivitäten bis hin zur Möglichkeit, Räume frei zu nutzen. Dabei ist hier wiederum die Relativität des Begriffs beachtenswert, je nach Standpunkt: Was den einen Krach, ist den anderen eine angenehme Erscheinung.

Ein Beispiel:

In Nürtingen hatte ich einen Studienkollegen, der Autorennen sehr mochte. Irgendwann besuchte ich ihn in seiner Studentenbude und mir schlug ein fürchterlicher Maschinenkrach entgegen. Der Krach kam aus den Lautsprechern des Plattenspielers. Der Studienkollege hatte eine LP aufliegen mit den originalen Motorengeräuschen vom Autorennen in Monaco 19xx. Er konnte sogar aus dem Krach die Geräusche den einzelnen Rennfahrern zuordnen. Krach also als angenehmes Phänomen?

Andererseits mag eine BACH'-sche Fuge oder ein HAYDN'-sches Streichquartett, trotz wohlberechneter Tonlagen in Terzen, Quinten, Ganz- und Halbtonschritten in Moll und Dur etc., in den Ohren vieler Menschen Unwohlsein ("Katzengejammer") hervorrufen.

Eine eindrucksvolle Demonstration von Macht durch Töne sind die Militärmaschinen in Tieffluggebieten. Ich habe im Hunsrück in einem solchen Gebiet diesen unberechenbaren Krach inkl. der Explosionen durch das Durchbrechen der sog. "Schallmauer" aushalten müssen, ein Gefühl der vollständigen Ohnmacht. Niemand der Hunsrücker Leute, die diesem Krach ausgesetzt waren, hat ihn je akzeptiert.

Vielleicht kann man Töne in folgende Reihe bringen: Wer sie einzuordnen vermag, und das kann man nur, wenn der Hintergrund, der Kontext, bekannt und

gewollt ist, d.h. wenn man eine bestimmte Sichtweise einnehmen kann, der kann sie auch aushalten.

V. Das Bild:

Bei der Betrachtung von Wirkungen durch Licht und Töne müssen wir deren Entstehungsgeschichte berücksichtigen. Auch hier entstehen Phänomene, also "Bilder", die völlig unterschiedlicher Herkunft mit total verschiedener Geschichte sein mögen und dennoch das ähnliche Phänomen erzeugen, wie wir das aus der Vegetationskunde kennen. Ich will das erläutern am mathematischen Beispiel des "Bildes" der Zahl 12:

* es kann entstehen aus dem reinen Produkt der "Bilder" zwei mal sechs ($2 \times 6 = 12$);

*es kann entstehen aus dem reinen Produkt der "Bilder" drei mal vier ($3 \times 4 = 12$);

* es kann entstehen aus der reinen Addition der "Bilder fünf plus vier plus drei ($5 + 4 + 3 = 12$);

* es kann entstehen... ..usw

* es kann aber auch entstehen aus der sehr interessanten "Geschichte" mit imaginären Faktoren, z.B.

$$(1 + \sqrt{-11}) \cdot (1 - \sqrt{-11}) = 12$$

D.h.: ein wahrnehmbares "Bild", das nicht Realität oder Wirklichkeit sein muß, ist durch die Kombination von Imaginationen, Phantasien, Einbildungen etc. darstellbar. Anders gesagt: Zwölf ist nicht gleich Zwölf! Das bedeutet, daß es gar nicht darauf ankommt, wie das "Bild" aussieht oder was es ist. Interessant ist die Frage, woher es kommt.

Nun, das ist nichts Neues. In der Landschafts- und Freiraumplanung ist das gängige Praxis. Bezogen auf das Beziehungsgeflecht aus Licht und Tönen schließt dies Werte von hell bis dunkel und von leise bis laut ein, also eine Vielzahl unterschiedlicher Kombinationsmöglichkeiten und deren Verwandtschaften. Es ist also möglich, die Phänomene Licht und Töne und deren Wirkungen auf die Menschen zu beobachten, die einzelnen Parameter wahrzunehmen und zu beschreiben und Gefundenes mit an anderen Orten gemachten Beobachtungen zu vergleichen und zu verstehen, was nichts anderes darstellt als einen Planungsprozeß: Visite, Anamnese, Diagnose, Prognose.

Dazu eine Beobachtung aus Saarbrücken 2004:

VI. Ein Zufalls-Experiment:

Ich habe die Beobachtung gemacht, daß Menschen sich anders verhalten, wenn die Bedingungen sonnig-heiß und leise zu schattig-kühl und laut sind. In einer These formuliert:

Wenn es im Schatten laut ist, sind die Menschen im Alltag eher bereit, in der Hitze der Sonne zu sitzen, wenn es dort leise ist. Ist es dort auch laut, bleiben sie im Schatten.

Um der These nachzugehen, habe ich mir 2 Beobachtungsfelder in Saarbrücken ausgesucht: 1. der Cottbuser Platz an der Lebacher Straße und 2. die Hafensinsel in Nähe der Westspange. Beide Orte haben eine Lärmbelastung durch fahrenden Verkehr, aber auch ruhige Gebiete. Ziel der Beobachtung war die Frage: Wo setzen die Menschen sich hin, wenn es zwar leise ist, aber brütend heiß und sonnig hell und es gibt nur die Alternative, daß man im kühlenden Schatten nur im Krach sitzen kann. Für diese Beobachtung habe ich als Aufnahmeform die Matrix gewählt. Auf einem vorbereiteten Karo-Papier habe ich 10 Felder in der Senkrechten und in der Waagerechten eingeteilt. In der Vertikalen habe ich hell-dunkel geschätzt (0 - 100 % in 10er Schritten), in der Horizontalen leise-laut (ebenfalls 0-100 %). In den Matrixfeldern habe ich per Striche die Zahl der Personen eingetragen, die sitzend sich wo aufhalten (vgl. Abb.: 1 u. 2). Das ist insofern wichtig, um Zufälle möglichst auszuschließen, denn sitzende Menschen wählen sich ihren Platz, stehende oder gar schlenдерnde finden ihren Platz eher zufällig, halten sich auch nicht allzu lange auf. Die Aufnahmen habe ich an 2 sonnig-heißen Tagen in der Zeit von 14.00 Uhr bis 18.00 Uhr gemacht. Dabei ist folgendes herausgekommen (vgl. Abb. 3):

Je lauter der Krach im kühlenden Schatten, um so eher scheinen die Menschen bereit zu sein, sich in die Sonne/Hitze zu wagen, wo es leiser ist, dafür aber schwitzig-unaussehbar.

Wohl gemerkt: Ich habe Alltagsmenschen beobachtet, die z.B. Edeka-Taschen schleppten oder Kinderwagen schoben, eben Leute in öffentlichen Räumen, und nicht "Sonnenanbeter" in Badeanstalten. Deshalb halte ich die Saarwiesen an der Autobahn für ein eher ungeeignetes Gebiet, um alltagsbezogene Verhaltensweisen zu beobachten. Die beiden Fälle sind für eine Verallgemeinerung noch zu wenige, um ein konkretes Prinzip zu erkennen, aber möglicherweise steckt darin schon eine Tendenz. Das "Bild" der Matrix ist in beiden Fällen ähnlich (vgl. Abb.:3). Die bildliche Wiedergabe der Matrix-Werte in einer Dreidimensionalität von Licht/Helligkeit, Lautstärke und dem Aufenthaltsort der Menschen in einer geometrischen Figur bilden eine positiv gebogene Fläche, die in verallgemeinerter Form einem aufgeblasenen Segel gleichen (vgl. Abb. 4). Dabei ist zu erkennen, daß die Fläche im oberen Drittel am breitesten ist. Offenbar liegt das Optimum der Ertragbarkeit von Helligkeit und der Lautstärke in diesen oberen Dritteln.

Carthager Platz / Alsdorfer Str., Saarbrücken
 28.7.2004, 14^h Uhr - 18^h -
 sonnig-klarer Tag

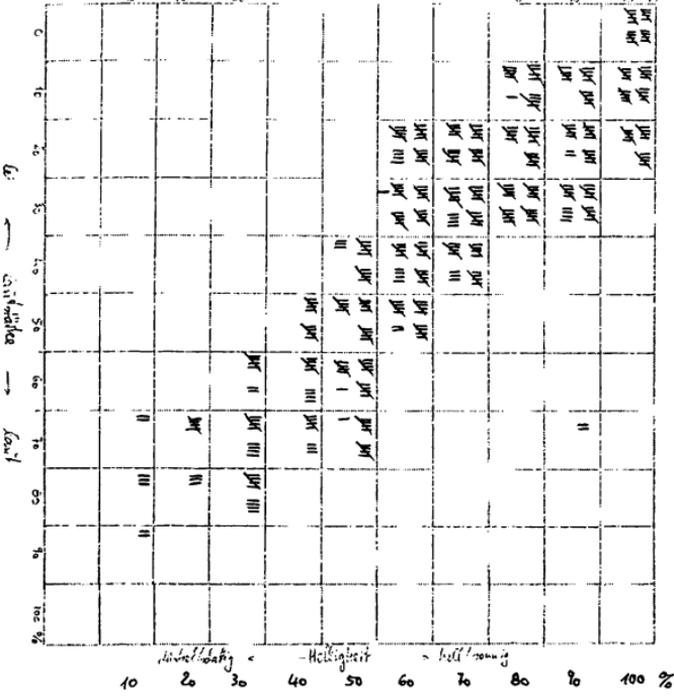


Abb. 1

Koffeinwästel / Wehpausenwästel,
 29.7.2004 Brinford Kreis
 14^h Uhr - 18^h Uhr

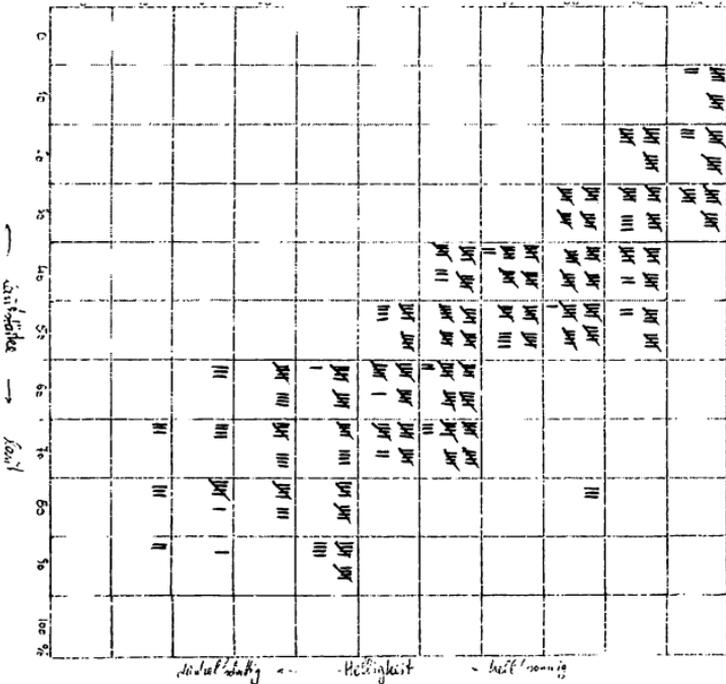


Abb. 2

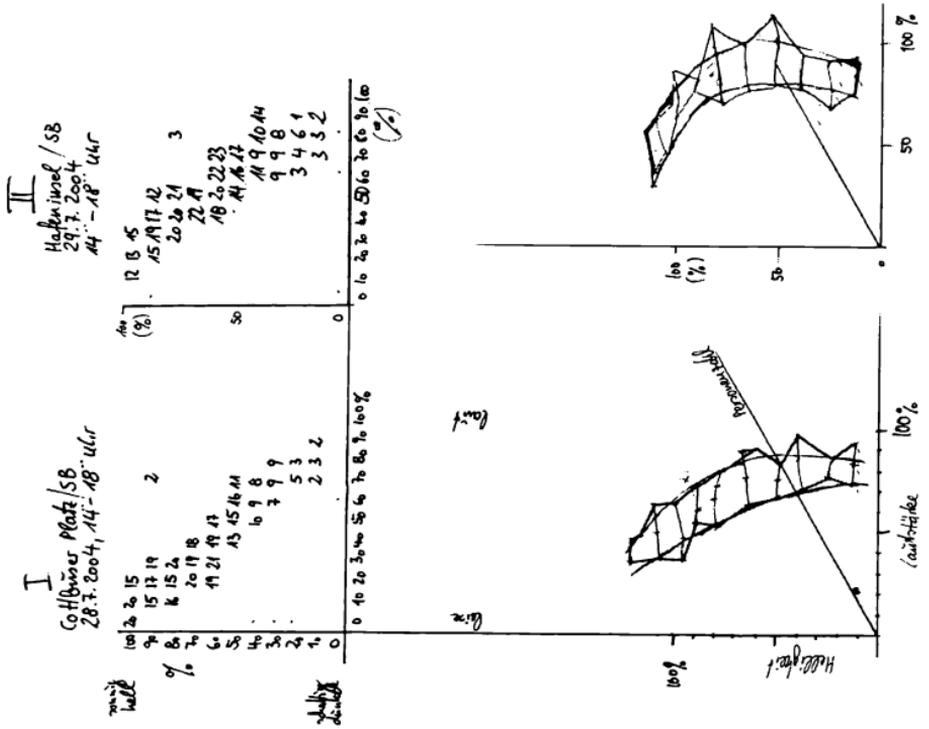


Abb. 3

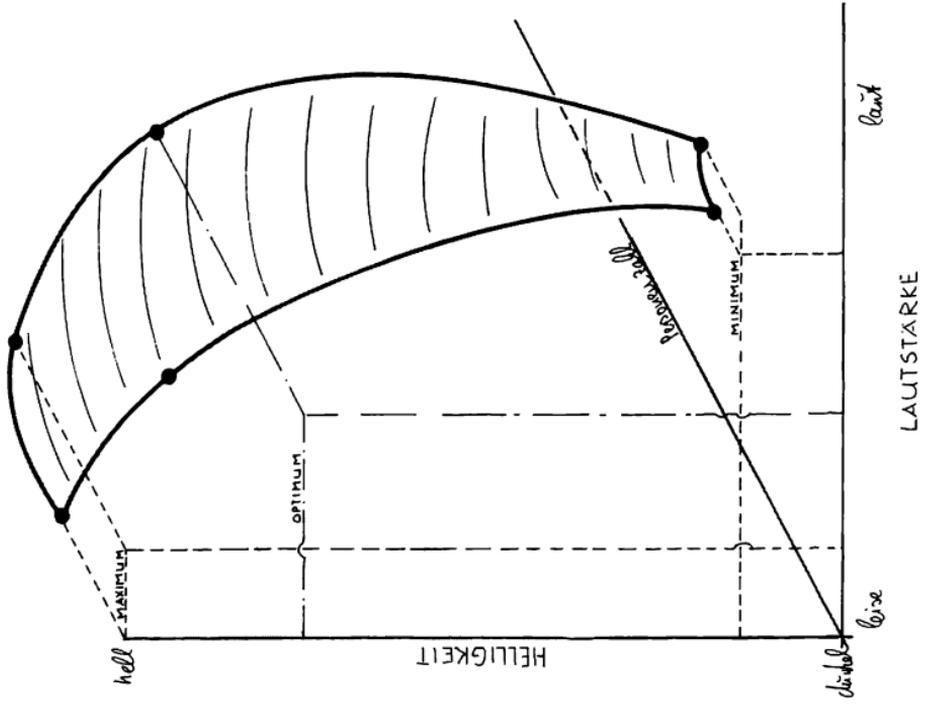


Abb. 4

VII. Und die Moral von der Geschicht?

Ich bin überzeugt, daß wir Qualitäten von Freiräumen nur dann definieren und beschreiben können, wenn wir sie zuvor beobachtet haben, und zwar **systematisch**. Dazu gehört, daß wir uns zuvor eine Systematik überlegen und dann danach handeln. Sollte sie unsinnig gewesen sein, müssen wir uns eine neue / andere überlegen. Oder anders: Freiraumqualität kann man nicht erfinden / entwerfen. Man kann sie auch nicht berechnen. Man kann sie sich aber anhand physischer Werte und deren Wirkungen durch Beobachtung erschließen, z.B.: Wohin tendieren die Menschen zu sitzen unter der Einwirkung von Licht und Tönen? Die dargestellte Systematik, ob als Aufnahme oder als Graphik wiedergegeben, ist dabei die Grundlage für die Überlegung, wie die "Bilder" entstanden. Und sie läßt zugleich Prognosen zu. Dabei sollten wir die Erkenntnis aus der Quantenphysik, die ja das Licht als wichtigen Arbeitsgegenstand hat, berücksichtigen: Nicht einmal im Prinzip kann der Zustand der Lichtwelt zu einem bestimmten Zeitpunkt gewußt werden. Alles, was beobachtet wird, ist "nur" eine Auswahl aus der Gesamtheit des Möglichen und damit eine Begrenzung dessen, was in der Zukunft sein könnte (vgl. HEISENBERG's Unbestimmtheitsrelation 1925/1927). Also die physikalisch so feststehenden "harten" Gesetze sind seit 1905, dem Publikationsjahr der speziellen Relativitätstheorie, sehr variabel geworden, um nicht zu sagen: philosophisch, denn sie werden seither nicht mehr als Wirklichkeit, sondern als Wahrscheinlichkeit, als mögliche "Abläufe" wahrgenommen. Nicht die Dinge selbst sind uns zugänglich (man versuche mal, Licht in Flaschen abzufüllen!), sondern die Beziehungen und Verhältnisse als Wahrnehmung (wörtlich).

VIII. Zum Schluß:

Meine Betrachtung der Verbindungen von Licht und Tönen (=bewegte Luft) und daraus resultierendem Verhalten von Menschen ist nur ein An-Denken, eine erste Näherung. Ich habe durchaus das Gefühl, mich in "Sumpfgelände" zu bewegen, wo die Trittstellen nicht alle sichtbar sind. Es wurden z.B. wichtige Faktoren, warum Menschen sich an ganz bestimmten Orten sitzend aufhalten, noch gar nicht einbezogen, z.B. die ganze "Welt" der Gerüche, von angenehm bis unerträglich. Da gibt es sicher noch ein sehr reiches Betätigungsfeld philosophisch-planerischer Art.

IX. Abspann:

Licht-Geflimmer-Blitzen-Krach

WorteTöne aufgeblasen
Aus MünderOhren, hart gemacht
Kunstvoll scheinbar Gedanken rasen
Phantasien? Erschlagen dargebracht?

Zugemalt mit Licht
Interferenzierende Eindunkelung
Eingeplant war das Helle nicht
In der Geister Bedrohung

Wenn sie in Obertönen schwingen
Kaum wahrnehmbar bezirzen
Und doch ein Unglück für Dich bringen

Kam ein Dunkel leise heimlich.
Sollt' auf Änderlösung dringen?
Wer? blieb: WorteTöne LichterRingen.
(Klauck, E.J.:2007:75)

Literaturangaben:

EINSTEIN, Albert 1905: Zur Elektrodynamik bewegter Körper. - in: Annalen der Physik 38, Berlin.

GORZ, Andre(1977/78: Ökonomie und Politik. - Frankfurt/M.

HEER, Friedrich (1961/2004): Mittelalter von 1100 bis 1350. - Kindlers Kulturgeschichte, München und Berlin.

Heisenberg, Werner 1925: Über quantentheoretische Umdeutung kinematischer und mechanischer Beziehungen. – Zeitschrift für Physik 33:879-893. München

Heisenberg, Werner 1927: Über den anschaulichen Inhalt der quantentheoretischen Kinematik und Mechanik. – Zeitschrift für Physik 43:172-198. München.

KLAUCK, E.J. 2007: Wetter Wind und Wiesenblumen. Gedichte 1980-2004. Hrsg.: AG Freiraum und Vegetation. Kassel

SCHARLA, Lutz 2004: Das ist ja die Höhe - Höhen, Tiefen und Licht im Hausbau. Notizbuch der Kasseler Schule 64:4-22, Kassel.



Foto Bernd Sauerwein, Kassel

Neidkultur im Bebauungsplan

Eigentum im Geschosswohnungsbau

Heike Lechenmayr

Ich werde in meinem Beitrag von einem durch und durch schrägen Stadtvillen - Objekt in einer Neubausiedlung und den dazugehörigen Grünflächen erzählen, indem ich Mitte 2002 mit der Sanierung und Pflege der Außenanlagen beauftragt wurde. Es sind insgesamt 4 Stadtvillen die 1998 fertig gestellt wurden und seit dieser Zeit infolge billigster Machart ständig saniert werden. Bei starken Regenfällen lief das Wasser in die Keller, die Dächer waren undicht. Im Zuge der Gebäudesanierung mussten schließlich auch die Grünflächen komplett neu hergestellt werden und im Zuge der schlechten Garten- und Landschaftsbauarbeit des ausführenden Subunternehmers bin ich zunächst als Beraterin des Landschaftsarchitekten auf diese Baustelle gekommen. Im weiteren Verlauf wurde ich mit der Sanierung der Rasenansaat, der Sanierung der Baum- und Heckenpflanzungen sowie einer Bodendeckerpflanzung beauftragt. Bis zum Frühjahr 2004 hatte ich dann auch den Auftrag zur Dauerpflege der Außenanlagen, die aus Kostengründen wieder gekündigt wurde. Jetzt wurde ich wieder mit einigen Grundpflegegeschichten beauftragt.

Im Laufe der Tätigkeiten vor Ort, wurde ich natürlich immer wieder in Gespräche der EigentümerInnen verwickelt und aus dem ganzen Ärger über Art und Weise der Ausführungsarbeiten den sie mir erzählten, war auch immer wieder der Neid untereinander heraus zu hören. Ein Neid, der in meinen Augen mit dem 'Bebauungsentwurf' sowie dem anschließenden Verkaufsentwurf des Architekten, bei dem einen einfach nichts mehr einfällt, zu tun hat (vgl. Arndt, P. et al 2004).

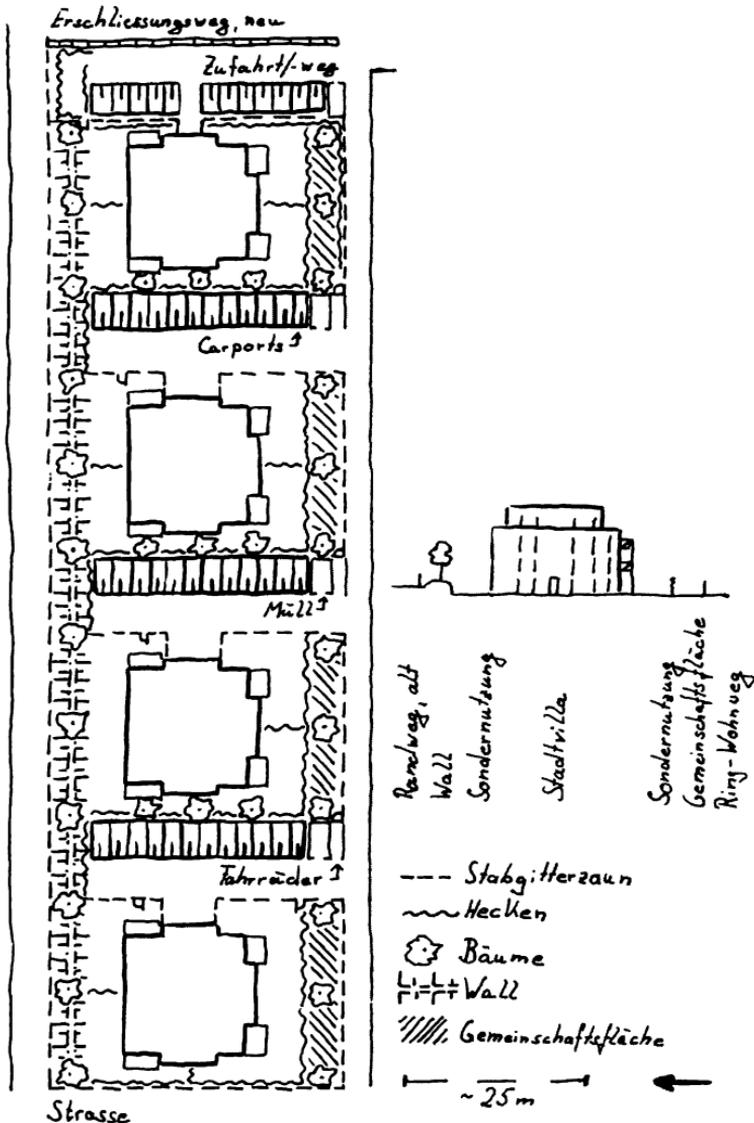
In Kassel habe ich aus diesem Objekt bereits über die Herstellung einer Bodendeckerpflanzung im Hinblick auf einen späteren sparsamen Pflegeeinsatz berichtet. Jetzt möchte ich die 4 Stadtvillen im Ganzen vorstellen und über meine gärtnerischen und planerischen Interventionen berichten, aus Abstandsflächen doch noch einigermaßen brauchbare Freiflächen herzustellen. Dies alles unter dem Aspekt: Was macht man, wenn man als letzte auf die Baustelle kommt, eigentlich alles zu spät ist und nur noch ausführendes Organ ist? Der abgebildete Plan zeigt bereits meine Intervention der Verschiebung der Heckenlinie vom Zaun zwischen die Gemeinschaftsflächen und die privaten Freiflächen.

Die Flächensiedlung

Sie wird von 3 Erschließungsstraßen und im Norden von einem bereits seit langem bestehenden 6 m breiten Randweg eingezäunt. Eingezäunt, weil es natür-

lich keine die kurzen Wege zulassende Anbindung an die bestehende Erschließung gibt. Das Neubaugebiet selbst durchquert eine 4 m breite Ring-Wohnstraße, die nur mit einer Erschließungsstraße im Westen verbunden ist. An dieser Wohnstraße entlang wurden im Norden und Süden Stadtvillen vom Typ 4-geschossiges Punkthochhaus gebaut. Im Inneren wurden 4 Reihenhauszeilen gebaut, jeweils erschlossen über Sackgassen.

Diese verschwenderische, organische Erschließung beschreibt Bernd Gehlken (2004:173) als typisches Merkmal der Flächensiedlungen, die ohne Regeln und ohne Brauchbarkeit im Alltag nach wie vor gebaut werden. Bereits ein harmloses Paketauto führt zum Chaos, weil keiner mehr vorbeikommt.



Aufteilung der Grundstücke

Die 4 Grundstücke sind jeweils 25 x 40 m, also gut 1000 m², groß. Das letzte Grundstück in der Reihe hat immer etwas andere Maße und Abfolgen, was in der Erzählung nicht berücksichtigt wird, weil es für das Prinzip und die Gedanken nicht von Bedeutung ist.

Zwischen den Gebäuden existiert jeweils eine 5 m breite Eingangerschließung und eine 5 m tiefe Carportanlage. Die Gebäudeeingänge liegen zu diesen Erschließungen. Die Carportanlagen sind jeweils 30 m lang, zur Wohnstraße sind Müllboxen und Fahrradabstellplätze gebaut.

Die Stadtvillen

Die Stadtvillen sind viergeschossige Vierspänner, 3 Geschosse plus Penthouse-Bebauung. Pro Stockwerk gibt es 4 Wohnungen, im Penthouse 2. Die Stadtvillen selbst haben jeweils einen quadratischen Grundriss von 18 x 18 m und stehen natürlich mittig auf den rechteckigen Grundstücken.

Was hier also als Stadtvilla verkauft wird, ist nichts anderes als ein abgeschnittenes Punkthochhaus im Plattenbau.

Die Organisation im Querschnitt

Die Abfolge der Organisation der Grundstücke erfolgt in Nord-Süd Richtung in der Aufteilung Gemeinschaftsfläche - Freifläche - Gebäude- Freifläche - Gemeinschaftsfläche. D.h. pro Grundstück 2 Gemeinschaftsflächen und 4 Flächen für die private Nutzung. Die Gemeinschaftsflächen sind ca. 5 x 25 m groß. Die den EigentümerInnen der Erdgeschosse zugeordneten Freiflächen sind zwischen 65 und 90 m² groß und unterliegen dem Sondernutzungsrecht. Die Gemeinschaftsflächen zur neuen Wohnstraße sind eben. Nach Norden, also zum alten Randweg hin, wurde überschüssiger Erdaushub als Wall mit 45° Gefälle zu den Gebäuden hin modelliert. Er hat eine ca. 1 m breite Krone und fällt zum Randweg wieder ab. Angeblich gab es diesen Wall im Verkaufsentwurf nicht.

Ausstattung der Grünflächen

Seitens des Bauträgers wurde eine Minimalbepflanzung nach Auflagen des Bebauungsplanes und Grünordnungsplans durchgeführt, d.h. Baum- und Heckenpflanzungen. Insgesamt wurde 40 Bäume gepflanzt, 12 Ahorn-Bäume auf dem Wall, 12 Linden auf den Gemeinschaftsflächen, 9 Baumhaseln jeweils auf den Westseiten dreier Gebäude. Für die Heckenpflanzungen wurden gemäß den Auflagen Hainbuchen verwendet, lediglich entlang der Erschließungsstraße wurden auf Wunsch der EigentümerInnen und nach dem Misslingen der Erstbepflanzung mit Liguster eine Thuja - Hecke gepflanzt.

Der Wall und die privaten Flächen wurden mit einer Rasenansaat versehen, wobei der Wall jetzt 2 - 3 mal pro Jahr gemäht wird. Dieser hat heute wegen der insgesamt zu spät einsetzenden Pflege nach der Fertigstellung, erneuter Störung während der Sanierungsmaßnahmen, der folgenden diskontinuierli-

chen Pflege und verzweifelter Eingriffe der EigentümerInnen (Spritzmittel und nicht gepflegte Pflanzungen) ein Erscheinungsbild zwischen Ackerrand und Straßenböschung.

Die Gemeinschaftsflächen zur Wohnstraße wurden im Auftrag und auf expliziten Wunsch der EigentümerInnen mit Bodendeckern bepflanzt. Diese sollen auf Wunsch der EigentümerInnen nicht genutzt werden. D.h. da Sondernutzungsrecht, da Niemandsland.

Grenzen

Eingefriedet sind die Grundstücke entlang der meisten Grenzen mit einem 1,20 hohen Stabgitterzaun, manchmal ersetzen Heckenpflanzungen den Zaun, manchmal gibt es beides. Jedes Grundstück hat an beliebig gewählter Stelle Tore zu den Gebäudezufahrten, d.h. nicht jede Parzelle hat ein 'Gartentörchen'. Zwischen den privaten Parzellen gibt es meistens Heckenpflanzungen. Entlang des Stabgitterzaunes an der Wohnstraße war im Entwurf eine Heckenpflanzung mit Hainbuchen vorgesehen. Diese wurde auf meine Intervention hin zwischen Gemeinschaftsflächen und private Flächen verlegt.

Betrachtung der Grenzen

Die materielle Herstellung und Stellung der Hecken, geplant entlang des Zaunes an der Wohnstraße, war zum Zeitpunkt meiner Beauftragung das einzige an dem noch zu rütteln war. Und das einzige was im Entwurf stimmt, ist die Grenzziehung zwischen den privaten Gärten. Der Rest ist Schrott und macht sprachlos (vgl. Arndt, P. et al 2004). Der moderne Stabgitterzaun, egal welche Höhe gewählt worden wäre, taugt nicht als Wand, weil er durchsichtig ist. Es fehlt eine brauchbare Wand entlang der Zufahrtswege, die eindeutige Trennung zwischen privaten Flächen und Gemeinschaftsflächen. Die Einfriedung entlang der Wohnstraße, Stabgitterzaun plus Hecke, wäre doppelt gemoppelt vorgesehen, und somit eine doppelte Geldausgabe und überdies behindert der Zaun eine vernünftige Heckenpflege.

Bei einer mittigen Stellung der Gebäude, bei der alles zum Vorne und Hinten wird, wäre nach den Überlegungen vom PlanerInnenseminar Wollingst I und wie es H. Böse-Vetter (2004:190) noch mal ausgeführt hat, zumindest eine 2m hohe Wand rund um die privaten Flächen notwendig gewesen. Alle BewohnerInnen in dieser Siedlung die genügend mutig waren, haben diese Nachbesserungen auch vorgenommen. In den Reihenhauszeilen, wie in den Stadtvillen.

Interventionen zur Herstellung privater Freiflächen

Heckenpflanzung

Bereits im Vorfeld und während der Beratertätigkeit habe ich meine Empfehlung zur Erhöhung der Stückzahl der Hainbuchenhecken von 3,5 auf 5 Stück pro laufenden Meter mit einer Endhöhe von 2m ausgesprochen. Dies mit dem

Argument der Dichtigkeit auch im Winter über die vergleichbare Herstellung des Lattenzaunes. Ein Ratschlag, der mit 4,5 Stück pro laufendem Meter auch befolgt wurde. Mit Erhalt des ersten echten Auftrages und während einer ersten gemeinsamen Begehung mit Landschaftsarchitekt, Hausverwaltung und Beirat habe ich die Versetzung der vorgesehenen Heckenpflanzung am Zaun zwischen Gemeinschaftsflächen und privaten Flächen empfohlen. Auch dieser Ratschlag wurde befolgt.

Meine Argumentation belief sich dabei von der Unmöglichkeit der Pflegesituation für die gärtnerische Seite bis hin zur Klärung der Eindeutigkeit der verschiedenen Räumlichkeiten. Pflegegärtner würden ständig in den privaten Bereichen rumtrampeln, Hecken an Zäunen sind schlecht zu pflegen. Für die übrigen BewohnerInnen entsteht der Eindruck, die im Erdgeschoss lebenden BewohnerInnen kriegen den Vorgarten gepflegt. Spielenden Kindern wäre überhaupt nicht plausibel verständlich zu machen, warum sie in die Gemeinschaftsflächen noch nicht mal die Zehenspitzen stellen dürfen.

Mit der Verlegung der Linie für die Heckenpflanzung war von vornherein klar, daß für die EigentümerInnen am schlecht gepflegten Wall mit den einsehbaren privaten Freiflächen eine erneute und vielleicht auch verschärfte Neidsituation entsteht, die aber nicht aufzuheben ist, da sie im Entwurf angelegt ist und der Geldbeutel der EigentümerInnen durch ständige Sanierungsarbeiten und damit verbundenen ungeklärten Rechtssituationen schon über Gebühr strapaziert worden ist.

Der Wall und die Aneignung

Im Zuge der allmählichen Bepflanzung und der kontinuierlichen Pflege vorne, hat das natürlich die EigentümerInnen hinten an ihren eigentlichen Wunsch der Bodendeckerbepflanzung auf dem Wall erinnert. Der Aspekt Straßenböschung ist verständlicherweise ein Ärgernis.

Um meinen Rat gebeten, gab ich zu bedenken, daß die Bodendeckerpflanzung im Unterhalt zu teuer ist. Statt dessen habe ich die Klärung des Sondernutzungsrechtes für den halben Wall vorgeschlagen, die Terrassierung des Walles sowie die Pflanzung einer Hecke auf der Wallkrone.

Relativ schnell hatte ich von einigen EigentümerInnen den Auftrag zum Abtragen der Grasnarbe auf dem Wall in Verlängerung der privaten Flächen bis zur Böschungskrone in der Tasche. Vollzogen haben sie diese Vorgehensweise in Eigenregie und in einer internen Klärung mit der Hausverwaltung. Terrassiert wurde nicht, es gab auch keine Heckenpflanzung. Hier schlägt das Sondernutzungsrecht wieder zu, denn keiner will in unsicherer Position soviel Kosten übernehmen. D.h. auch hier wieder der Neid zwischen vorne und hinten, weil die EigentümerInnen vorne es auf Kosten der Investoren- und Gemeinschaftskasse "schön" bekommen haben und die nach Norden eine Verbesserung aus eigener Tasche bezahlen müssen.

Heckenpflanzungen seitens der EigentümerInnen

Natürlich haben auch die EigentümerInnen der Gärten längs der Zufahrten bald gemerkt, dass da noch was fehlt und die fehlende Wand durch eine immergrüne Heckenpflanzung hergestellt. Andersherum kann angenommen werden, daß Ihnen die Ergänzungspflanzungen durch die Verschiebung der Heckenpflanzung leichter gemacht wurde.

Trotzdem gab es auch hier den Neid, weil dieser Teil natürlich aus eigener Tasche bezahlt werden musste. Genauso waren dann natürlich die anderen wieder am 'neideln', weil sie keine immergrüne blickdichte Hecke haben und die Hainbuchen ja sozusagen vor die Nase gesetzt bekommen haben.

Die Neidkultur

Natürlich könnte man behaupten, das alles sind erwachsene Menschen und das was sie jetzt haben, ist selber ausgesucht. Trotzdem liegt die Verantwortung beim Architekten mit seinem Plan das Miteinander zu ermöglichen. Tatsächlich täuscht der Entwurf gleiche Qualität bei gleicher Quantität vor. Es ist ein Betrug an den Leuten, die ja nicht täglich ein Haus kaufen, also auf keine Erfahrung zurückgreifen können. Als Handwerkerin konnte ich diesen Betrug live beobachten und spüren. Und wer konnte, wer im Zuge der ständigen Sanierungs- und Nachbesserungsarbeiten noch nicht im finanziellen Desaster steckte, hat seine Wohnung so schnell wie möglich wieder verkauft.

"Ungeachtet ihrer unterschiedlichen ökonomischen Grundlage besaßen alle gleichartige Anteile und Zugänge zur öffentlichen Straße - dem Markt - und der produktionsöffentlichen Seite - den Rändern an denen die Produktionsgärten der StadtbürgerInnen liegen..... Die Ungleichheit über die Verfügung hausnaher Produktionsgärten, wird über die Durchlässigkeit und Dichte des Straßen- und Wegenetzes tendenziell aufgehoben" (Bogner, E. et al 1992).

Mit diesem Zitat will ich an die Diskussion des PlanerInnenseminars 1992 in Miltenberg erinnern. Trotz unterschiedlicher privater Ökonomien hatten die Bewohner der alten mittelalterlichen Stadtteile in Miltenberg und Bürgstadt die gleichen Anteile am öffentlichen Leben. Die gleiche Qualität liegt in der Durchlässigkeit der Bebauung und in der Stellung des Hauses zur Straße. Da im vorliegenden Fall alle Regeln aufgehoben wurden, der Entwurf die Gleichmacherei vortäuscht, werden der ganze Frust und die Streitigkeiten an der materiellen Ausstattung der Grünflächen ausgetragen.

Eigentum im Geschoßwohnungsbau

Dies ist ein Gedanke für den während des Symposiums kein Platz mehr war, hier aber noch festgehalten werden soll, weil ich den Eigentumswohnungsbau für eine 'hammerharte' Erfindung halte.

Wohnt man zur Miete im Geschößwohnungsbau, dann wohnt man einfach nur und man weiß mit wem man streitet. Eigentum im Geschößwohnungsbau heißt, es wird die Scheindemokratie eingeführt und es gibt keine Rechte mehr. Es wird ein Vorstand gebildet, der die Arbeit der Hausverwaltung kontrolliert und die Beschlüsse fällt. Schön für die Hausverwaltung, denn die ist jede Verantwortung los, ein Eigentümer wird aber zum Sündenbock gemacht. Alle anderen EigentümerInnen sind gleichzeitig der Willkür des Beirates ausgeliefert. Mit Sicherheit wurde der Vorschlag der Heckenpflanzung auf dem Wall nicht in die EigentümerInnenversammlung getragen. Zitat des Oberbeirates, der eine ebenerdige Wohnung nach hinten zum Wall gekauft hat: "Ich habe meinen Sichtschutz bereits an der Terrasse gepflanzt, ich brauche ihn auf dem Wall nicht mehr"

Sündenbock und Willkür sind eine Geschichte. Im vorliegenden Fall handelt es sich zudem noch um einen Neubau, bei dem das sonst übliche Eröffnungsgrün nur sehr minimalistisch mit auf dem Weg gegeben wurde. Die weitere Entscheidung, sprich die Ausstattung der vorderen Gemeinschaftsflächen wurde in die Hand der EigentümerInnen / bzw. des Vorstandes gelegt. Die EigentümerInnen mussten also auch noch Planer für alle spielen. So wird endgültig jede Verantwortung auf die EigentümerInnen abgelegt und man kann hinterher sagen, das habt ihr doch alles so gewollt. Natürlich entscheidet sich der Eigentümer für eine Abpflanzung, weil er für alle entscheiden muss und er tut das, was er kennt.

Schlechte Nachbesserung

Beim Einfamiliengebäude ist es vielleicht noch machbar über die Wahl der richtigen Mittel einen privaten Freiraum herzustellen. Im Geschößwohnungsbau ist dieses Unterfangen nahezu unmöglich. Aus den Sondernutzungsgärten sind mit der Heckenverschiebung bestenfalls Freiflächen entstanden, niemals Freiräume. Die Gärten bieten nur scheinbar einen sicheren Raum, die Stapelung der Wohnungen verhindert spätestens den uneingeschränkten Gebrauch, weil immer noch das Dach fehlt oder der Abstand zu den darüber liegenden Wohnungen fehlt. Im Prinzip können die EigentümerInnen nur GärtnerInnen für die Siedlung sein, indem sie ihn hübsch bepflanzen.

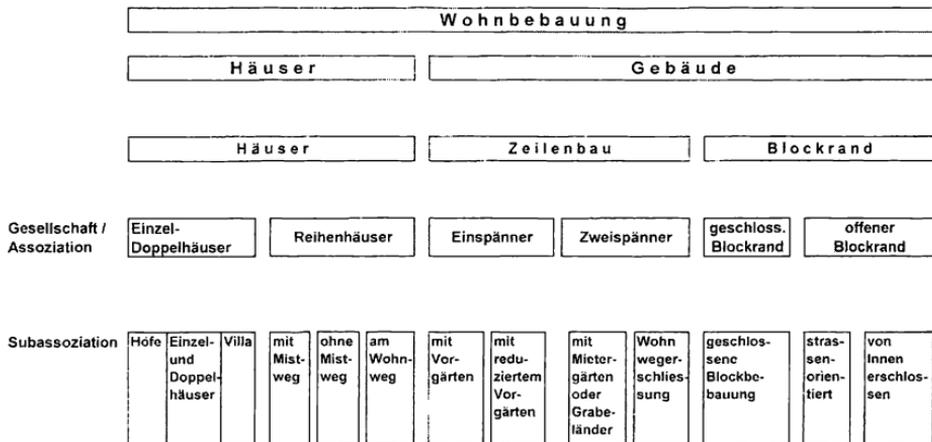
Literatur

- Arndt, P. et al 2004:** Der modische Bebauungsplan. 15. PlanerInnenseminar. Unveröffentl. Manuskript.
- Bogner, E. et al 1992:** Stadtränder. Studienarbeit zum PlanerInnenseminar in Miltenberg. Unveröffentl. Manuskript.
- Böse-Vetter, H. 2004:** Kleine Zaunkunde. In Notizbuch 58:190. Hrsg.: AG Freiraum und Vegetation. Kassel
- Gehlken, B. 2004:** Von der Rand zur Flächensiedlung. In. NB 58:170. Hrsg.: AG Freiraum und Vegetation. Kassel

Anmerkungen zur Diskussion der Klasse der Wohnbebauung

Helmut Lührs

1991 haben HARENBURG B./ WANNAGS I. einen Vorschlag zur Gliederung der Klasse der Wohnbebauung vorgelegt und diesen ausführlich mit Tabellen diskutiert und begründet.



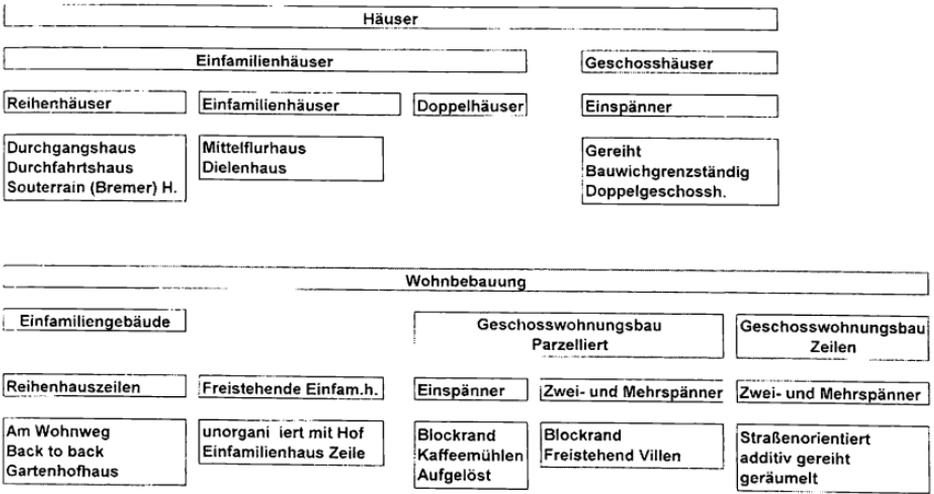
HARENBURG B. / WANNAGS I. 1991:21

Trotz zahlreicher weiterer Arbeiten (*ich beziehe mich hier ausschließlich auf Veröffentlichungen in Notizbüchern und Neubrandenburger Skizzen, s.u. Arbeiten, die in diesen Schriftenreihen nicht veröffentlicht sind, aber in der gleichen Tradition stehen, gibt es natürlich auch - z.B. BUCKEL S. et al. 2001, aber sie teilen m.E. das gleiche Phänomen, um das es mir im folgenden geht*) hat der Vorschlag im Hinblick auf die Diskussion der systematischen Gliederung eine nur geringe Resonanz in der literarischen Rezeption gefunden. Aber nicht nur eine systematische Diskussion ist weitgehend ausgeblieben, auch die Systematik wurde in der Regel nur unvollständig aufgenommen. Lediglich MEHLI R. 1995 und Hundt M. 2002 führen die Gliederung (im Ganzen) auf und ordnen ihre Befunde in das o.g. System ein. Die anderen Autoren verhandeln ihre Beiträge auf Verbands- meist lediglich Assoziationsebene, ohne ihre Arbeitsergebnisse explizit in die höheren Einheiten - Ordnung, Klasse - der von HARENBURG B. / WANNAGS I. vorgeschlagenen Systematik einzufügen. Einige Beiträge verweisen lediglich textlich auf HARENBURG / WANNAGS. Der systematische Bezug ist hier besonders weit und locker hergestellt. Eine

taxonomische Debatte der höheren Einheiten - Ordnung / Klasse - findet nicht statt.

Daß die Systematik von Harenburg B. / Wannags I. weiter bedacht werden sollte, allein schon deshalb, weil viele neue Einsichten hinzu gekommen sind, liegt auf der Hand. Dennoch ist es eigenartig, daß eine solche Debatte bisher kaum geführt worden ist. Auch in polemischer Absicht (vgl. dazu auch HARD G. 1990:345, ferner WEBER M. 1921) und gänzlich ungeschützt, weil mit entsprechenden Belegen nicht untersetzt, mache ich folgenden Vorschlag zur Neugliederung der Klasse der Wohnbebauung.

Vorschlag zur Neugliederung der Klasse der Wohnbebauung



Die alte Klasse der Wohnbebauung wird in zwei neue Klassen gegliedert: die Klasse der Häuser und die Klasse der Wohnbebauung. Die Klasse der Häuser hat zwei Ordnungen: die der Einfamilienhäuser mit drei Verbänden und die der Geschosshäuser mit einem Verband. Die Klasse der Wohnbebauung hat drei Ordnungen: die der Einfamiliengebäude, mit zwei Verbänden, die des parzellierten Geschosswohnungsbaus mit zwei Verbänden, die des Zeilengeschoßwohnungsbaus mit einem Verband.

Häuser sind von der Wohnbebauung durch ihre Hufenorganisation getrennt. Die Ordnungen innerhalb der Klassen sind über die Ökonomie der jeweiligen Bebauung als Einfamilienhäuser bzw. -gebäude und Geschosshäuser bzw. Geschosswohnungsbau unterschieden. Die Verbände differenzieren die jeweiligen Organisationsformen der Bebauung.

Dieser deduktiv entwickelte Vorschlag resultiert u.a. aus dem Versuch, die literarisch mitgeteilten Tabellen in einer Übersichtstabelle zusammenzufassen

(eben um aus einer empirisch abgesicherten Grundlage den Neugliederungsvorschlag zu gewinnen). Der Versuch einer synthetischen Übersichtstabelle ist gründlich gescheitert. Die Merkmale der Originaltabellen sind so heterogen, daß die Originaltabellen entweder in den Merkmalen "angepaßt" also de facto neugeschrieben werden müßten oder aber eine Tabelle mit lauter Fahnen - also der Aneinanderreihung von lauter "Einzelfällen" - entsteht. Warum ist das so? Man könnte sagen, die Merkmale sind (noch) unklar (HÜLBUSCH K.H. 1991:1). Es fehlt quasi an einer "Exkursionsflora" für Häuser und Gebäude. Alle müssen ihre "Arten", also Merkmale selbst neu definieren und deshalb fallen sie so unterschiedlich aus. Da ist was dran. Aber es kennzeichnet m.E. nur ein Moment des Phänomens. Am aktuellsten wird nach meinem Kenntnisstand die Debatte um Häuser- und Gebäudeaufnahmen / -tabellen bei BEEKMANN H. et al. 2003, s. a. THEILING C. 1996:181 ff.) geführt.

"Während in der Pflanzensoziologie alle Merkmale, also alle Arten der Aufnahme- fläche für die Abbildung gleich bedeutsam sind, muß bei Baufreiraumstrukturen für die einzelnen Merkmale vorab eine Hierarchie der ‚Wesentlichkeit‘ festgelegt werden. Denn hier tauchen dominante und abhängige Merkmale auf (vgl. THEILING C. 1994:21). So ist z.B. in einem gründerzeitlichen Quartier die straßenorientierte Bebauung ein dominantes Merkmal. Sie bedingt den Platz für eine Vorgartenzone, deren materielle Ausstattung wiederum sehr unterschiedlich aussehen kann, sie ist von individuellen Entscheidungen abhängig. Die Ausstattung ist zwar wesentlich für die Lesbarkeit der Zonierung, doch hat sie accessorischen Charakter. Der Versuch einer Beschreibung und Organisation der Beispiele nach solchen Details würde zur Verwirrung führen (vgl. HARENBURG B. / WANNAGS I. 1991:4). Deswegen soll vorab eine vorläufige Hierarchie der Merkmale für die Aufnahme von Organisationsformen erstellt werden (vgl. ebenda:14). Darin ist bereits ein Anteil an vermuteter Bedeutung enthalten, die nachfolgend jedoch durch den Vergleich geprüft und ggf. revidiert wird. Die Beschreibung der wesentlichen Merkmale führt quasi auf einen vorab formulierten Idealtyp zu, der auf gut gegründeten Vermutungen beruht." (BEEKMANN H. et al 2003: 60)

Induktion / Deduktion - Pragmatismus / Positivismus

Die induktive Arbeitsweise bestimmt methodisch das Verfahren jeder Aufnahme- / Tabellenarbeit (s. z.B. TÜXEN R. 1970). Wir sehen, daß dieser Forderung im Zusammenhang von Bau- und Siedlungstypen nicht so ohne weiteres und nicht ohne Umstand nachzukommen ist. Nun sagt POPPER, daß die Induktion gar nicht existiert (s. POPPER K. 1995 (1953, 1974):87 ff.). Er hält sie für eine romantische Illusion. Ihm nach gibt es nur das Prinzip der Verifizierung und Falsifizierung von Aussagen, Sätzen, Regeln, wobei er (notwendig) unterstellt, daß alle Aussagen, Sätze, Regeln hypothetischen Charakters sind. Hier ist nicht der Ort, zwischen Peirce, Popper, Hume und was weiß ich wem zu

entscheiden. Aber es scheint so, daß in einer Welt von Gegenständen, in der die Wertsetzungen die Gegenstände dominant bestimmen, das Verfahren von Verifikation und Falsifikation plausibler ist, um zu tragfähigen Einsichten zu gelangen, während in einer Welt, in der die Wertsetzungen die Gegenstände nicht dominieren (was ja nicht heißt, daß sie nicht anwesend wären), der induktive Gedankenstrom vom Fall / von den Fällen auf die Regeln die tragfähigere Seite ist, um plausible Einsichten zu gewinnen.

Literatur

- BEEKMANN H. et al 2003** Von gemeinen Hufen, extravaganten Blöcken und anderen Typen. In: Notizbuch der Kasseler Schule 64:40-121. Kassel
- BRAUN U. / LINNE K. 1991** Die Typologie des Hauses für die ‚Wechselfälle‘. In: Notizbuch der Kasseler Schule 23:124-174. Kassel
- BUCKEL S. et al 2001** Haus - Straße - Quartier. Studienarbeit am FB 13 der Gesamthochschule Kassel. Unveröffl. Mskr. Kassel
- GEHLKEN B. 1999** Von gemeinen Hufen und extravaganten Blöcken. In: Notizbuch der Kasseler Schule 54:162-170. Kassel
- HARD G. 1990** Die Vegetation städtischer Freiräume - Überlegungen zur Freiraum-, Grün- und Naturschutzplanung in der Stadt. In: Hard - Ware. Notizbuch der Kasseler Schule 18: 331-346. Kassel
- HARENBURG B. / WANNAGS I. 1991** Von Haustür zu Haustür. In: Notizbuch der Kasseler Schule 23:6-123. Kassel
- HÜLBUSCH K.H. 1991** Morphologie und Organisation. In Notizbuch der Kasseler Schule 23:I-VIII. Kassel
- HUME D. 1989 (1904)** Über den Verstand. Hamburg
- HUNDT M. 2002** Vom Kuhdamm zur Friedrichstraße. In: Neubrandenburger landeskundige Skizzen F.2:13 - 84. Neubrandenburg
- KUHLE D. et al. 2004** Möglichkeiten für Lebensorte und Arbeitsorte. EVALO Teilprojekt 2. Bremen
- KULLA J. 1999** Ist der Gebrauch erst ruiniert, designed es sich ganz ungeniert! In: Notizbuch der Kasseler Schule 54:171-227 Kassel
- MEHLI R. 1995** Der Baublock - wiederentdeckt und doch verwirrend neu. In: Notizbuch der Kasseler Schule 37:25-174. Kassel
- PEIRCE CH. 1991** Schriften zum Pragmatismus und Pragmatizismus. Frankfurt a.M.
- POGUNTKE M. 2000** Von Haus aus Straße und Haus-Plätze in Friedrichstadt. In: Notizbuch der Kasseler Schule 56:60-194. Kassel
- POPPER K. 1995** Lesebuch. München
- THEILING C. 1996** Reihenhaustadt - von Handwerkerhäusern, Architektengebäuden und Zeilen in Bremen. In: Notizbuch der Kasseler Schule 44:135-200. Kassel
- TÜXEN R. 1970** Pflanzensoziologie als synthetische Wissenschaft. In: Miscellaneous Papers 5. Wageningen
- WEBER M. 1921** Wirtschaft und Gesellschaft. Tübingen

Symposium 2006

Systematik

der AG Freiraum und Vegetation

6.5.2006 Jugendbildungsstätte an der Stiftsruine, Abteiweg 5, 36251 Bad Hersfeld

Programmübersicht

Begrüßung

Heike Lechenmayr

Methode und Abbildung

Debattenleitung

Hendrik Falkenberg

Wer blind zeichnet, sieht mehr

Martin Zeihe

Erfahrung und Vermittlung

Debattenleitung

Bernd Schürmeyer

Feministische Landschaftsplanung mit Struktur und Systematik

Gerda Schneider

Beobachtung, Mitteilung und Zahl

Helmut Lührs

Der Tausch der Erfahrung – ist Vergangenheit

K.H. Hülbusch

Beispiele

Debattenleitung

Jörg Kulla

Wege und Hutten auf Kalk

Florian Bellin

Systematik der Sport- und Spielrasen

Henning Schwarze

Die Systematik

Debattenleitung

Conny Kübler

Grenzen und Übergänge

Eberhard Joh. Klauack

in NB 68:183-189

Zwischen brauchbarer Systematik und Schematismus

Frank Lorberg

Ver(w)irrungen zum Carpinion

- oder ist die Forstsoziologie noch zu retten?

Bernd Gehlken

in NB 72:82-87

Schlusswort und Vereinbarungen zum Symposium 2007

K.H. Hülbusch

Exkursion:

Rundgang in der Hersfelder Nordstadt

zur Bau- und Sozialgeschichte

Bernd Sauerwein

Publikationshinweise

In NB Beitrag wurde bereits in einem anderen Notizbuch publi iert

***) Beiträge wurden zurückgezogen*

alle anderen können in leicht geänderte Reihenfolge gleich im Anschluss nachgelesen werden

(Fotos B. Sauerwein)



Wer blind zeichnet, sieht mehr

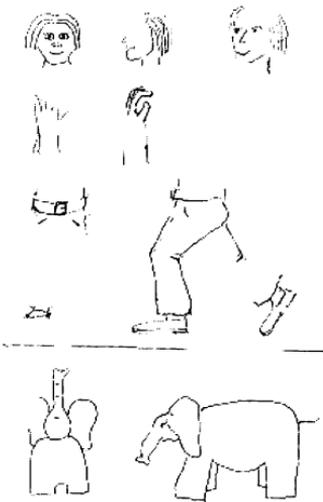
über zeichnerische Darstellung und Bestandsaufnahmen

Martin Zeihe

Bestandsaufnahmen haben im Allgemeinen das Ziel, ein Stück Wirklichkeit abzubilden, also einen Gegenstand unter bestimmten Kriterien zu erkennen und Idealerweise zu verstehen.

Bei der Betrachtung neigen wir allerdings dazu, nur das zu sehen, was wir bereits schon wissen oder - schlechter noch - glauben zu wissen. Ein bildschönes Beispiel hierfür ist der Sonnenuntergang, den jeder Urlauber in jedem Urlaub 300x knipst. Wenn aber alle Urlauber einen Sonnenuntergang malen sollen, ist fast immer die Sonne orange und der Himmel Drumherum weiß oder hellblau. Tatsächlich ist aber natürlich die Sonne fast weiß und der Himmel wesentlich dunkler, denn von der Sonne kommt ja das Licht! Eine orange Sonne vor weißem Himmel gibt es also nicht, aber das wird niemand glauben, probiert's ruhig aus!

Wegen der Schwierigkeit, die eigenen Vorurteile zu ignorieren gibt es Untersuchungsmethoden, die durch eine systematische Vorgehensweise dazu nötigen, Dinge genau anzuschauen und die Vorurteile im Kopf zu umgehen. Ein bekanntes Beispiel für solch eine Untersuchungsmethode ist die Tabellenarbeit. Das Thema hat mich aber auch immer wieder an einen Zeichenkurs bei Manuel Schauer an der GH Kassel erinnert. Hier haben wir durch eine bestimmte Methode gelernt (oder versucht), das abzubilden, was wir tatsächlich sehen. Zu den verschiedenen Arten des Zeichnens zeige ich folgende Blätter, die ich in zwei Typen unterteile:



Typ 1: Blatt 1



Blatt 2 (das bin übrigens ich)



Typ 2: Blatt 3



Blatt 4



Blatt 5

Zeichnungstypen

Typ 1 nenne ich symbolische Zeichnungen:

Die Gegenstände sind "aus dem Kopf" gezeichnet. Typisch für diese Zeichnermethode ist, dass der Zeichner ungefähr eine Sekunde auf das Objekt schaut und dann minutenlang auf die Zeichnung. Mit dieser Methode **kann** er nur das abbilden, was er im Kopf hat. Die Zeichnungen sind demnach zusammengesetzt aus stereotypen Bildern: Ein Auge ist z.B. linsenförmig mit einem Kreis in der Mitte und Wimpern dran, usw.

Diese Bilder, wie etwas gezeichnet wird, sind übrigens meistens frontal oder als Seitenansicht "abgespeichert", weshalb es auch schwierig ist, eine Schrägansicht aus dem Kopf zu zeichnen, z.B. eine Hand wie auf Blatt 3. Die Finger sind nämlich in der Schrägansicht viel kleiner als unsere Vorstellung eines Fingers im Kopf.

Typ 2 nenne ich Abbildung oder Aufnahme

Die Zeichnungen sind nach dem Objekt gezeichnet. Ähnlich wie ein Photoapparat versucht der Zeichner einen räumlichen Gegenstand flächig abzubilden. Typisch für die Methode ist, dass der Zeichner lange das Objekt anschaut und nur sehr kurz auf die Zeichnung. Der Zeichner versucht hierbei, nur Flächen oder Linien zu sehen, und Proportionen zu erfassen.

Der Blickwinkel ist für diese Zeichnungen egal, ja eine realistische Abbildung ist sogar einfacher, wenn es noch keine Bilder im Kopf gibt.

Das wird deutlich bei Blatt 5: Eine Seitenansicht, die auf dem Kopf steht, ist so ungewohnt, dass es hier viel leichter fällt, nur Flächen und Linien zu sehen, z.B. ist die Fläche links vom Ohr eher ein weißes Parallelogramm als eine Nase und ein Wangenknochen. Gerade der Vergleich von zwei identischen Bildern macht klar, wie schwer es ist, bei einer gewohnten Ansicht (Blatt 4) **nicht** Auge, Nase, Mund etc. zu sehen.

Methoden für die Abbildung nach Typ 2

Ich fasse noch stichpunktartig die zweite Zeichenmethode zusammen:

- nur auf das Objekt schauen (10 sec Objekt - 1 sec Zeichnung) Geübte Zeichner und die Teilnehmer des Symposiums haben sogar gelernt, "blind" zu zeichnen, indem das Auge eine Linie am Objekt "abfährt" und der Stift mit der gleichen Geschwindigkeit in der gleichen Richtung geführt wird. (Wer blind zeichnet sieht mehr)
- Proportionen 2-dimensional erfassen
 - o mit einem Auge peilen,
 - o vom Groben zum Detail,
 - o mit dem Stift am ausgestreckten Arm die Längen und Winkel erfassen,
 - o Negativflächen erfassen: Für die dunkle Fläche zwischen Zeigefinger und Daumen auf Blatt 3 haben wir kein Bild im Kopf. Es ist also leichter hiervon die Proportionen zu erfassen.
- nicht schön malen: Das heißt, zuerst ist es wichtig, auf eine bestimmte Art Dinge anschauen zu lernen. Ein Gekrakel, bei dem die groben Proportionen stimmen ist dabei besser als ein detailreiches koloriertes Gemälde, das nichts mit dem Objekt zu tun hat.

Aus der anschließenden Debatte

HBV meinte zu den Zeichnungen, dass die meisten von uns wahrscheinlich bei der Kinderzeichnung stehen geblieben sind.

KHH konnte endlich auch der Kinderzeichnung (Typ 1) etwas Positives abgewinnen: Er meinte, die Elemente der Kinderzeichnung (die Ikonen) sind eine Art Schrift und die ganze Zeichnung (die Ikonographie) ist eine Art Brief. Eigentlich sei das viel spannender als eine realistische Zeichnung.

(Ich hoffe, ich habe diese auszugsweißen Kommentare sinngemäß wiedergegeben.)



Foto Bernd Sauerwein, Kassel

Beobachtung, Mitteilung, Zahl

Helmut Lührs

Eine Beobachtung setzt Sehen voraus. Wenn wir etwas beobachten, haben wir etwas gesehen (im Sinne von Rousseau, Giono, Alain, Berger). Wer nicht sehen (hören, fühlen) gelernt hat, kann auch keine Beobachtung machen. Im Zusammenhang praktischer Tätigkeiten ist die Beobachtung i.d.R. eine wesentliche Voraussetzung, um eine Arbeit gut und klug zu erledigen. Die Beobachtung wird, wenn überhaupt, mündlich mitgeteilt, überliefert, tradiert. Viele Beobachtungen können im praktischen Feld der Arbeit nicht mitgeteilt werden: sie sind unberedt (Graben, Hobeln, Streichen etc. (Hülbusch mdl.)).

"Die Fähigkeiten, ein gebrechliches Pferd am Fersengelenk, ein kommendes Gewitter durch eine plötzliche Veränderung des Windes oder eine feindselige Absicht in der Verfinsterung der Gesichtszüge zu erkennen, wurden natürlich nicht in die Abhandlungen über Pferdezücht, Meteorologie oder Psychologie aufgenommen. Auf jeden Fall waren diese Formen von Wissen reicher als irgendeine schriftliche Kodifizierung; sie wurden nicht Büchern, sondern der lebendigen Stimme, den Gesten und Blicken entnommen; sie gründeten sich auf scharfsinnige Beobachtungen, die natürlich nicht formalisierbar und oft nicht einmal in Worte übersetzbar waren: sie konstituieren ein teils einheitliches, teils zerstreutes Bildungsgut von Männern und Frauen aller sozialen Klassen. Eine subtile Verwandtschaft vereinte sie; alle entstanden aus der Erfahrung, aus der Konkretheit der Erfahrung. Darin bestand die Stärke dieses Typs von Wissen; und seine Schwäche bestand in der Unfähigkeit, sich der mächtigen und schrecklichen Waffe der Abstraktion zu bedienen" (GINZBURG C. 1988:104)

Akademisch ist eine Beobachtung, wenn sie nicht textlich mitgeteilt wird, praktisch wertlos. Der Text ist das Brot akademischer Arbeit und entsprechend ist die akademische Arbeit nach Foucault spätestens seit der Scholastik auf die Auslegung von Texten festgelegt. Ein Text, der nicht auf einer Beobachtung beruht, ist ebenfalls wertlos. Er hat nichts mitzuteilen, außer dem, was ohnehin schon mitgeteilt wurde und fast immer wirken die mitteilungslosen Texte ausbeutend, entwertend auf die Texte, deren Beobachtungen und Einsichten sie lediglich vereinnahmen (Ellenberg hat viele berühmte Textbeispiele für dieses Phänomen vorgelegt). Dieses Phänomen beredter Schweigsamkeit von Texten ist zum Flächenprinzip der aktuellen pflanzensoziologischen Literatur oder die, die sich dafür ausgibt, aufgestiegen (z.B. ABDANK A, BERG Ch. 2004). Die

mitteilungslosen Mitteilungen setzen (i.d.R.) auf Zahlen. Das Zählen ersetzt die Beobachtung. Dabei ist das Zählen oder sind die Zahlen nicht das den Gedanken lahmlegende Problem. Die Art und Weise wie von den Zahlen Gebrauch gemacht wird - ihr vermeintlich naturwissenschaftlich, experimenteller Charakter - entleert die Zahlen sinnlich, macht sie sinnlos. Ohne Frage enthalten Zahlen ein qualitativ hochwertiges Moment zur Abbildung einer Beobachtung, eines Gefühls, einer Wahrnehmung schlechthin. Ich habe versucht, das am Beispiel pflanzensoziologischer Tabellen deutlich zu machen und will heute ein Beispiel aus der Musik, die ihrer Konstruktion nach ganz viel mit Mathematik (also einem orthodox gewordenem Zahlverständnis) zu tun hat / haben soll, illustrieren.

Wenn ein Musiker bis vier zählen kann, ist das schon ganz schön gut. Ich kann einen 4/4 Takt auch als einen 2/4 Takt ausdrücken und ihn also auf 2 zählen. Im Grunde genommen ist das Tempo dann nur verdoppelt. Ich kann einen 3/4 Takt auch als 6/8 Takt interpretieren und diesen Takt auf 2 zählen - der ganz überwiegende Teil der Musik kann auf zwei gezählt werden und was sich dann ändert, ist lediglich das rhythmische Gefühl, das der Takt uns vermittelt. Im wesentlichen müssen Musiker nur bis zwei zählen können. Die Zahlen drücken also ein musikalisches Gefühl aus. Man kann dergleichen mathematisch reproduzieren, mit Computern geht so etwas ganz wunderbar, und dennoch ist das musikalische Gefühl, wird es von einer Maschine erzeugt, sofort tot. Analoges geschieht bei der pflanzensoziologischen Tabelle; werden die (symbolischen) Zahlausdrücke für Abundanz und Dominanz zu Kreisen, Dreiecken, Balken umgestrickt, dann ist die Information der Zahlen, die spezifische Qualität der darin abgebildeten Mitteilung aufgehoben und was noch schwerer wirkt, mit dem Material kann nicht weiter gearbeitet werden, es büßt seine Qualität als und für die vorgeleistete Arbeit ein. Wird mit den Zahlen gerechnet (Licht-Stickstoff, Biotop- etc. werte), sind Hopfen und Malz ohnehin verloren.

Alain unterscheidet drei Methoden des Beobachtens, die älteste und die ihm nach häufigste ist die des Magiers. Die zweite ist die des Physikers, der dritten gibt er keinen Namen, ich will sie die der Anschauung nennen. Eine Beobachtung findet ohne die leitende Idee - wie Alain weiterhin sagt, nicht statt. "Doch gemeinhin sucht man die leitende Idee zu weit von der Sache entfernt, oder besser ausgedrückt, neben der Sache, wie ein mechanisches Modell" (ALAIN 1991:87). Es ist dies die Metapher, die Kiwi so gern auf unseren Seminaren gebraucht hat: wer keine Fragen hat, bekommt auch keine Antworten. Das positi-

vistische Zählen wähnt sich fern von diesen Fragen, von der Sache gemäßen Fragen überhaupt. Das Zählen wird auf diese Weise methodisch wie verfahrenstechnisch gegen das Sehen in Stellung gebracht, obgleich der Widerspruch, den es hier auszutragen gilt, gar nicht in den Feldern des Verfahrens und der Methode verhandelt werden kann. Diese Verwirrung ist Strategie. Sie erlaubt es, Methode und Verfahren permanent zu verwandeln, eben um die Theorie (voraussetzungslos und) unbefragt, nicht einer Prüfung unterziehen zu müssen. "Es ist das Übel der Statistiken, daß sie den Verstand in falscher Währung bezahlen" (ALAIN 1991:90). Nur in dieser Einseitigkeit lernen wir Zählen - die Theorie dazu wird unterschlagen, von Kindesbeinen an und schließlich wundern wir uns, wenn am Ende alle nur mehr zufällig richtig hören, sehen, fühlen. Und um diesen Gedanken von Giono etwas zu erweitern, ließe sich sagen: wer nicht richtig hören, sehen, fühlen kann, der kann auch nicht richtig zählen.

"Durch die Betrachtung der Dinge und die fortgesetzte Anstrengung, nur sie wahrzunehmen, nur sie sich vorzustellen, entstehen immerwährend die unsichtbaren, gedachten, angenommenen Beziehungen, die da Reglosigkeit, Schnelligkeit, „Beschleunigung, Kraft heißen. Sie sind nicht voneinander zu trennen und ebenso wesentlich für die Wahrnehmung eines Falles, wie die gedachte Entfernung wesentlich ist für die Wahrnehmung dieses Horizonts, jenes Kirchturms oder dieser von Bäumen gesäumten Allee. Die Welt ist nicht vor den Gesetzen gegeben. Sie wird Welt und Gegenstand in dem Maße, wie ihre Gesetze entdeckt werden, wie die beiden Phantasiesterne des Morgens und des Abends sich zu einem einzigen, der Venus, vereinigt haben, nur auf der Keplerischen Umlaufbahn, nirgendwo anders. So existiert die Welt als Objekt durch die Vorstellung, und letztlich ist die Erscheinung eine Erscheinung wie der Schatten dieses Baumes. Der Schatten dieses Baumes ist aufgrund der Sonne und der Gesetze der Astronomie und der Optik. Wenn die Ignoranten nicht besser redeten, als sie denken, wären diese Beziehungen deutlicher zu sehen" (ALAIN 1991:90).

Literatur

ABDANK A. BERG CH. 2004 Die Pflanzengesellschaften Mecklenburg-Vorpommerns und ihre Gefährdung. Jena

ALAIN 1991 Kapitel über den menschlichen Geist und die Leidenschaften. Hamburg

GINZBURG C. 1988 Spurensicherungen. München

Zwischen brauchbarer Systematik und Schematismus

Zur Übertragbarkeit der pflanzensoziologischen Typisierung

Meinem Lehrer Karl-Heinrich Hülbusch zum 70. Geburtstag

Frank Lorberg

Spannweite eines Verfahrens

Beginnen wir mit dem Ende, dem Widerspruch aus der abschließenden Diskussion, dass der Gegenstand der Aufnahme die Zeichnungen sind, die Lehrkräfte aus der Erinnerung an oder Vorstellungen über ihren Unterricht erstellen, und nicht der reale Unterricht. Dabei zeigte sich, dass methodische Reflexion allein nicht ausreicht und die berichtigende Kritik erst im Gespräch über das Vorhaben zur Geltung kommt¹ Die Symposien geben die Möglichkeit, von unserer Arbeit, die in sehr unterschiedlichen Tätigkeiten besteht, zu berichten und Gedanken zu prüfen. In den Jahren 2005 und 2006 arbeitete ich in einem Forschungsprojekt am Fachbereich 1 Erziehungswissenschaften der Universität Kassel. Im Forschungsprojekt zum fächerübergreifenden Unterricht an gymnasialen Oberstufen in Hessen war ich für die Datenauswertung zuständig. Die Ergebnisse sind im Bericht "Bestandsaufnahme zur Praxis fächerübergreifenden Unterrichts in der gymnasialen Oberstufe im Bundesland Hessen"² (2006) veröffentlicht.

In der Pflanzensoziologie benutzen wir ein typologisches Verfahren zur Abbildung von Gegenständen und für die Erstellung einer Systematik [Tüxen 1974; Hülbusch 1986]. In Anlehnung an deutende Methoden in der Kunstwissenschaft kann man dieses Vorgehen als ikonographisches Verfahren³ bezeichnen [Panofsky 1939; Eberlein 1986; Lührs 1994]. Dieses Verfahren, das Gegenstände über Merkmale typisiert, ist vom methodischen Prinzip her unspezifisch und wird erst durch die ausgewählten Merkmale für bestimmte Gegenstände spezifiziert. Damit kann es auf viele Gegenstände bezogen und seine Anwendung über die Kunstwissenschaft und Vegetationskunde hinaus erweitert werden. So wurde das ikonographische Verfahren wiederholt zur Erstellung von Bau- und Siedlungstypologien angewendet und geprüft [Harenburg & Wannags 1991; Theiling 1996]. Christoph Theiling stellte auf dem Symposium in Wittenberg 2004 die Anwendungsmöglichkeiten in der Siedlungstypologie zur Diskussion [Theiling 2004] und Helmut Lührs legte auf dem Symposium (2005) in Bad Hersfeld eine neue Gliederung der Systematik zur Baustruktur vor [Lührs 2009a].

¹ Die Kritik ist in dieser schriftlichen Fassung meines Vortrags berücksichtigt worden.

² Am Forschungsbericht waren Prof. Frauke Stübig, Prof. Peter H. Ludwig, Prof. Dorit Bosse, Elisabeth Gessner, Frank Lorberg beteiligt.

³ Das ikonographische Verfahren ist Teil der ikonographisch-ikonologischen Methode.

Auf dem Symposium in Bremen (2003) führte Bernd Gehlken eine Typifizierung an, mit der er Marktkunden klassifizierte [Gehlken 2005]. Wie diese Beispiele zeigen, können wir das Verfahren mit entsprechenden Modifikationen und Merkmalsausprägungen auf unterschiedliche Gegenstände anwenden, wobei sich immer wieder die methodische Frage nach seiner Angemessenheit und seinen Begrenzungen stellt. Auf den Symposien hat Helmut Lührs wiederholt, so auch 2004 in der Kritik an Theiling [2004] und 2008 in bezug auf die Typisierung der Bauform ‚Villa‘ [Lührs 2009 b], auf die deduktiven Anteile in der Bautypologie hingewiesen, die sich ergeben, wenn die relevanten Merkmale ausgewählt werden.

Im Rahmen einer quantitativ angelegten empirischen Erhebung zum fächerübergreifenden Unterricht in der gymnasialen Oberstufe im Bundesland Hessen (Datenerhebung 2005) wandte ich das abbildende und typisierende Verfahren zur Auswertung einer zeichnerisch zu beantwortenden Frage an, für die kein adäquates Auswertungsraster vorlag. Die Zeichnungen, die Lehrkräfte von ihrem Unterrichtsverlauf angefertigt haben, wurden mittels einer Merkmalsliste in ‚standardisierte‘ Beschreibungen transformiert, die in einer Tabelle auf Ähnlichkeiten und Unterschiede in der Merkmalsausprägung verglichen werden konnten.

Im Folgenden werde ich:

1. den Begriff ‚fächerübergreifenden Unterricht‘ klären,
2. das Quantifizierungsproblem bei der Auswertung der Skizzen darstellen,
3. auf die Ergebnisse der Typisierung eingehen und
4. die typisierende Methode erörtern.

Fachübergreifender und fächerübergreifender Unterricht

Labels wie interdisziplinäre Zusammenarbeit, Transdisziplinarität, Multiperspektivität, ganzheitliche Betrachtung sind seit den 1970er Jahren im Gespräch, wenn es um Problembearbeitungen in schulischer und universitärer Ausbildung geht. Die mit dieser Ausrichtung verbundene Kritik an der fachspezifischen bzw. disziplinären Sichtweise von sozialen oder technischen Problemen ergab sich unter dem Eindruck einer gescheiterten Wirtschafts- und Sozialpolitik und aus der Einsicht, dass die Problembeschreibungen, wie sie für moderne Gesellschaften charakteristisch sind, für Fachwissenschaften zu komplex erscheinen, um sie zweckrational aufzulösen. Für die Planungswissenschaften ergaben sich daraus vier Reaktionen: 1. Aufgabe des Ideals rationaler Planung insgesamt [vgl. Luhmann 1984]; 2. Ersetzung des Ideals instrumenteller Vernunft durch kommunikative Vernunft [vgl. Habermas 1981]; 3. Abschied vom Ideal der Gesamtplanung [vgl. Burckhardt 1985]; 4. Business as usual unter post-

modernen Vorzeichen. Die ersten drei Reaktionen⁴ verlangen vom Planer eine Problembeschreibung, die erstens über die Bedingungen der Problematisierung reflektiert, zweitens das Problem gesellschaftsgeschichtlich situiert und drittens es unter unterschiedlichen Perspektiven beschreibt. Mit dieser neuen Auffassung, was ein Problem ist und wie es bearbeitet werden kann, ergab sich für Fachwissenschaftler die Aufgabe, über die Grenzen ihrer Disziplin hinaus zu denken. Daher wurde der Anspruch aufgestellt, diese Einsicht aus der wissenschaftlichen Praxis schon in die Ausbildung einfließen zu lassen. Seither wird diese Forderung gegen die übliche Ausbildungspraxis wiederholt, wohl auch deshalb, weil sich diese Einsicht nicht etablieren konnte. Die Gründe dafür liegen hauptsächlich 1. in der inhaltlichen wie formalen Unbestimmtheit der entsprechenden Schlagwörter; 2. in der Effizienz von Fachwissen; 3. in der ökonomischen Verwertbarkeit von Folgeschäden. Die Forderung nach fächerübergreifendem Unterricht ist mittlerweile mitten in der Gesellschaft angekommen. So hat die hessische Ministerin für Kultur und Bildung, Karin Wolff, im Grußwort der Studie zum fächerübergreifenden Unterricht betont, dass mit dem fächerübergreifenden Lehrangebot an gymnasialen Oberstufen die Schüler "darauf vorbereitet werden, komplexe Fragestellungen aus der Perspektive mehrerer Schulfächer gleichzeitig zu bearbeiten, um daran Kompetenzen zu erwerben, die sie zur Lösung der drängenden Gegenwarts- und Zukunftsprobleme benötigen" [Wolff in Stübiger et al. 2006: 9]. Das ist üblicher Jargon der Politik; interessant ist dabei ihre Beschreibung jener Probleme:

"Unsere Lebenswelt wird zunehmend komplexer und hält neue Anforderungen an uns, insbesondere aber an die nachwachsende Generation, bereit, um sie zu befähigen, den Fortschritt und die Zukunft unseres Landes aktiv mitgestalten zu können" [Wolff in Stübiger et al. 2006: 9].

Nicht die Menschen sehen sich einer veränderten Lebenswelt und neuen Aufgaben ausgesetzt, die sie aus eigenem Antrieb lösen möchten und können, sondern die Lebenswelt befähigt über ihre Anforderungen die nachwachsende Generation, die Zukunft mitgestalten zu können. Mit dem grammatikalischen Satzsubjekt wird auch das Subjekt der Handlung von den Menschen weg auf die Lebenswelt verlagert, die gleich einer göttlichen Vorsehung die Menschen handlungsfähig mache. Indem nun das hessische Kultusministerium⁵ den gymnasialen Oberstufen ein fächerübergreifendes Lehrangebot verordnete [Wolff in Stübiger et al. 2006: 9], hat es scheinbar einen quasi göttlichen Auftrag vollzogen. So war das in der damaligen Kritik an Fachgebundenheit und der Forderung nach fachübergreifenden Perspektiven sicherlich nicht gedacht. In

⁴ Die vierte Reaktion setzt die fachspezifische Bearbeitung bruchlos fort, modernisiert sie aber verbal mit wechselnden Phrasen.

⁵ 1998 mit der Regierungsübernahme der Christlich-Demokratischen Union.

der Erziehungswissenschaft ist die Forderung nach fächerübergreifendem Unterricht schon früher erhoben worden.

"Fächerübergreifender Unterricht hat seine Wurzeln in der reformpädagogischen Bewegung zwischen 1890 und 1930. In den 1970er Jahren ist er unter didaktischen Gesichtspunkten im Bereich der Grundschulpädagogik wieder ‚entdeckt‘ worden; er spielte nachfolgend eine Rolle im Zusammenhang mit der Diskussion über Projektunterricht. In der zweiten Hälfte der 1990er Jahre ist die Debatte über fächerübergreifenden Unterricht neu belebt worden, diesmal insbesondere für den Bereich der Sekundarstufen" [Stübiger et al. 2006: 13].

Innerhalb des Anspruchs, über fachliche Grenzen hinaus zu denken, bewegen sich auch die beiden Bezeichnungen ‚fachübergreifender Unterricht‘ und ‚fächerübergreifender Unterricht‘. Der Unterschied in der Fachbeteiligung deutet an, dass im ersten Falle der Unterricht unter einer Fachperspektive geführt wird, während im zweiten Falle mehrere Fächer am Unterricht beteiligt sein müssen.

Der fachübergreifende Unterricht ist in der Ausbildung zum Landschaftsplaner nicht unbedingt üblich, aber an der Gesamthochschule Kassel durch das Projektstudium sinnvoll gewesen. Gerade in den Kompaktseminaren wurden aus Sicht der Freiraum- und Landschaftsplanung Kenntnisse und Methoden aus anderen Disziplinen aufgegriffen und in die fachspezifische Theorie integriert. Dadurch verlangt das fachübergreifende Denken vor allem eine hohe Methodenkompetenz, um spezifische Erkenntnisse aus anderen Disziplinen mit spezifischen Fragestellungen in der jeweils eigenen Disziplin zu verarbeiten. Für die in diesem Falle akademische Ausbildung ergibt sich daraus sowohl eine Einheit von Lehren und Lernen als auch eine besondere Qualität für die Art der Seminare und Projekte, die eine eindeutige Zuweisung von Kompetenzen und Verantwortung verlangen, um die spezifische Fragestellung und das gesammelte Wissen der Disziplin parat zu haben [AutorInnen 2003]. Bernd Gehlken [1999] und Florian Bellin [1999], die das fachübergreifende Denken in der Freiraum- und Landschaftsplanung erörtert haben, stellen heraus, dass man von der eigenen Disziplin her über die Grenzen dieser Disziplin hinaus denkt, wenn man sich überlegt, was man von anderen Disziplinen wissen muss, um den Gegenstand, den man bearbeitet, adäquat verstehen zu können. Fachübergreifendes Denken ergibt sich also nicht aus dem bloßen Zusammenprall der Fachwissenschaften, sondern in der fachlich interessierten Begegnung der Fachkundigen, die die Überschneidung anderer Disziplinen mit dem eigenen Fach gedanklich einholen. Zur Illustration dieses Vorgehens benutzten Bellin und Gehlken das Bild eines gereihten Hauses, an dem die Disziplin baut und von dem her die Disziplinvertreter sich bei Nachbardisziplinen fachkundigen Rat holen.

Das Forschungsvorhaben zum fächerübergreifenden Unterricht geht von einer normativ-gehaltvollen Definition fächerübergreifenden Unterrichts aus:

"Fächerübergreifender Unterricht ist problemorientierter Unterricht, der die Perspektive von wenigstens zwei Schulfächern zur Lösung eines Problems (einer Frage, eines Themas) benötigt und an wenigstens einer markanten Stelle im Unterrichtsverlauf das Zusammenwirken der unterschiedlichen Fachperspektiven deutlich hervorhebt, sei es durch Hin- und Herpendeln zwischen den Fächern in fachgemischten Arbeitsgruppen, sei es durch gemeinsame Einführung aus den Perspektiven der beteiligten Fächer oder durch eine abschließende Präsentation und/oder Reflexion" [Stübiger et al. 2006: 50].

Festzuhalten bleibt zunächst, dass die oben gegebene Definition fächerübergreifenden Unterrichts deutlich von den Überlegungen zu dem fachübergreifenden Denken abweicht, das über die Ränder der Disziplinen hinaus geht, wie es von Bernd Gehlken und Florian Bellin erörtert wurde.

"Unterricht, der im wesentlichen alleine durchgeführt wird und bei dem lediglich einzelne Fragestellungen aus dem 2. Fach eingebracht werden, sowie Unterricht, der im wesentlichen in einem Fach mit nur punktuellem Verbindung zu anderen Fächern gestaltet wird, entspricht nicht oder besser weitgehend nicht unserer Definition von fächerübergreifendem Unterricht" [Stübiger et al. 2006: 50 f. - Herv. i. Orig.].

Diese Unterrichtsform leiste im günstigen Fall "einen Beitrag zur Perspektiverweiterung im Fachunterricht" [Stübiger et al. 2006: 52]. Stattdessen werden zwei Formen fächerübergreifenden Unterrichts unterschieden:

"Falls der gleiche Gegenstand nach Fächern getrennt, aber zeitgleich bearbeitet wird, entspricht das einem additiven Modell auf der Basis unserer Definition. Wird der Unterrichtsgegenstand dagegen in allen vorhandenen Fachstunden kursübergreifend bearbeitet, handelt es sich um ein integriertes Modell" [Stübiger et al. 2006: 51 - Herv. i. Orig.].

Im Forschungsprojekt wurde zwar eine inhaltliche Ergänzung erwogen, die voraussetzt, dass ein gesellschaftlich komplexes Problem bearbeitet werden müsse [vgl. Stübiger et al. 2006: 54], blieb aber aus forschungslogischen Gründen für die Erhebung unberücksichtigt, da es sich um eine beschreibende Studie handelt. Aus demselben Grund wurde die Einschränkung, dass die beteiligten Fächer im Fächerkanon der Schule nicht üblicherweise kombiniert werden sollten, fallen gelassen⁶ Merkmal des fächerübergreifenden Unterrichts ist, dass die unterschiedlichen Perspektiven der Schulfächer im Unterricht direkt aufeinander treffen, was ideal in einem gemeinsamen Unterricht aller beteiligten Lehrer stattfinden könne. Daher gewinnt die zeitliche Struktur des Unterrichtsverlaufs und die Einbindung der beteiligten Schulfächer im Unter-

⁶ Beispielsweise ist das Thema ‚Gentechnik‘ gesellschaftlich relevant und kann sowohl naturwissenschaftliche als auch sozialwissenschaftliche Fächer vereinen. Hingegen wäre der Zitronensäurezyklus in der Verbindung zwischen Chemie und Biologie kein gesellschaftlich relevantes Thema für fächerübergreifenden Unterricht, zumal die beteiligten Fächer den Naturwissenschaften zugehören.

richtsverlauf für die Qualität des fächerübergreifenden Unterrichts Bedeutung [Stübiger et al. 2006: 54 f.].

Die sehr weit gefasste Definition wurde bewusst gewählt, um die Vielfalt der Unterrichtsformen erfassen zu können und der inhaltlichen wie formalen Unbestimmtheit, was fächerübergreifender Unterricht sei, in der Unterrichtspraxis gerecht zu werden. Im Forschungsdesign der empirischen Erhebung wurde allerdings nicht die normativ-gehaltvolle Definition fächerübergreifenden Unterrichts genannt, vielmehr wurde die Untersuchung deskriptiv angelegt und abgefragt, was die Lehrer unter fächerübergreifenden Unterricht verstehen.

Selbstverständlich sind in die selektierten Items des Fragebogens Vorannahmen eingeflossen und wie immer bei reaktiven Messverfahren spielt die soziale Erwünschtheit des Antwortverhaltens eine nicht zu vernachlässigende Rolle. Die Ergebnisse des Selbstreports der Lehrer wurden erst in der Interpretation einer nachträglichen Bewertung unter dem Gesichtspunkt der Arbeitsdefinition unterzogen. Insofern diente jene Definition nicht nur der wissenschaftstheoretischen Überlegung, dass die Vorannahmen benannt werden müssen, sondern auch zur Auswertung, um die deskriptiv ermittelten Unterrichtsmodelle letztlich bewerten zu können [Stübiger et al. 2006: 54].

Die Aufgabenstellung im Fragebogen

Mein Vortrag bezieht sich nur auf die Auswertung der Frage nach dem Unterrichtsverlauf, der zeichnerisch dargestellt werden konnte. Selbstverständlich umfasst fächerübergreifender Unterricht mehr als den letztlich äußeren Aspekt des Unterrichtsverlaufs, so dass die Frage, was jenen auszeichnet, unter diesem Teilaspekt bei weitem nicht hinreichend erörtert werden kann.

Die Lehrkräfte sollten folgende Aufgabe zeichnerisch oder textlich beantworten.

Item 14: "Die beiden Skizzen auf der folgenden Seite stellen exemplarisch sehr unterschiedliche Verlaufsmodelle von fächerübergreifendem Unterricht dar.

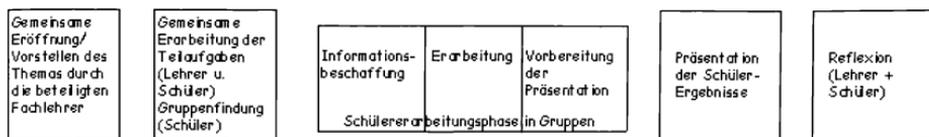
Bitte zeichnen Sie eine entsprechende Skizze für Ihre Unterrichtseinheit auf! Kennzeichnen Sie dabei - soweit möglich- selbstständigkeitsorientierte Schülerarbeitsphasen und geben Sie die zugehörigen Sozialformen des Unterrichts an [Anm.: Gruppenarbeit, Partnerarbeit, Einzelarbeit].

(Sie brauchen dabei weder auf zeichnerische Exaktheit noch auf besondere Ästhetik zu achten. Wir bitten Sie hier nur, die spezifische Verlaufsformen Ihrer Unterrichtseinheit für uns anschaulich zu machen)" [Stübiger et al. 2006: Anhang B, Seite 7].

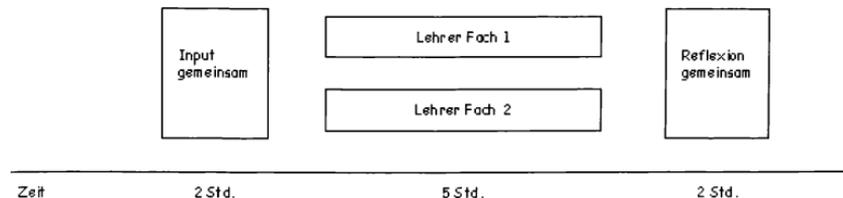
Zur Anregung wurden den Lehrern zwei Beispielzeichnungen gegeben. Viele Lehrer orientierten sich an diesen Beispielen. Dadurch wurde zwar die Auswertung erleichtert, es konnte aber der Einwand, dass damit soziale Erwünschtheit im Antwortverhalten unterstützt werde, auch nicht so einfach von der Hand gewiesen werden [Stübiger et al. 2006: 61].

Abb. Beispielzeichnungen aus dem Fragebogen [Stübiger et al. 2006: Anhang B, Seite 8].

Möglichkeit A:



Möglichkeit B:



Ihre Unterrichtseinheit

Erhoben wurde nur die Struktur des beschriebenen Unterrichtsverlaufs, nicht die inhaltliche Interaktion zwischen Fachperspektiven und die Didaktik fächerübergreifenden Unterrichts. Diese sollte in einer zweiten Forschungsphase durch Unterrichtsbeobachtungen ermittelt werden, die aber nicht finanziell gefördert und daher nicht mehr im Rahmen der Forschungsvorhabens durchgeführt worden ist. In dieser Unterrichtsbeobachtung hätte überdies die Zuverlässigkeit über den Unterrichtsverlauf im Selbstreport der Lehrer geprüft werden können.

Ausgehend von den Beispielzeichnungen, die auf Unterrichtsbeobachtungen beruhen, kann der Idealverlauf des Unterrichts in drei Phasen untergliedert werden, die aufeinander folgen [vgl. Stübiger et al. 2006: 54 f.].

1. Die Eröffnungsphase, in der das Thema vorgestellt, in den fächerübergreifenden Unterricht eingeführt wird und die Arbeitsgruppen gebildet werden,
2. die Erarbeitungsphase, in der das Thema von den Schülern bearbeitet wird, und
3. die Abschlussphase, während der die Ergebnisse präsentiert und die Arbeitsweise reflektiert wird.

Der Erarbeitungsphase fällt die größte Bedeutung im fächerübergreifenden Unterricht zu, weil sie die zeitlich längste, perspektivisch umfangreichste und sozial interaktivste und kommunikativ aktivste Unterrichtsphase ist. Entscheid-

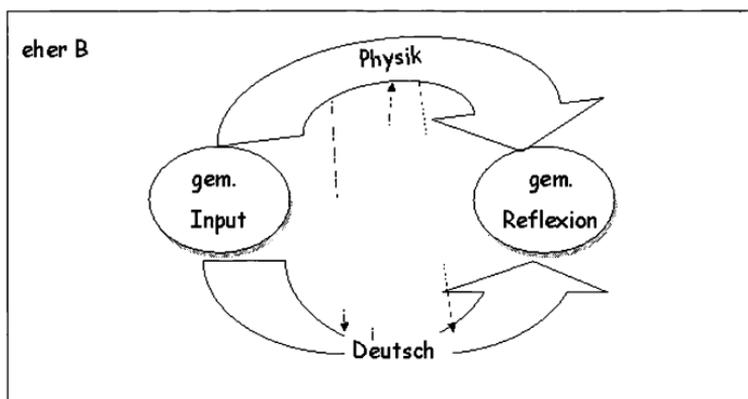
dend sowohl von der forschungsleitenden Theorie als auch induktiv aus der Tabellenordnung her, die auf die Kristallisation möglichst deutlicher Typen abzweckte, ist der Bezug zwischen den beteiligten Fächern in der Erarbeitungsphase.

Zwei exemplarische Zeichnungen

Die Zeichnungen zum Unterrichtsverlauf folgen den Vorstellungen, die die Lehrkräfte vom Unterricht haben und kommunizieren. Damit wird die zeichnerische Mitteilung auch auf generalisierte Erwartungshaltungen hin angelegt sein, die in der Unterrichtsforschung geläufig sind (Lehrer kommunizieren mit Lehrern), so dass wir davon ausgehen können, dass sich auch Unterrichtsschemata, wie sie in Lehrbüchern zur Didaktik vorliegen, finden lassen. Die Identifizierung der Zeichnungen mit dem realen Unterrichtsgeschehen entspräche einer ontologischen Ebenenverwechslung, die eine Verdinglichung imaginärer Inhalte zu materialen Entitäten bedeutete (dazu später mehr).

Es wurden 198 zeichnerische oder textliche Darstellungen eingereicht, die 183 Unterrichtseinheiten beschreiben, da teilweise dieselbe Unterrichtseinheit von mehreren Lehrern beschrieben wurde. Anhand von zwei Zeichnungen kann die Abbildungsweise von der Zeichnung zur Aufnahme beschrieben werden. Die Zeichnung wurde nach den vorab bestimmten Merkmalen beschrieben und diese dann in eine Tabelle eingetragen. Merkmale und Tabelle werden weiter unten vorgestellt.

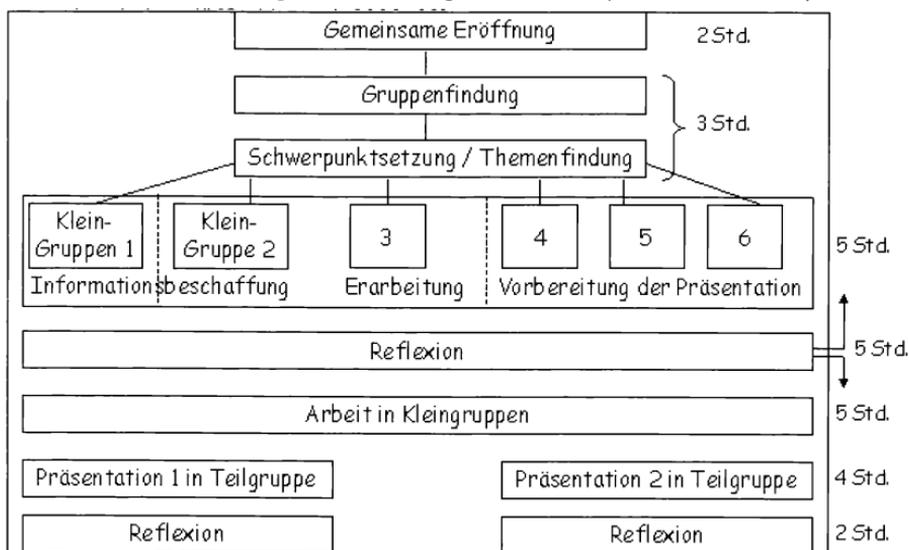
Abb.: "Modellzeichnung einer der befragten Lehrkräfte (schematische Computerbearbeitung)" [Stübzig et al. 2006: 62].



Die Eröffnungsphase findet unter gemeinsamer Beteiligung beider Fächer, Physik und Deutsch, statt. Während der Erarbeitungsphase, in der die Fächer wieder auseinander streben, gibt es einen wechselseitigen Austausch zwischen den Fächern, der offenbar in Sequenzen organisiert ist. Die Reflexion wird wieder gemeinsam durchgeführt. Die Lehrkraft, die ihre Unterrichtseinheit textlich

,eher B' zuordnet, bringt zum Ausdruck, dass sie sich darüber bewusst ist, dass die skizzierte Unterrichtseinheit weder ‚Möglichkeit A‘ noch ‚Möglichkeit B‘ entspricht. Diese Unterrichtseinheit behandelte das Thema ‚Raum‘ (aus dem Datensatz entnommen) unter der Leitung von 2 Lehrkräften (mit den Fächern Physik und Deutsch). (Diese Zeichnung belegt einen empirischen Fall aus dem teilweise fachdifferenzierte Unterrichtsmodell in der typischen Variante.)

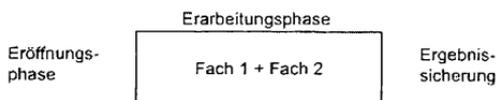
Abb.: "Modellzeichnung einer der befragten Lehrkräfte (schematische Compu-



Diese Zeichnung ist im zeitlichen Verlauf der Unterrichtseinheit von oben nach unten zu lesen. Die gemeinsame Eröffnungsphase ist nach Vorstellung, Gruppenfindung und Themenfindung differenziert dargestellt. Die Erarbeitungsphase wird in Kleingruppen, die auf schülerbestimmte bzw. selbstständigkeitsorientierte Arbeitseinheiten deuten, durchgeführt. Während der Erarbeitungsphase findet die Bearbeitung des Themas zeitlich differenziert innerhalb der Kleingruppen statt. Ihr ist eine Reflexionsphase unter Teilnahme aller Schüler integriert. Für die Ergebnissicherung werden (zwei) Teilgruppen gebildet, innerhalb derer die Präsentation und Reflexion angesiedelt ist. Die Schüler werden schon frühzeitig in die Themenfindung einbezogen und erhalten in der Erarbeitungsphase Platz zum selbstständigen Lernen. Überdies gibt die Zeichnung Auskunft zur zeitlichen Organisation und Umfang der Unterrichtseinheit, die insgesamt 26 Unterrichtsstunden umfasste. An dieser Unterrichtseinheit mit dem Thema ‚Die 1960‘er Jahre‘ (aus dem Datensatz entnommen) nahmen mindestens 4 Lehrkräfte mit den Fächern Kunst, Musik, Geschichte sowie Politik und Wirtschaft teil. (Die Abbildung zeigt einen Fall aus dem ‚nicht fachdifferenzierten Unterrichtsmodell in der schüler selbstbestimmten Variante.)

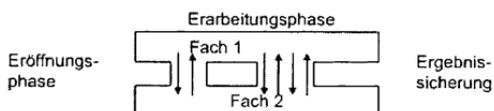
Abb.: Typisierung der Zeichnungen nach Unterrichtsmodellen [Stübzig et al. 2006: 56].

Modell A
(Erarbeitungsphase ohne Fachdifferenzierung)



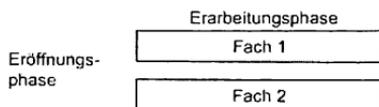
Modell A (entspricht der Möglichkeit A im Fragebogen): Erarbeitungsphase ohne Fachdifferenzierung.

Modell C
(Erarbeitungsphase teils getrennt, teils gemeinsam)



Modell C (ein Mischtyp, der sich aus der Durchsicht der beschriebenen Verläufe ergeben hat): Erarbeitungsphase z. T. ohne Fachdifferenzierung. T nach Fächern getrennt.

Modell B
(Erarbeitungsphase nach Fächern getrennt)



Modell B (entspricht der Möglichkeit B im Fragebogen): Erarbeitungsphase nach Schulfächern getrennt.

Unabhängig von dieser Typisierung erstellte die Projektleiterin aus ihrer langjährigen Erfahrung als Lehrerin eine Typifizierung (Schütz) der Unterrichtsverläufe, die sie den zwei Modellen aus dem Fragebogen zuordnete. Aus ihrer Kennerschaft ergab sich eine Zuordnung, die in den Fällen, die tabellarisch Modell A oder B zugeordnete wurden, eine hohe Übereinstimmung aufwies. Das tabellarisch herausgearbeitete Modell C wurde in der vorikonographischen Auswertung nicht identifiziert⁷, ebenso wenig konnte die Untergliederung der Unterrichtsmodelle erkannt werden⁸. Hier hat sich das typologische Verfahren, das auf einer Analyse der Merkmale und deren synthetischen Vergleich beruht, als fruchtbarer erwiesen als der kundige vorikonographische Blick⁹

⁷ Das Modell C vereinigte Fälle, die die Projektleiterin den Modellen A oder B zugeordnet hatte.

⁸ Diese Untergliederung stand allerdings auch nicht im Erwartungshorizont der zur Frage formulierten Hypothesen. Die Typologie erbrachte ein Ergebnis, an dem die Hypothesen hätten erweitert werden können.

⁹ Die Ebene unmittelbaren Verstehens bezeichnet Panofsky als vorikonographische Ebene, die entsprechend spontane Systematik nennt Schütz Typifizierung. Beide dienen der wissen-

Quantitative Auswertung

Jede quantitative Auswertung basiert auf qualitativ bestimmten Merkmalen. Daher wurde auch für die quantitative Auswertung der Zeichnungen zu den Unterrichtsverläufen vorab eine Merkmalsliste erstellt. Die Merkmale wurden aus den Vorüberlegungen in der Forschergruppe und einer Sichtung der Skizzen zum Unterrichtsverlauf erstellt. Sie diente dazu, die teilweise sehr unterschiedlichen Zeichnungen vergleichbar zu machen. Aus der Typisierung und Tabellengliederung ergaben sich sodann Hinweise auf die Aussagekraft der Merkmale, so dass die weniger relevanten Merkmale ausgeschieden werden konnten, um die Datenmenge auf trennscharfe Merkmale zu reduzieren. Zum besseren Nachvollzug unseres Vorgehens sind in der Liste alle Merkmale genannt, während in der Tabelle zur besseren Übersicht nur letztere enthalten sind.

Abb.: Merkmalliste zur Abbildung der Zeichnungen (* = trennscharfe Merkmale):

Erarbeitungsphase Fächer getrennt*	Ergebnispräsentation (Zeit)
Erarbeitungsphase teilweise gemeinsam*	Reflexion (Zeit)
Erarbeitungsphase fächerübergreifend*	Gesamtzeit
Themenstellung Fächer getrennt*	Unterrichtsvorbereitung getrennt
Themenstellung fächerübergreifend*	Unterrichtsvorbereitung fächerübergreifend
Themenfindung mit Schülern*	Bewertung getrennt
Ergebnis Fächer getrennt*	Bewertung gemeinsam Fachunterricht
Schülerselbstständige Erarbeitung Fächer getrennt*	Bewertung im fächerübergreifenden Unterricht
Reflexion Fachunterricht*	Bewertung der Schülerleistungen (Zeit)
Ergebnis fächerübergreifend*	Schülerselbstständige Arbeitsphasen (Zeit)
Reflexion fächerübergreifend*	Zeitstruktur des fÜU (Zeit)
Schülerselbstständige Erarbeitungsphase fächerübergreifend*	Projektwoche
Unterrichtsvorbereitung (Zeit)	Als Projekt, Exkursion
Themenstellung (Zeit)	Regelunterricht mit Projekt, Exkursion
Erarbeitungsphase (Zeit)	Regelunterricht

Anhand dieser Liste wurden die Zeichnungen der Lehrer für jeden Fall gesondert analysiert und beschrieben. Diese beschriebenen Fälle konnten dann in eine so genannte Rohtabelle eingetragen werden. Die fertige Rohtabelle wurde anschließend auf sichtbare Häufungen von Merkmalskombinationen hin geordnet. Nach mehrmaligem Umordnen kristallisierten sich drei Haupttypen mit Untergliederungen heraus. Aus der fertigen Tabelle konnten ca. zwei Drittel aller Merkmale ausgeschlossen werden, weil sie sich für die Tabellengliederung

schaftlichen Systematik als Basis, deren Sinn dann nachvollziehbar geprüft werden kann [Panofsky 1939; Schütz 1970].

als nicht relevant erwiesen haben¹⁰ (das besagt mitnichten, dass sie im Unterricht nicht relevant wären). Die 183 Fälle, die in der fertigen Tabelle versammelt waren, wurden entsprechend der induktiv gewonnenen Typisierung zusammengefasst, um daraus eine übersichtliche synthetische Tabelle zu erstellen. In der synthetischen Tabelle gibt der Wert an, mit welchem Anteil jeweils ein Merkmal in den Fällen eines Typus vertreten ist. Diese Tabelle mit prozentualen Angaben über die Anteile der Merkmale ist unten abgebildet. Anhand der differenzierenden Merkmale konnte eine Typisierung der Zeichnungen vorgenommen werden, die in die Unterrichtsmodelle (B, C, A - siehe oben) differenziert wurden¹¹

Tab.: Synthetische Tabelle des Unterrichtsverlaufs mit Anteilen gemäß der jeweiligen Ausbildung (Prozentangabe).

Gestaltungsformen fächerübergreifenden Unterrichts	Fachdifferenziertes Unterrichtsmodell (B)					Teilweise fachdifferenziertes Unterrichtsmodell (C)				Nicht fachdifferenziertes Unterrichtsmodell (A)			
	fachbetont B	nahe B	typisch B	schülerbeteiligt B	Synthese Modell B	nahe C	typisch C	schülerbeteiligt C	Synthese Modell C	nahe A	typisch A	schülerbeteiligt A	Synthese Modell A
Anzahl der Fälle	9	16	25	3	53	17	26	5	48	21	41	20	82
Bearbeitung nach Fächern getrennt	100	100	100	100	100	0	0	0	0	0	0	0	0
Bearbeitung teilweise gemeinsam	0	0	0	0	0	100	100	100	100	0	0	0	0
Bearbeitung fächerübergreifend	0	0	0	0	0	0	0	0	0	100	100	100	100
Themenstellung im Fachunterricht	100	100	0	0	47	94	0	0	33	90	0	0	23
Themenstellung fächerübergreifend	0	0	96	100	51	0	96	100	63	0	100	100	74
Themenstellung mit Schülerbeteiligung	11	19	0	100	13	12	0	100	15	10	0	100	27
Ergebnissicher. im Fachunterricht	89	13	28	0	32	18	4	0	8	5	5	0	4
Ergebnissicher. fächerübergreifend	0	63	56	100	51	65	85	100	79	95	90	100	94
Sch. beteil. i. d. Bearb. n. Fäch. getr.	56	44	56	67	53	6	4	40	8	0	0	0	0
Sch. beteil. i. d. Bearb. fächerübergreifend	0	0	0	0	0	53	69	60	63	86	78	90	83
Reflexion im Fachunterricht	33	0	16	33	15	6	4	0	4	29	0	10	10
Reflexion fächerübergreifend	0	63	36	67	40	47	65	60	58	43	78	60	65

¹⁰ In der Auswertung entfielen nochmals Merkmale, die zwar aufgenommen wurden, aber dermaßen sporadisch vertreten waren, dass sie keinen Einfluss auf die Typisierung ausübten.

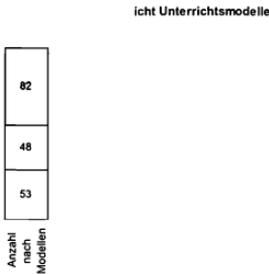
¹¹ Die merkwürdige Reihung von B über C nach A erklärt sich aus den Beispielzeichnungen (Möglichkeit A, Möglichkeit B), wie sie in dem Fragebogen abgebildet waren, zwischen denen das Modell C vermittelt (siehe oben).

Die proportionale Tabelle und die ihr zugrundeliegende Anzahl der Merkmalausprägungen dienen zur quantitativen Darstellung der Ergebnisse in Säulendiagrammen nach Unterrichtsmodellen. Auf die Untergliederung der Unterrichtsmodelle wurde in der Auswertung nicht eingegangen. Zur Auswertung im Forschungsprojekt dienten einzig die synthetisierten Spalten, die rechts neben den Unterrichtstypen angegeben sind. Unter dem Gesichtspunkt der Forschungslogik dient die quantitative Auswertung zur Prüfung der untersuchungsleitenden Hypothesen, die nur auf den idealen Unterrichtsverlauf für fächerübergreifenden Unterricht bezogen wurden. Fächerübergreifender Unterricht erfülle die Qualitätskriterien [Stübiger et al. 2006: 55]:

1. fächerübergreifend präsentierte Problemstellung,
2. Erarbeitungsphase ohne Fachdifferenzierung,
3. Erarbeitung in selbstständigkeitsorientierten Arbeitsphasen,
4. fächerübergreifende Ergebnissicherung und Reflexion.

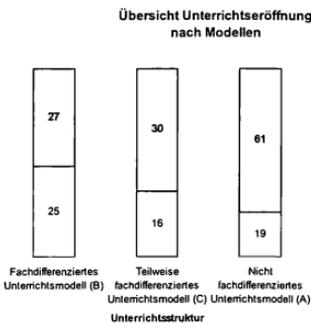
Zur Prüfung der Kriterien werden im Folgenden vier Diagramme zur quantitativen Auswertung der Typisierung wiedergegeben und beschrieben [vgl. Stübiger et al. 2006: 57-61].

Abb.: Erarbeitungsphase ohne Fachdifferenzierung (Kriterium 2).



In zwei Dritteln der Fälle wurde von Lehrkräften eine Unterrichtseinheit angegeben, in der während der Erarbeitungsphase zumindest teilweise die beteiligten Fächer gemeinsam unterrichtet wurden. Fast die Hälfte der Lehrer gaben an, die Erarbeitungsphase ohne Fachdifferenzierung durchgeführt zu haben. Damit hat ein Großteil der Lehrkräfte angegeben, in ihrem fächerübergreifenden Unterricht das Kriterium 2 zu erfüllen.

Abb.: Unterrichtsmodelle nach fächerübergreifend präsentierte Problemstellung (Kriterium 1).



Differenziert nach Unterrichtsmodellen ergibt sich, dass die Lehrkräfte im teilweise fachdifferenzierten und nicht fachdifferenzierten Unterrichtsmodell die

Problemstellung in einer gemeinsamen Unterrichtsphase präsentieren. Damit hat ein Großteil der Lehrkräfte angegeben, in ihrem fächerübergreifenden Unterricht das Kriterium 1 zu erfüllen.

Abb.: Unterrichtsmodelle nach fächerübergreifender Ergebnissicherung und Reflexion (Kriterium 4).

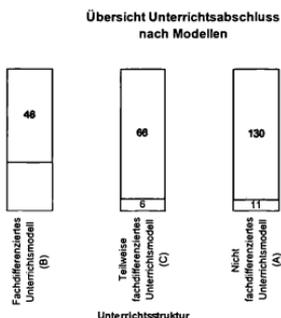
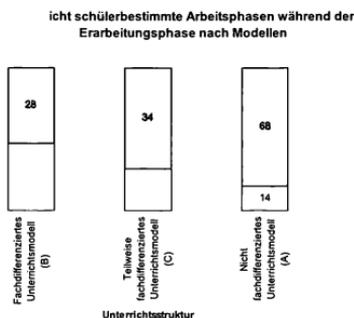


Abb.: Unterrichtsmodelle nach Erarbeitung in selbstständigkeitsorientierten Arbeitsphasen (Kriterium 3).



nicht fächerdifferenzierten Unterrichtsmodell die Themenstellung häufiger mit Schülerbeteiligung entwickelt zu haben als in den anderen Unterrichtsmodellen (ohne Abbildung).

Da die Ergebnisse aus dem Selbstreport von Lehrkräften über ihren Unterricht resultieren und zu erwarten ist, dass sie den Idealverlauf fächerübergreifenden Unterrichts kennen, können Verzerrungen zur schulischen Realität nicht ausgeschlossen werden. Diese zu prüfen, wäre Teil der zweiten Forschungsphase mit Unterrichtsbeobachtungen gewesen, die nicht zustande kam. Für die weitere Forschung könnte man vorsichtig davon ausgehen, dass die Angaben der Lehrer im Durchschnitt die Unterrichtswirklichkeit skizzieren.

"Insgesamt lässt sich die Feststellung, dass ein fächerübergreifend gestalteter Einstieg, eine fächerübergreifende Erarbeitungsphase und ein fächerübergreifender Abschluss für die Mehrzahl aller Fälle zutrifft und dass ebenfalls in der Mehrzahl aller Fälle in der Erarbeitungsphase selbstständigkeitsorientierte Ar-

Noch deutlicher fallen die Lehrerangaben bei der gemeinsamen Ergebnissicherung und Reflexion aus. Damit haben fast alle Lehrkräfte angegeben, in ihrem fächerübergreifenden Unterricht das Kriterium 4 zu erfüllen.

Nach den Lehrerangaben nehmen auch die schülerbestimmten Arbeitsphasen während der Erarbeitungsphase mit dem Grad gemeinsamen Unterrichts der beteiligten Fächer deutlich zu. Damit gibt ein Großteil der Lehrkräfte an, in ihrem fächerübergreifenden Unterricht das Kriterium 3 zu erfüllen. Dieses Ergebnis wird noch durch die Lehrerangabe unterstützt, bei dem

beitsphasen vorhanden waren, dahingehend zusammenfassen, dass sich die Unterrichtsrealität in erfreulich hohem Maße dem angenommenen Idealverlauf fächerübergreifenden Unterrichts annähert" [Stübiger et al. 2006:63 - Herv.i.Orig.].

Tabellarische Abbildung

Die oben abgebildete Tabelle mit proportionalen Anteilen kann zur besseren Übersichtlichkeit der Unterrichtstypen und ihrer Untergliederung in eine synthetische Tabelle umgerechnet werden. Ich habe mich dabei an den Stetigkeitsklassen der Pflanzensoziologie orientiert¹².

Tab.: Vereinfachter Schlüssel zur Erstellung von Stetigkeitsklassen.

Prozentualer Anteil (%)	Stetigkeitsklasse
100-81	V
80-61	IV
60-41	III
40-21	II
20-1	I

Die Stetigkeitsklassen I und II geben an, dass das Merkmal in der Mehrzahl der Fälle nicht vertreten ist, und bei der Stetigkeitsklasse III umfasst das Merkmal im Durchschnitt auch nur die Hälfte aller Fälle. Grob gesagt treffen die Merkmale mit den Stetigkeitsklassen I bis III meistens nicht zu. Daher können diese drei

Stetigkeitsklassen für die erste Typisierung vernachlässigt werden. Gerade wenn man mit diesem Verfahren einen neuen Gegenstand bearbeitet, wie in diesem Falle Unterrichtsverläufe, dann sollte man sich auf die Stetigkeitsklassen IV und V konzentrieren, in denen die Merkmale ca. in zwei Dritteln oder mehr aller Fälle vertreten sind. Die für die Typisierung ausschlaggebenden Differenzierungen sind durch Fettdruck hervorgehoben.

Im Vergleich zur oben abgebildeten proportionalen Tabelle, in der die Unterrichtstypen und vor allem deren Varianten im Kontinuum der relativen Anteile ‚untergehen‘, treten sie in der synthetischen Tabelle deutlicher hervor. Die Darstellung der Merkmale nach Stetigkeitsklassen lässt die qualitativen Unterschiede deutlicher hervortreten, während der quantitative Aspekt zurücktritt. Entsprechend deutlicher fällt die tabellarische Gliederung der Unterrichte aus (Varianten nach laufender Nummer):

Fachdifferenzierter Unterricht (Sp. B)

1. Fachdominierte Variante
2. Fachbetonte Variante mit gemeinsamer Abschlussphase
3. Typische Variante
4. Schülerbestimmte Variante

Teilweise fachdifferenzierter Unterricht (Sp. C)

5. Fragmentarische Variante mit fachgetrennter Eröffnungsphase

¹² Siehe zur pflanzensoziologischen Tabellenarbeit die Einführung von Dierschke, Hülbusch, Tüxen (1974).

6. Typische Variante
7. Schülerbestimmte Variante
- Nicht fachdifferenzierter Unterricht (Sp. A)**
8. Fragmentarische Variante mit fachgetrennter Eröffnungsphase
9. Typische Variante
10. Schülerbestimmte Variante

Die Tabellengliederung, die zunächst mal ein visuelles Ergebnis darstellt, wird über die textliche Tabellenbeschreibung geprüft. Ähnlich wie bei der Bildbeschreibung in der Kunstwissenschaft dient die Übertragung von einem (visuellen) Medium in ein anderes (verbales) Medium dazu, das, was man (unmittelbar) zu sehen glaubt, kommunizierbar zu machen und (intersubjektiv) zu prüfen, um dabei neben dem Gesehenen auch sein Sehen (und Übersehen) besser zu begreifen¹³ [Lorberg 2005].

Tab.: Synthetische Tabelle des Unterrichtsverlaufs mit Stetigkeitsklassen (Spalten entsprechen Modellen, siehe oben).

Spalte	B			C			A			B	C	A	
	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	?	?	?
Laufende Nummer	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	?	?	?
Anzahl der Fälle	9	16	25	3	17	26	5	21	41	20	53	48	82
Bearbeitung nach Fächern getrennt	V	V	V	V	?	?	?	?	?	?	V	?	?
Bearbeitung teilweise gemeinsam	?	?	?	?	V	V	V	?	?	?	?	V	?
Bearbeitung fächerübergreifend	?	?	?	?	?	?	?	V	V	V	?	?	V
Themenstellung im Fachunterricht	V	V			V	?	?	V	?	?	III	II	II
Themenstellung fächerübergreifend	?	?	V	V	?	V	V	?	V	V	III	IV	IV
Themenstellung mit Schülerbeteiligung	I	I	?	V	I	?	V	I	?	V	I	I	II
Ergebnissicherung im Fachunterricht	V	I	II	?	I	I	?	I	I	?	II	I	I
Ergebnissicherung fächerübergreifend	?	IV	III	V	IV	V	V	V	V	V	III	IV	V
Schülerbeteil. i. d. Bearbeit. nach Fächern getr.	III	III	III	IV	I	I	II	?	?	?	III	I	?
Schülerbeteil. i. d. Bearbeit. fächerübergreifend	?	?	?	?	III	IV	III	V	IV	V	?	IV	V
Reflexion im Fachunterricht	II	?	I	II	I	I	?	II	?	I	I	I	I
Reflexion fächerübergreifend	?	IV	II	IV	III	IV	III	III	IV	III	II	III	IV

Tabellenbeschreibung

Die Reihung der dargestellten Unterrichtsverläufe entspricht der Abnahme der Fachdifferenzierung in der Organisation des Schulunterrichts vom fachbetonten Unterricht zum fächerübergreifenden Unterricht. Parallel zu dieser Abfolge nimmt die Schülerbeteiligung in der Themenstellung deutlich zu. Die Zeichnungen bilden bestenfalls die Organisation des Unterrichts ab, nicht wie dessen

¹³ Die eingangs erwähnte Diskussion über den Realitätsbezug der Tabelle wäre ohne diese Beschreibung kaum möglich geworden.

Inhalte bearbeitet wurden¹⁴, zu denen sich auf dieser Betrachtungsebene keine empirisch begründeten Aussagen machen lassen.

Die Tabelle ist in drei Unterrichtstypen gegliedert, die sich im Fächerbezug während der Erarbeitungsphase unterscheiden (wobei jeder Unterrichtstypus in Varianten untergliedert ist). Im fachdifferenzierten Unterricht (B) werden die beteiligten Fächer in der Erarbeitungsphase getrennt unterrichtet. Dementsprechend finden auch die Themenstellung und die selbstständigkeitsorientierte Schülerbeteiligung in der thematischen Bearbeitungsphase fachgetrennt statt. Allerdings deuten die Lehrkräfte nur für die Hälfte aller Unterrichtseinheiten an, dass Schüler selbstständig das Thema bearbeiten. Beim teilweise fachdifferenzierten Unterricht (C) werden die beteiligten Fächer in der Erarbeitungsphase abschnittsweise gemeinsam unterrichtet, so dass Sequenzen fächerübergreifenden Unterrichts entstehen, in denen die Schüler zwischen den Fachperspektiven wechseln und abwägen können. In den Zeichnungen geben die Lehrkräfte an, dass die Themenstellung vor allem im gemeinsamen Unterricht stattfindet, in dem auch die selbstständigen Schülerarbeitsphasen angesiedelt sind. Der nicht fachdifferenzierte Unterricht (A) ermöglicht während der Erarbeitungsphase durchgängig einen Bezug zwischen den beteiligten Fächern, so dass die Schüler alle Fachperspektiven parallel nachvollziehen können. Hierzu stellen die Lehrkräfte zeichnerisch dar, dass schon die Themenstellung im gemeinsamen Unterricht vorgestellt wird. In fast allen fächerübergreifenden Unterrichtseinheiten sind selbstständigkeitsorientierte Schülerarbeitsphasen vorgesehen.

Die fachdominierte Variante, die durch Themenstellung, Bearbeitung und Ergebnissicherung im Fachunterricht charakterisiert ist und dem fachdifferenzierten Unterrichtstypus (B) zugeordnet wurde, ist eigentlich reiner Fachunterricht, bestenfalls mit einem Unterrichtsthema, das in verschiedenen Fächern unterrichtet wird, die es unabhängig voneinander behandeln. Lässt man also diese Variante außen vor, dann lassen sich die Zeichnungen der Lehrkräfte über die Unterrichtsorganisation drei Unterrichtsmodellen zuordnen, die jeweils in drei Varianten untergliedert werden: in eine fragmentarische Variante, die den Übergang zum in der Reihung vorher gehenden Modell abbildet, in eine typische Variante, die den Kern des Typus abbildet, und in eine schülerbestimmte Variante, die den frühzeitigen Einbezug der Schüler wiedergibt. Die Zeichnungen der Lehrkräfte bringen zum Ausdruck, dass eine Schülerbeteiligung in der Themenstellung, präziser wäre in diesem Falle von einer Themenfindung zu sprechen, stattfindet, wenn die Themenstellung fächerübergreifend organisiert ist.

¹⁴ Daher wäre es durchaus möglich, dass die inhaltliche Bearbeitung in einer fachdifferenzierten Unterrichtsorganisation fachübergreifender ausgefallen ist als in einer nicht fachdifferenzierten. Die inhaltliche Bearbeitung wäre über eine Unterrichtsbeobachtung zu erheben.

Interpretation

Ogleich die Zeichnungen der Lehrkräfte einem Selbstreport entspringen, der primär die Sicht auf ihren Unterricht und nicht zwingend dessen Realität wiedergibt, überdies vielleicht an Unterrichtsmodellen aus Lehrbüchern orientiert ist, bilden sie im Durchschnitt zumindest die Bandbreite geläufiger Vorstellungen über fächerübergreifenden Unterricht ab. Wie die Möglichkeiten zum fächerübergreifenden Unterricht in den unterschiedlichen Organisationsformen des Unterrichts genutzt werden, hängt weitgehend von der jeweiligen Lehrkraft ab und könnte nur durch eine ergänzende Unterrichtsbeobachtung geklärt werden. Die herausgearbeiteten Unterrichtsmodelle und Varianten haben insofern primär heuristischen Charakter für eine genauere Untersuchung zur inhaltlichen Qualität fächerübergreifenden Unterrichts. Entsprechend abstrakt fällt die Interpretation der Unterrichtsmodelle aus.

Fachdifferenzierter Unterricht (B)

Die fachdominierte Variante (1) bildet den klassischen Fachunterricht ab, der in diesem Fall ein gemeinsames Thema parallel zu einem anderen Fach bearbeitet. Diese Form fächerübergreifenden Unterrichts steht dem ‚Bergheimer Modell‘ nahe und ist sehr einfach in den Stundenplan zu integrieren. Die fachbetonte Variante (2) mit gemeinsamer Abschlussphase steht dem fachdifferenzierten Unterricht nahe und ist charakteristisch für eine Projektarbeit, deren Ergebnisse schließlich öffentlich präsentiert werden. Bezogen auf die Präsentation müssten schon in der Erarbeitungsphase Inhalte aus den anderen Fächern berücksichtigt werden. Da zwar die Fächer getrennt unterrichtet werden, aber die Schüler in allen beteiligten Fächern unterrichtet werden, liegt die Aufgabe, die Ergebnisse zu integrieren, von der Unterrichtsorganisation her betrachtet primär bei den Schülern. Die typische Variante (3) des fachdifferenzierten Unterrichts bezieht die gemeinsame Themenstellung ein, während der ein Austausch zwischen den Fächern hergestellt werden kann. Die frühzeitige fächerübergreifende Unterrichtsphase ermöglicht den beteiligten Lehrkräften, die Schüler in der Betrachtung des Themas aus unterschiedlichen Fachperspektiven zu unterstützen. Hier kann im Sinne der Arbeitsdefinition zum fächerübergreifenden Unterricht die Möglichkeit ergriffen werden, das Thema aus unterschiedlichen Fachperspektiven zu problematisieren und bei den Schülern ein entsprechendes Bewusstsein über den Sinn fächerübergreifenden Arbeitens zu erzeugen. Die schülerbestimmte Variante (4) verstärkt diese Möglichkeit, indem die Schüler ihre Interessen in die Themenfindung einbringen können.

Teilweise fachdifferenzierter Unterricht (C)

Der teilweise fachdifferenzierte Unterricht steht zwischen der fachdifferenzierten und der fächerübergreifenden Unterrichtsform. Die fragmentarische Variante (5) mit fachgetrennter Eröffnungsphase, die dem typischen teilweise

fachdifferenzierten Unterricht nahe steht, umfasst eine gemeinsame Ergebnissicherung und zwischenzeitlich gemeinsame Unterrichtsphasen, in denen die Schüler die Fachsichtweisen direkt vergleichen können. Der Unterrichtsverlauf ist auf die Präsentation orientiert. Die typische Variante (6) ermöglicht überdies eine gemeinsame Eröffnung, die den Unterricht zusammen mit der gemeinsamen Ergebnissicherung rahmt, wodurch die fächerübergreifende Relevanz des Themas von Beginn an herausgestellt werden kann. Die schülerbestimmte Variante (7) bezieht überdies die Schüler frühzeitig in die inhaltliche Unterrichtsgestaltung ein, die dadurch die fächerübergreifende und gesellschaftliche Relevanz des Themas selbstständig herausarbeiten und ihre Interessen in die Themenstellung einbringen können.

Nicht fachdifferenzierter Unterricht (A)

Der Unterrichtsverlauf des nicht fachdifferenzierten Unterrichts bildet den Rahmen, in dem gemäß der Arbeitsdefinition der Idealfall fächerübergreifenden Lernens verwirklicht werden kann. Die fragmentarische Variante (8) mit fachgetrennter Eröffnungsphase steht dem typischen nicht fachgetrennten Unterricht nahe, gibt aber keine Gelegenheit zur gemeinsamen Problemstellung und frühzeitigen Schülerbeteiligung in der Themenstellung. Dieser Unterricht wird vermutlich in Projektwochen durchgeführt, wobei das zwischen den Lehrern abgesprochene Thema den Schülern im Fachunterricht mitgeteilt wird. Der gemeinsame Unterricht ist dann auf die Präsentation ausgerichtet. Die typische Variante (9) umfasst in allen Unterrichtsphasen die Möglichkeit fächerübergreifenden Lernens und gibt in der schülerbestimmten Variante (10) den Schülern die Chance, auf die Themenfindung und Problementwicklung einzuwirken. Allein von der Organisation her betrachtet wäre diese Form des fächerübergreifenden Unterrichts der Idealfall gemäß der eingangs gegebenen Definition.

Brauchbare Systematik oder deduktiver Schematismus

Abschließend stellt sich die Frage, ob diese Übertragung des typologischen Verfahrens aus der Pflanzensoziologie mit entsprechenden Modifikationen in den Merkmalen, die selbstverständlich nicht mehr Pflanzenarten sein können, auf die Zeichnungen der Lehrkräfte das Verfahren schematisch auf den Gegenstand appliziert oder zu einer brauchbaren (kleinen) Systematik führt. Die methodologische Hoffnung, von der diese Übertragung ausgegangen ist, bestand darin, das Unterscheidungskwissen zu schärfen und zu dem neuen Gegenstand intersubjektiv prüfbar zu machen.

"Äpfel und Birnen enthalten zunächst viele gemeinsame Merkmale, die erst mit den Unterschieden bei der Familie getrennt werden. [...] Für den praktischen Gebrauch geht das per Geschmacksprobe, die allerdings voraussetzt, dass die Schmeckenden zum Vergleich Erinnerung vorrätig haben. Sonst schmeckt niemand, ob ihm Äpfel für Birnen verkauft wurden. [...] Die landläufige und gemeinhin sprachlos akzeptierte Behauptung, dass Äpfel nicht mit Birnen zu

vergleichen seien überrumpelt perfide gleichzeitig das „Unterscheidungs-
wissen“ [Hülbusch 2006: 186].

Ich habe das typologische Verfahren einzig auf die zeichnerisch zu beantwortende Frage nach dem Unterrichtsverlauf angewendet, weil hierzu kein handhabbares Instrument zur (quantitativen) Auswertung der Skizzen zur Verfügung stand. Die Typologie kann daher auch nur zu diesem Teilaspekt des fächerübergreifenden Unterrichts Auskunft geben. Festzuhalten ist zunächst, dass die ausgewählten 12 Merkmale einen so geringen Umfang aufweisen, dass die Selektion deduktiv auf die Typisierung durchschlägt. Dieser deduktive Anteil fällt vor allem bei den ersten drei Merkmalen zum Fächerbezug in der Erarbeitungsphase auf. Andererseits sind die Zeichnungen zu den Unterrichtsverläufen teilweise derart informationsarm und unterschiedlich, dass es nicht sinnvoll gewesen wäre, weitere und feinere Merkmale einzuführen, die dann nur Einzelfälle beschrieben hätten. Denn das Ziel der Typisierung besteht darin, die einzelnen Fälle nach bestimmten Merkmalen zu ordnen und zu gruppieren, um sie zu charakteristischen Typen zu generalisieren. Dieses Dilemma war nicht zu umgehen und hätte nur durch explorative Vorstudien zur Auswertung von Zeichnungen zu Unterrichtsverläufen entschärft werden können. Mein Urteil lautet daher, dass die Typisierung zwar deutlich deduktive Anteile enthält, nichtsdestoweniger aber eine brauchbare Systematik ergibt, die den dargestellten Unterrichtsverlauf in einer merkbaren und deutbaren Anordnung wiedergibt. Den Sinn dieser Ordnung habe ich in der Interpretation entfaltet. Zur Begründung möchte ich an Helmut Lührs' Hinweis auf die Rolle der Abduktion (qualitative Induktion) [PEIRCE 1878] in der Vegetationskunde erinnern, die zu einem gegebenen Resultat (den Zeichnungen) eine allgemeine Regel setzt (die relevanten Merkmale, die den Gegenstand qualifizieren), um auf die Anwendung der Regel (die Unterrichtsformen) zu schließen [Lührs 1994; Hard 1995]. Diese logische Schlussform, die eigentlich im Sinnverstehen, in der Hermeneutik, benutzt wird, habe ich über das gewählte typologische Verfahren umgesetzt, das die Prämissen auf den Gegenstand (Fall) bezieht. Oder konkreter ausgedrückt: Mittels des typologischen Verfahrens werden die gegebenen Zeichnungen (Fall) über die relevanten Merkmale, die den Gegenstand auszeichnen, analysiert (Prämisse), als Merkmalskombinationen beschrieben und im Vergleich der Merkmalsausprägungen zu charakteristischen Typen synthetisiert (Schluss).

Problematisch ist zudem die Angemessenheit der Ergebnisse bezogen auf die Unterrichtsrealität, da die Ergebnisse drei Interpretationsphasen entspringen. Erstens gaben die Lehrkräfte eine Selbsteinschätzung ihres fächerübergreifenden Unterrichts, den sie zeichnerisch beschrieben haben, zweitens wurden relevante Merkmale ausgewählt, die den Gegenstand selektieren, und drittens wurde die Typisierung auf Formen fächerübergreifenden Unterrichts hin aus-

gelegt. Der bezogen auf die Methode, die hier zur Diskussion steht, problematische Punkt an diesem Vorgehen liegt in der Identifizierung und Selektion der relevanten Merkmale. Die Auswahl der relevanten Merkmale beruht auf einer vorikonographischen Sichtung des Gegenstandes, zu dem ich mit der Projektleiterin eine implizite Typifizierung erstellte. In einem zweiten Schritt machte ich mir die Bedingungen dieser Typifizierung bewusst, um sie in identifizierbare Merkmale zu übersetzen. Anhand dieser expliziten Merkmale bildete ich den Gegenstand ab, dessen Fälle alsdann typisiert werden konnten. Dieser offensichtliche logische Zirkel ist nichtsdestoweniger notwendig, um zu verstehen, und deshalb unumgänglich. Die methodische Frage lautet daher, wie man sinnadäquat (nicht realitätsgemäß) in den Zirkel des Verstehens kommt und dessen Sinnhaftigkeit prüfen kann. Nach der ikonographisch-ikonologischen Methode von Erwin Panofsky bildet die erstellte Systematik die Prüfebene für die Qualität bzw. Sinnhaftigkeit der ausgewählten Merkmale. Die Systematik wiederum wird in der Deutung der herauskristallisierten Typen bzw. ihrer Reihung geprüft, das heißt der Frage unterzogen, ob sie eine verstehbare Synthese der einzelnen Phänomene darstellt. Brauchbar wäre eine Systematik dann, wenn sie verstehbar ist. Die Realitätsadäquatheit verlangte eine Triangulation der Ergebnisse über eine zweite Quelle oder Spur. Eine solche kann allerdings nach der Typisierung gezielt gesucht werden.

Literatur

- AutorInnen 2003:** Wer lehrt lernt. Wer nichts lernt, kann nicht lehren; Hrsg. Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation; Notizbuch der Kasseler Schule; Bd. 61; Kassel 2003.
- Bellin, F. 1999:** Von Haus zu Haus. Verstehen oder ‚machen‘ am Tellerrand der Disziplin; in: Gagel, Speik und Wegerich; Hrsg. Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation; Notizbuch der Kasseler Schule; Bd. 52; S. 202-214; Kassel 1999.
- Burckhardt, L. 1985:** Die Kinder fressen ihre Revolution; Hrsg. Bazon Brock; Köln 1985.
- Dierschke, H./ Hülbusch, K.H./ Tüxen, R. 1973:** Eschen-Erlen-Quellwälder am Südweststrand der Bückeberge bei Bad Eilsen. Zugleich ein Beitrag zur örtlichen pflanzensoziologischen Arbeitsweise; In: Mitt.d.Flor.-Soz.AG; Hrsg. Reinhold Tüxen; N.F.; H. 15/16; Rinteln.
- Eberlein, J. 1986:** Inhalt und Gehalt. Die ikonographisch-ikonologische Methode; in: Einführung in die Kunstgeschichte; Hrsg. Hans Belting; Berlin.
- Gehlken, B. 1999:** Vom vergnüglichen Dasein in soliden Häusern. Für eine fröhliche Landschaftsplanung; in: Gagel, Speik und Wegerich; Hrsg. Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation; Notizbuch der Kasseler Schule; Bd. 52; S. 187-201; Kassel 1999.

- Gehlken, B. 2005:** Von Kraut und Rüben zur Dauer-Pizza; in: Symposien der AG Freiraum und Vegetation 2001-2004; Hrsg. Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation; Notizbuch der Kasseler Schule; Bd. 67; 184-189; Kassel.
- Habermas, J. 1981:** Theorie des kommunikativen Handelns; Frankfurt am Main 1999.
- Hard, G. 1995:** Spuren und Spurenleser; Osnabrück 1995.
- Harenburg/ Wannags 1991:** Von Haustür zu Haustür. Organisationsformen und ihre Gebrauchsmerkmale; in: Von Haus zu Haus; Hrsg. Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation; Notizbuch der Kasseler Schule; Bd. 23; 6-123; Kassel.
- Hülbusch, K.H. 1986:** Eine pflanzensoziologische Spurensicherung; in: Alle reden vom Land; Hrsg. Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation; Notizbuch der Kasseler Schule; Bd. 53; S. 100-119; Kassel 1999.
- Hülbusch, K.H. 2006:** Ohne Vergleich geht nichts; in: Unter Verschluss; Hrsg. Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation; Notizbuch der Kasseler Schule; Bd. 66; 182-194; Kassel.
- Lorberg, F. 2005:** Eine kleine Theorie der Unauffälligkeit; in: Symposien der AG Freiraum und Vegetation 2001-2004; Hrsg. Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation; Notizbuch der Kasseler Schule; Bd. 67; Kassel.
- Luhmann, N. 1984:** Soziale Systeme; Frankfurt am Main; 1993.
- Lührs, H. 1994:** Die Vegetation als Indiz der Wirtschaftsgeschichte; Hrsg. Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation; Notizbuch der Kasseler Schule; Bd. 32; Kassel 1994.
- Lührs, H. 2009a:** Anmerkungen zur Diskussion der Klasse der städtischen Wohnbebauung. Notizbuch der Kasseler Schule; Bd. 76; Kassel
- Lührs, H. 2009b:** Eudämonologische Illusionen - Pech und Architektur. Notizbuch der Kasseler Schule; Bd. 76; Kassel
- Panofsky, E. 1939:** Ikonographie und Ikonologie; in: Sinn und Deutung in der Bildenden Kunst; Köln.
- Peirce, Ch.S. 1878:** Deduktion, Induktion und Hypothese; in: Schriften zum Pragmatismus und Pragmatizismus ; 229-252 ; Frankfurt am Main 1991.
- Schütz, A. 1970:** Das Problem der Relevanz; Frankfurt am Main.
- Stübig, F.; Ludwig, P.H.; Bosse, D.; Gessner, E.; Lorberg, F. 2006:** Bestandsaufnahme zur Praxis fächerübergreifenden Unterrichts in der gymnasialen Oberstufe im Bundesland Hessen; Kassel 2006 (zitiert als Stübig et al. 2006).
- Theiling, C. 1996:** Bremer Reihen; Notizbuch der Kasseler Schule; Bd. 44; Kassel.
- Theiling, C. 2004:** Von der Systematik der anthropogenen Vegetation zur Übersicht von Bebauung und Arbeitsstätten; Vortrag auf dem 4. Symposium der AG Freiraum und Vegetation; unveröffentlicht.
- Tüxen, R. 1974:** Einleitung; in: Die Pflanzengesellschaften Nordwestdeutschlands; Lehre.
- Wolff, K.:** Grußwort der Ministerin; in: Stübig et al. 2006: Bestandsaufnahme zur Praxis fächerübergreifenden Unterrichts in der gymnasialen Oberstufe im Bundesland Hessen; S. 9-10; Kassel 2006.

Sportrasenplätze im Kraichgau

Bauweise und Vegetation

Henning Schwarze

Zusammenfassung

Anlass zur Untersuchung der Sportplätze im Kraichgau sind die beobachteten Mängel auf normgerechten Rasenspielfeldern. Die Ursache der Mängel konnte auch nach den Prüfungen der DIN 18035/4 nicht benannt werden. Nach der vegetationskundlichen Kartierung der lokalen Sportrasen, werden die Trittrasen auf den Spielfeldern weitgehend durch *Poa annua* dominiert. Die künstliche Wässerung im Sommer lässt *Poa annua* auf den intensiv gepflegten Rasenspielfeldern mit kurzlebigen und ausdauernden Formen flächig bis an die Platzränder auftreten. Die Ursache für die frühzeitige Dominanz von *Poa annua* in den Fallbeispielen, liegt an dem extremen Wasserhaushalt der Plätze mit Drainschichtbauweise.

Gliederung

Am Anfang steht eine kurze Einführung in die DIN 18035. Anschließend werden die aufgetretenen Mängel in den Fallbeispielen mit Drainschichtbauweise dargestellt. Zur Erkundung der Rasenplätze werden Vegetationsaufnahmen von 25 Sportrasenflächen im Kraichgau beschrieben, verglichen und interpretiert. Abschließend werden die Probleme mit der Drainschichtbauweise nach DIN 18035/4 diskutiert.

Spielfelder nach DIN 18035 Teil 4

Die Deutsche Norm für Sportrasenplätze mit der Nummer 18035 gibt es seit 1974. Sie wurde vom Deutschen Institut für Normung (DIN) für Planung und Bau von Sportstätten in 8 Teilen (für Rasenplätze, Tennenplätze, usw.) herausgegeben. Die Norm 18035 ist vielfach kommentiert (ROSKAM, SKIRDE, PÄTZOLD, EIRICH 1995) und seit 30 Jahren der Maßstab für die "geltenden Regeln der Technik" bei der Vergabe von Bauleistungen nach der Vergabe- und Vertragsordnung für Bauleistungen (VOB). Teil 4 der DIN 18035 regelt die Anlage von Naturrasenspielfeldern. Auf den Punkt gebracht, geht es in der DIN 18035/4 um die Herstellung von Ballspielfeldern mit den Grasarten *Lolium perenne* und *Poa pratensis*. Nach Vorgabe der DIN 18035/4 soll auf den Plätzen das überschüssige Wasser sicher und schnell aus der oberen Tragschicht in den Baugrund abgeleitet werden. Ziel ist, die Spielfelder auch nach stärkeren Regenschauern ($>20\text{mm/m}^2/\text{h}$) beispielbar zu halten. Dazu sieht die DIN 18035/4 (hier vereinfacht) drei Konstruktionstypen mit bestimmten Kenngrößen für Naturrasenfelder vor.

Typ 1: Herstellung einer Rasentragschicht

Nach dem Planum der Spielfläche wird der Oberboden in einer Tiefe von ca. 10cm mit kalkarmen Sand (0,2 - 2mm) vermischt, bis er weniger als 10% bindige Anteile ($< 0,06\text{mm}$) enthält. Diese Schicht wird als Rasentragschicht bezeichnet. Sie muss das Niederschlagswasser mit mind. 1mm/Min aufnehmen und an den darunter liegenden Boden (Baugrund) ableiten können. Der Sand kann vor Ort eingefräst, separat eingemischt oder als fertiges Substrat ebenemäßig (ca. 1% Gefälle im Feinplanum) eingebaut werden.

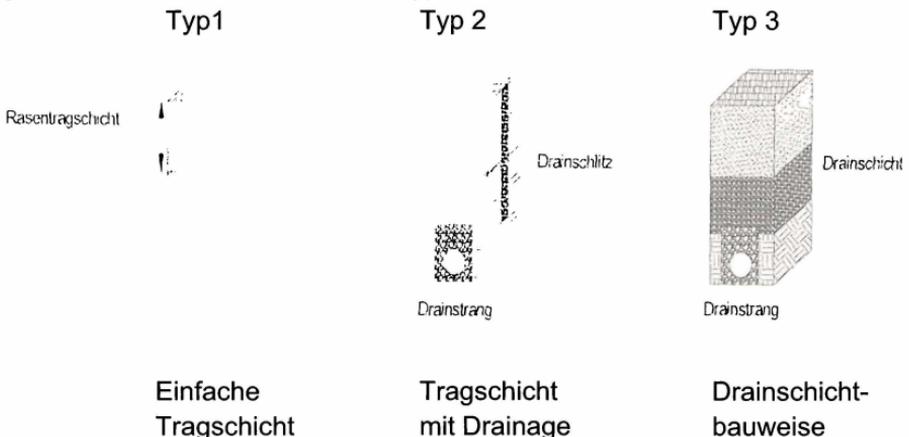
Typ 2: Rasentragschicht mit Drainsträngen

Zusätzlich zur Rasentragschicht wird eine Rohrdrainage am Feldrand mit Auslauf in einen nah gelegenen Sammler (z.B. Wassergraben) hergestellt. Im Feld werden Drainstränge (Abstand ca. 5 - 10m) mit filterstabiler Rohrdrainage in den Baugrund verlegt und an die Ringdrainage am Feldrand angeschlossen. Die Rasentragschicht muss das Wasser auf den neuen Plätzen sicher an die Drainage abgeben. Dazu werden zusätzlich Drainschlitz (Breite ca. 5cm) quer zu den Drainsträngen eingefräst und mit Kies/Sand verfüllt. Die Drainschlitz werden im Abstand von ca. einem Meter in den Platz gefräst und reichen von der Oberkante Grasnarbe bis an die Drainstränge im Baugrund.

Typ 3: Drainschichtbauweise

Bei dieser Bauform wird eine separate Drainschicht aus Sand/Kies zwischen Baugrund und Tragschicht eingebaut. Diese Schicht aus gewaschenem Sand soll die Niederschläge noch effektiver ableiten und vor Rückstau und Vernäsung auf grundwassernahen oder besonders undurchlässigen Baugrund (Ton, Fels) schützen. Laut der DIN soll die Drainschicht mit dem Baugrund und der Rasentragschicht "verzahnt" werden, um Kapillarbrüche an der Grenze der Schichten zu vermeiden.

Fig. 1: Isometrien der Konstruktionstypen nach DIN 18035 T4



Die Konstruktionen Typ 1 und Typ 2 werden in der Fachliteratur als "bodennahe Bauweisen" bezeichnet, weil sie dem gewachsenen Boden näher stehen als die Drainschichtbauweise (HOHENSCHLÄGER 1990). Die Anwendung der einfachsten Bauweise (Typ 1) ist, nach der DIN, nur bei durchlässigem Baugrund mit Wasserdurchlasswert (k) von mind. 0,005cm/sec (LK 60% Sättigung) zulässig. In den Anfangsjahren der DIN 18035 wurde die Drainschichtbauweise als Regelbauweise propagiert (VGL. SKIRDE 1978). In neueren Kommentaren der Fachliteratur (ROSKAM, PÄTZOLD, SKIRDE 1997) wird eher die Bauweise mit Drainschlitzten (Typ 2) als Regelbauweise empfohlen. Wenn der Baugrund zu schwer oder zu grundwassernah erscheint, tendieren Gutachter und Unternehmer aber oft noch zur Bauweise mit Drainschicht.

Regelsaatgutmischungen

Ein weiterer Punkt der DIN 18035 T4 ist die Zusammensetzung der Saaten bzw. der Fertigrasen. Sie müssen der Regelsaatgutmischung Nr. 3.1 (RSM 3.1) entsprechen. Diese Richtlinie wird von der Forschungsgesellschaft für Landschaftsentwicklung und Landschaftsbau e.V. (FLL) jährlich neu herausgegeben. Die RSM 3.1 für Sportrasen wird heute nur noch aus den Arten *Lolium perenne* und *Poa pratensis* zusammengesetzt. Diese beiden Arten werden, laut Angabe der Hersteller, in Mischungen verschiedener Sorten geliefert.

Beispiel Sportrasen Neuanlage RSM 3.1

- 20% *Lolium perenne* CHAGALL
- 10% *Lolium perenne* KELVIN
- 20% *Lolium perenne* SANREMO
- 20% *Poa pratensis* COCKTAIL HEADSTART
- 10% *Poa pratensis* YVETTE HEADSTART
- 10% *Poa pratensis* CESAR PREGERM
- 10% *Poa pratensis* JULIUS PREGERM

In den Nachsaatmischungen (RSM 3.2) nimmt *Lolium perenne* einen Massenanteil von 80 - 100% ein. Fertigrasen darf nach der DIN 18035/4 max. 5% Fremdarten (Unkraut) davon max. 1% *Poa annua* enthalten.

Fallbeispiele aus der "Praxis"

Im Juli 2003 wurden zwei Sportplätze mit insgesamt 13500m² saniert. Die Qualität der alten Plätze mit humos-sandiger Tragschicht über sandigen Lehmen war vorab von den Vereinen bemängelt worden. Vor allem die Feldteile mit hoher Spielbelastung wären im Winterhalbjahr schnell zertreten und nass. Nach Aussage des bestellten Gutachters enthielten beide Plätze einen zu hohen Humusgehalt in der Tragschicht und sollten mit Drainschicht neu aufgebaut werden. Die Sanierung beider Plätze wurde nach geltender VOB und DIN

18035 in 2003 ausgeschrieben an einen Sportplatzbauer vergeben. Im Zuge der Baumaßnahmen wurden die alten Grasnarben und die Tragschichten der Plätze komplett abgetragen, entfernt bzw. mit Sand vermischt. Die Drainstränge wurden zusammen mit einer stationären Beregnungsanlage in den Baugrund neu verlegt. Die Drainschicht aus Kies/Sand wurde in einer Stärke von 12cm über den Baugrund gelegt. Die abgemagerte Rasentragschicht wurde darüber wieder eingebaut und eine Ansaat mit RSM 3.1 ausgebracht. Bis zur Abnahme der frischen Plätze wurden die Rasen von dem Unternehmer gepflegt. Da die junge Grasnarbe sehr schnell welkte, wurden beide Plätze im Sommer fast täglich mit der stationären Beregnungsanlage gewässert. Beide Grasnarben hatten einen sehr hohen Düngerbedarf mit deutlichen Auswaschungen am Auslauf der Drainage. Nach der Abnahme der Plätze im Juli 2005 wurden die Rasen von der Stadt zweimal wöchentlich mit Spindelmäher ohne Aufnahme (Mulchmäh) gemäht. Der Unternehmer hatte zuvor mit Aufnahme gemäht. Im Spätherbst 2005 mussten beide Plätze wegen der Nässe in der Tragschicht für das Spiel gesperrt werden. Trotz erheblichen Unmutes über die Situation, konnte auch das beauftragte Prüflabor keine eindeutigen Mängel nach der DIN 18035/4 feststellen. Auffällig war allerdings die frühe Dominanz von *Poa annua*.

Vegetationsaufnahmen im Sportrasen

Zur Klärung der Hintergründe wurden Vegetationsaufnahmen auf 25 Fußballplätzen in Sinsheim (Kraichgau) nach der von BRAUN-BLANQUET entwickelten Methode angefertigt (SCAMONI 1963, TÜXEN 1974, HÜLBUSCH 1994). Die Probeflächen wurden im Spätsommer 2005 nach Homogenität der Pflanzenbestände auf den Spielfeldern ausgewählt. Diese Methode ist der schematischen Festlegung von Aufnahmequadraten (PIETSCH 1968) vorzuziehen, weil die Ausdehnung und Abgrenzung der Gesellschaften ermittelt werden. Die Größen der festgelegten Probeflächen schwanken entsprechend von ca. 1m² an den Seitenauslinien bis zu 400m² in den Mittelfeldern. Schätzwerte von Mengeanteilen und Geselligkeit der Arten wurden nach BRAUN-BLANQUET vorgenommen. Bei der Beurteilung der ca. 3-4cm hohen Grasnarben wurde die projektive Bodenbedeckung als maßgebliche Größe gewählt. Aufgrund der Fragestellung, wurde neben der Lage der Probefläche im Spielfeld auch die Bauart der Plätze nach den beschriebenen Typen 1-3 notiert. Zur Bestimmung der Bauart wurden Proben bis ca. 30cm Tiefe mit dem Bohrstab ("Pirkhauer") bzw. mit Spaten gezogen. Die Sieblinien der Tragschichten wurden in einem Prüflabor ermittelt. Nach den Prüfungen liegen die Kornverteilung der Tragschichten im Bereich der DIN 18035/4 für Rasentragschichten.

Sportrasen im Kraichgau

Spalte	I					II					III					IV					V																						
	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	17	18	19	20	21	22	23	24	25	26	27	28	29	30	31	32	33	34	35	36	37	38	39	40			
Id. Nummer	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	17	18	19	20	21	22	23	24	25	26	27	28	29	30	31	32	33	34	35	36	37	38	39	40			
Aufnahme Nummer	1	8	44	6	67	24	59	9	7	5	48	52	68	49	65	2	22	43	38	69	51	54	53	81	56	2	55	4	57	78	15	23	16	58	66	50	19	64	3	29			
Proberfläche in m²	2	200	300	20	400	200	100	30	200	200	200	200	200	400	100	20	20	100	100	20	20	200	100	20	2	200	200	2	10	100	400	60	40	400	200	4	40	1	3				
Deckung in %:	98	85	98	90	75	100	100	100	100	100	100	100	100	100	100	90	100	100	60	70	50	60	90	100	100	90	100	50	85	95	90	85	90	95	100	40	100	100	98				
Lage im Spielfeld	S	S	M	M	S	M	M	S	S	M	S	M	S	M	S	A	L	L	M	T	T	M	M	M	T	M	S	R	R	M	M	M	R	M	M	M	L	A	A				
Bauart	3	2	2	3	3	2	2	2	3	2	3	2	2	2	2	2	2	3	2	2	1	1	1	2	3	1	3	1	2	1	1	1	1	2	2	1	2	3	3				
Artenzahl	2	2	2	2	2	4	3	2	2	2	2	2	3	2	3	2	3	5	6	3	3	4	2	2	3	2	2	4	3	4	4	6	5	5	7	7	7	9	4	8	11		
Loium perenne	45	44	44	55	44	33	22	22	22	33	22	22	22	11	11	22	44	22	11	33	33		33	44	44	33	44	22	33	44	44	33	33	33	33	22	11	11	33				
Poa annua / Poa annua reptans	23	22	22	22	22	22	44	55	55	55	55	55	55	55	55	55	44	33	55	55	11	11	11		22	12	11	12	22	11	22	11	33	33	11			11					
Polygonum aviculare agg.																																											
Poa pratensis agg.																																											
Trifolium repens																																											
Agrostis stolonifera agg.																																											
Festuca rubra agg.																																											
Plantago major																																											
Taraxacum officinale																																											
Veronica chamaedris																																											
Bellis perennis																																											
Stellaria media																																											
Setaria viridis																																											
Cirsium arvense																																											
Daelylia glomerata																																											
Holcus lanatus																																											
Digitaria sanguinalis																																											
Geranium pusillum																																											
Sonchus asper																																											

T = Torraum, M = Mittelfeld, S = Seiten (Flanken), R = Rand am Torraum, L = e

ie (innen), A = Seitenauslinie (außen)

1 = Rasentragschicht 2 = Rasentragschicht mit Drainage, 3 = Drainschichten

Aufnahmeorte: 25 Rasenspielfelder in Sinsheim und Angelsbachal (Baden-Württemberg)

Poa annua ssp. annua und Poa annua ssp. reptans werden als eine Art gezählt

Zur Tabelle der Sportrasen im Kraichgau

"In diesem Zusammenhang müssten wir auch fragen, wo in den Stadien und auf den sehr gut gepflegten Plätzen der hohe Prozentsatz von *Poa annua* herkommt, die durchaus 80- 90% ausmachen kann. Andere Arten, wie *Festuca rubra*, die bis zu 70 - 80% in den Ansaatmischungen vorhanden sind, erlangen keine Bedeutung" (PIETSCH, R. 1968)

Rudolf Pietsch beschreibt (1964/1968) ein bekanntes Symptom (KLAPP 1970, V. BOBERFELD 1982) auf Sportrasenfeldern, das auch in der Vegetationstabelle sofort auffällt: Der hohe Massenanteil an therophytischen Arten der anuellen Trittrassen. (SISSINGH 1969 VGL. TÜXEN 1970). *Poa annua* tritt häufig dominant als dichter Rasenteppich auf, fällt bei fehlender Wässerung im Sommer aus und wird durch den Vogelknöterich ersetzt (HÜLBUSCH, K.H. 1979). Die Therophyten sind Hinweis auf die Spielbelastung durch das "spikebewährte" Fußballspiel. Durch das Fußballspiel werden Teile der Grasnarbe zertreten oder abgeschert. *Poa annua* besetzt sehr schnell die Lücken und ist bei reichlicher Wässerung im Sommer konkurrenzstärker als die angesäte Wiesenrispe (*Poa pratensis*). Die Bestände sind insgesamt durch Gräser dominiert, was auf den Einsatz von Herbiziden gegen Kräuter hinweist. Konstante Arten der Sportrasen sind allein *Lolium perenne* und *Poa annua*. Die Fragmente reichen von den Trittrassen (Spalte I -IV) bis zu wenig betretenen Scherrasenfragmenten (Spalte V). Die Gesellschaftsverteilung ist auf dem einzelnen Platz relativ konstant, variiert aber von Platz zu Platz bei relativ homogener Pflege und Nährstoffversorgung. Es lassen sich insgesamt fünf Gesellschaften beschreiben:

Spalte I: *Poa annua* - Rasen

Poa annua tritt dominant als bestandsbildende Art in der Fläche vom Mittelfeld bis zu den Seiten auf. *Plantago major* ist sporadisch vertreten. An den Rändern wandern Kräuter (*Trifolium repens* und *Taraxacum officinale*) ein.

Spalte II: *Polygono Matricarietum* Fragment mit *Polygonum aviculare*

Die Fragmente der anuellen Trittrassen treten bei übermäßiger Belastung auf. *Poa annua* fällt hier durch mangelnde Feuchtigkeit (Wässerung) im Sommer aus und wird durch *Polygonum aviculare* ersetzt. *Polygonum* ist zudem bei kühler Witterung recht resistent und wird wie *Poa annua* indirekt durch die Herbizide gefördert.

Spalte III: *Poa pratensis* - Rasen

Hier stehen die jungen Ansaaten bzw. Fertigrasen mit *Poa pratensis* als Reinbestand oder mit Beimischungen von *Lolium perenne*. Die Variante mit *Poa annua* zeigt die beginnende Veränderung zu einem Fragment mit *Poa annua* Dominanz.

Spalte IV: Lolio Plantaginetum Fragment

Die Lolio-Plantagineten (BEGER 1930, SISSINGH 1969) sind durch die Kombination von künstlicher Bewässerung und Herbiziden nur selten und fragmentarisch anzutreffen. Auch jungen Saaten können durch Herbizide schaden nehmen. *Polygonum aviculare* deutet auf die punktuelle Zerstörung der Grasnarbe durch das Spiel.

Spalte V: Agrostis stolonifera - Gesellschaft

Die Herbizid-Fragmente der Scherrasen (LECHENMAYR, H. 1994: KIENAST, K. 1978, MÜLLER 1989) mit der Flutrasenart *Agrostis stolonifera* und einigen Ruderalarten ist meist am äußersten Rand der Spielfelder anzutreffen. Die Gräserdominanz deutet den Herbizideinsatz an. Dort wo die etwas trittempfindlichere *Agrostis* flächig auftritt, zeigt sie eine zu geringe Belastung der Spielfelder an.

Interpretation

Die intensiv gepflegten Sportrasen bilden, wie schon PIETSCH vor 40 Jahren feststellte, eine typische *Poa annua*-Gesellschaft aus. Ohne es direkt mit anzusehen oder zu fördern, kommt *Poa annua* quasi als "Gratissaatgut" im Boden dazu und füllt bei reichlicher Wasserversorgung die Lücken in der Grasnarbe. Im Gegensatz zu den üblichen Entwicklungszyklen der *Polygono-Poetea annuae* RIV. MARTINEZ 1975 (VGL. HÜLBUSCH 1979) wird *Poa annua* bei häufiger künstlicher Wässerung im Sommer übermäßig gefördert und vermag die Lolio-Plantagineten und die Saatart *Poa pratensis* zu verdrängen.

Diskussion der Bauweisen

Die besonders schnelle Ausbreitung von *Poa annua* in den Fallbeispielen liegt am extremen Wasserhaushalt der Plätze mit Drainschichtbauweise. Die DIN 18035/4 sieht einen gröberen Kornverteilungsbereich (Kies/Sandkorn) für die Drainschicht und einen feinteilreicheren Kornbereich für die Rasentragschicht vor. Rasentragschicht und Baugrund haben eine höhere Saugspannung durch ihre Kapillare als die Drainschicht, was den kapillaren Austausch zwischen Rasentragschicht und dem lehmig/sandigen Baugrund stört.

"Die Folge eines auf diese Weise entstehenden kapillaren Bruches ist die zonale Rückhaltung von Überschusswasser mit ihren bodenphysikalischen und rasenbiologisch bekannten Konsequenzen." (SKIRDE 1983)

Daran ändert auch die nach DIN geforderte "Verzahnung der Schichten" nichts! Wie in den Fallbeispielen beschrieben, wurde die junge Grasnarbe aus Saaten im Sommer tendenziell unterversorgt. Die Mulchmahd erzeugte auf der schlecht versorgten Tragschicht eine Auflage von schwach zersetztem Rohhumus (Filz), der bis zum Winterhalbjahr zu Mull und Moder abgebaut wurde.

"Der Tatbestand im ganzen bestätigt die Erfahrung, dass auf +/- durchlässig gebauten, sandreichen Rasentragschichten eine anfängliche Rasenfilzbildung die Regel darstellt." (SKIRDE 1983)

Der Moder durch die Mulchmahd bildete im Winter eine schwammartige Schicht mit noch höherer Saugspannung knapp an der Oberfläche der Rasentragschicht. Die Schicht trocknete in den Wintermonaten (mit hoher Luftfeuchte) nicht mehr aus, wurde im Spiel verdichtet und faulig. Die Wurzeln der ausdauernden Gräser starben in diesem Milieu weitgehend ab. Auf diesem extremen Standort erhielt die im Substrat "versteckte" *Poa annua* von Beginn an ideale Startbedingungen. Entgegen der Auffassung von PIETSCH 1964 spielt die Textur des Bodens also eine tragende Rolle bei der Entwicklung der Arten auf dem Sportplatz.

"Das vergleichsweise geringe Vordringen von *Poa annua* und *Poa trivialis*, ja deren teilweiser zonaler Rückgang (...) weisen auf eine geregelte Wasser(ab-)führung hin." (SKIRDE 1983)

Die Mängel der Drainschichtbauweise nach DIN 18035/4 wurden schon frühzeitig von maßgeblicher Stelle bestätigt (SKIRDE 1983). Allerdings bleibt die Erkenntnis ohne Konsequenz für die "geltenden Regeln der Technik"

Empfehlungen

Die von *Poa annua* dominierten Plätze sind nicht nur besonders wasser- und düngerhungrig, sondern welken im Sommer schnell und sind nicht besonders scherfest. Auch wenn *Poa annua* als "Lückenbüßer" akzeptabel ist, sind Dominanzbestände problematisch. Zur Vermeidung von *Poa annua* Dominanzen sind einige einfache Regeln in der Pflege der Plätze zu beachten. Wichtigste Pflege der Sportrasen ist die Nutzung selbst. Was auf der Weide (KLAPP 1970) der Weidegang, ist auf dem Fußballplatz das Spiel. Vor allem im Training verteilte Spielbelastung erzeugt homogene ausdauernde Trittrasen. Spätestens in der zweiten Jahreshälfte sollte der Schnitt mit Aufnahme der Mahd (VGL. LECHENMAYR 1994) erfolgen, um den Humusgehalt an der Oberfläche geringer und die Plätze belastbarer über den Winter zu erhalten. Starke verdichtete und zertretene Stellen sollen im Frühjahr z.B. mit dem "Vertidrain" gelockert und später nachgesät werden. Auf den Einsatz von Herbiziden kann bei ausreichender Düngung, die vor allem den Gräseranteil fördert (KLAPP 1970), verzichtet werden. Die künstliche Wässerung muss so gering wie möglich erfolgen. *Lolium perenne* und *Poa pratensis* können Trockenheit in der Spielpause locker bis weit über den Welkepunkt hinaus ertragen und *Poa annua* wird zurückgedrängt. Das "Ausbrennen" der Plätze fällt leichter auf Plätzen mit guter Versorgung aus dem Wasserspeicher des Baugrunds. Dazu sind homogene Rasentragschichten mit gleichmäßiger Saugspannung bis zum Baugrund notwendig. Auf einen Schichtaufbau sollte aus genannten Gründen verzichtet werden.

Literatur:

- Albracht, R. 1997:** `Zur Variabilität des Arteninventars verschiedener Bereiche von Fußballrasen Golfplätzen und Mähweiden´ Institut für Pflanzenbau und Pflanzenzüchtung II - Grünlandwirtschaft und Futterbau- an der Justus - Liebig - Universität Gießen. (Hrsg.)
- Anonymus (1974) 1991:** `DIN 18035 Teil 4 Sportplätze Rasenflächen´ Hrsg.: Deutsches Institut für Normung e.V. (DIN) Beuth Verlag Berlin, Wien, Zürich
- Anonymus 2006:** VOB Teile A+B Hrsg. Deutschen Vergabe- und Vertragsausschuss für Bauleistungen (DVA) Veröffentlicht im Bundesanzeiger Nr. 196a vom 18. Oktober 2006
- Anonymus (ohne Jahr):** VOB Teil C Sammlung von Allgemeinen Technischen Vertragsbedingungen (ATV) (DIN-Normen) Hrsg.: Deutsches Institut für Normung e.V. (DIN) Beuth Verlag Berlin, Wien, Zürich
- Anonymus (ohne Jahr):** `Regelsaatgutmischungen´ (RSM) Hrsg. Forschungsgesellschaft Landschaftsentwicklung Landschaftsbau e.V. (FLL) Bonn
- Boberfeld v. , O. 1982:** `Die floristische Zusammensetzung verschiedener Rasenformen in England und Wales´ Rasen/Turf/Gazon 3/1982, Verlag Köllen Druck Bonn.
- Hohenschläger, A. 1990:** `Philosophie der bodennahen Bauweise´ Rasen/Turf/Gazon 1/1990, Verlag Köllen Druck Bonn.
- Hülbusch, K.H. 1979:** `Vegetationsentwicklung einjähriger Trittrassen - Beobachtungen zum jahreszeitlichen Entwicklungszyklus´ Erschienen in: Mitteilungen der floristisch-soziologischen Arbeitsgemeinschaft. NF Heft 21 Seite 55-57 Göttingen.
- Hülbusch, K.H. 1994:** `Vegetationssystematik als vorgeleistete Arbeit´ Vorbereitungstext zum Kompaktseminar `Ein Stück Landschaft z.B. Riede´ Erschienen in: Schriften der Landschaft S 107-119 Hrsg.: Cooperative Landschaft Wien
- Kienast, D. 1978:** `Die spontane Vegetation der Stadt Kassel in Abhängigkeit von bau- und stadtstrukturellen Quartierstypen´ Erschienen in: URBS ET REGIO Band 10, GH Uni Kassel
- Klapp, E. 1970:** `Wiesen und Weiden´ 4. Auflage, Verlag Paul Parey Berlin und Hamburg.
- Lechenmayr, H. 1994:** `Die Scherweide´ Erschienen in: Notizbuch 34 d. Kasseler Schule, AG Freiraum und Vegetation Bremen/Kassel
- Lühns, H. 1993:** `Die Vegetation als Indiz der Wirtschaftsgeschichte - Von Oma's Wiese zum Queckengrasland und zurück´ Erschienen in: Notizbuch 32 d. Kasseler Schule, AG Freiraum und Vegetation Bremen/Kassel
- Müller, N. 1989:** `Zur Syntaxonomie der Parkrasen Deutschlands´ Erschienen in Mitteilungen der floristisch soziologischen Arbeitsgemeinschaft Tuexenia 9 Seite 293-301 Göttingen
- Pietsch, R. 1964:** `Pflanzensoziologische und ökologische Untersuchungen an Fußballsportrasen´ Erschienen in: Zeitschrift für Acker- und Pflanzenbau Nr.: 4 /119 Seite 347-368 Berlin
- Pietsch, R. 1968:** `Der künstliche Standort und der Pflanzenbestand der Fußballplätze im Bundesgebiet´ Erschienen in: Pflanzensoziologie und Landschaftsökologie Bericht d. int. Symposium Hrsg.: R. Tüxen , Den Haag

- Roskam, F. ; Pätzold, H. ; Skirde, W. 1997:** `Sportplätze Kommentar zur DIN 18035`
Deutsches Institut für Normung e.V. Hrsg. Beuth Verlag Berlin, Wien, Zürich
- Roskam, F. ; Pätzold, H. ; Skirde, W. ; Eirich, R. 1995:** `Sportplatzbau und -erhaltung` Hrsg.: Deutscher Fußballbund e.V. Frankfurt a. Main
- Scamoni, A. 1963:** `Einführung in die praktische Vegetationskunde` 2. Auflage
Erschienen in VEB Gustaf Fischer Verlag Jena
- Sissingh, G. 1969:** `Über die systematische Gliederung von Trittpflanzengesellschaften` Erschienen in Mitteilungen der floristisch soziologischen Arbeitsgemeinschaft NF 14 Todenman und Rinteln
- Skirde, W. 1978:** `Vegetationstechnik Rasen und Begrünung` Schriftenreihe Landschaftsbau und Sportplatzbau 1, Patzer Verlag Berlin und Hannover
- Skirde, W. 1983:** `Vergleichende Untersuchung an Rasensportflächen verschiedener Bauweise` `Zeitschrift für Vegetationstechnik Nr.6 Seite 7 - 16 Verlag Köllen Bonn
- Tüxen, R. 1970:** Zur Syntaxonomie des europäischen Wirtschaftsgrünlandes (Wiesen, Weiden, Tritt- und Flutrasen) Ber. Naturhist. Ges. 114 Hannover
- Tüxen, R. 1974:** `Die Pflanzengesellschaften Nordwestdeutschlands` 2. Auflage (Vorwort) Verlag J. Cramer Vaduz

Abbildung der Lackprofile:

Abb.1 homogene Tragschicht bis Baugrund

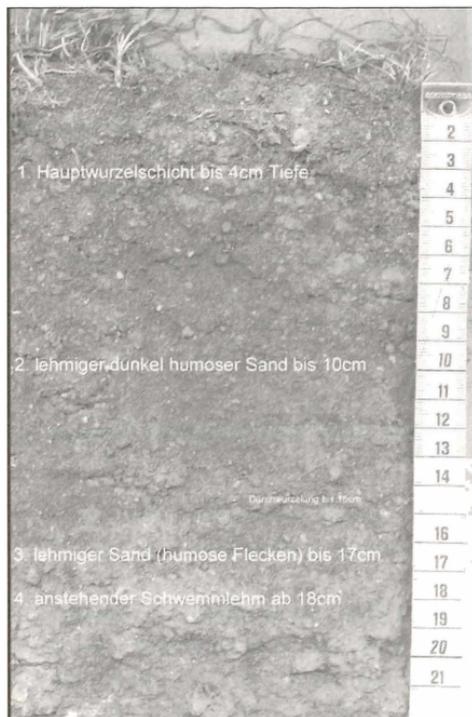
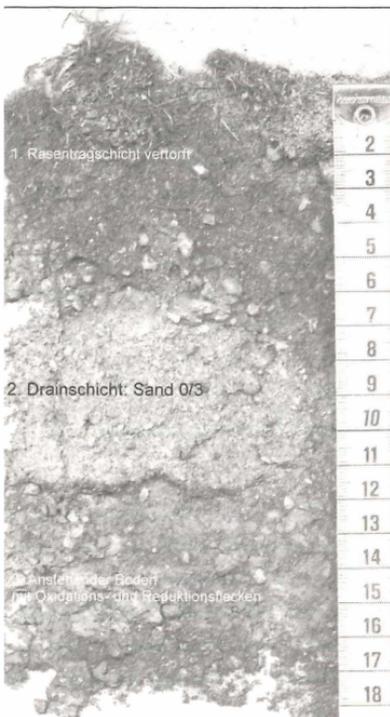


Abb. 2: Drainschichtbauweise



Aus 120 Jahren Haus-Garten-Wirtschaft

Karl Heinrich Hülbusch

Der Tausch der Erfahrung

Wenn zwei Fremde miteinander ins Gespräch und aus dem zufälligen Anlass ins Erzählen kommen, begegnen sich ErzählerIn und ZuhörerIn wie Analphabeten oder Taube. Bei jedem Wort - hoch, tief, blau, dunkel u.a. - ist die Vorstellung, die Assoziation der ZuhörerIn von der der ErzählerIn völlig unterschieden. Wer in der Rolle der ZuschauerIn still einem solchen Gespräch lauscht, wird erstaunt sein, wenn das Gespräch trotz des offenbaren Miss- und Unverständnisses in bemerkenswerter Übereinstimmung verläuft. Denn den Protagonisten unserer Beobachtung ist völlig fremd, daß gleiche Worte sehr verschiedene Erinnerungen wachrufen können. Hinter der Fassade der Worte reden zwei Leute in völliger Übereinstimmung über völlig verschiedene Wahrnehmungen und Wirklichkeiten. Bei der zufälligen Begegnung ist dieses Phänomen unerheblich. Nach dem Abschied bleibt in der Regel eine anekdotische Erinnerung aufbewahrt. Wenn das Gespräch weniger arglos und auch neugieriger erfolgt, prüfen ErzählerIn und ZuhörerIn im Wechsel der Rollen die Worte, d.h. sie eichen den Wortschatz, damit, bei allem erzählerischen Vergnügen auf der Reise, die Mitteilungen sinnadäquat sind und ein lehrreiches Gespräch unter Fremden, wird über das spontane Wohlwollen hinaus mit Nachfragen versichert, damit der Zeitvertreib bei der Reise vergnüglich dem Tausch des Wissens und der Erfahrung gewidmet ist. Auch dieser Tausch gehört 'zur Reise, ohne das Weite zu suchen' und ist verbindlich.

Ganz anders sind dagegen alle politischen und professionellen Werbeverlautbarungen, die bei Nachfragen unverhohlen als Meinungen eingestanden werden. Meinungen, an die ein Maßstab nicht angelegt werden darf (s. Troll, H. 2005) und eine ernsthafte Prüfung unmöglich ist, weil Sinn und Gegenstand unbestimmt sind. Idealtypisch gelten die wortgewandten und inhaltsleeren Schreiben und Reden der Politiker. Die Tageszeitungen stehen mit der Repetition dieses Unfugs nicht besser da. Wenn in den Zeitungen die Wissenschafts- und Wirtschaftspropaganda kolportiert und aufgeblasen wird, kann man ob soviel unverfrorener Dummheit nicht mal mehr den Kopf schütteln. Gestern noch schwadronierten alle von des Arbeitsministers frisch erfundener 'Bedarfsgemeinschaft'. Heute ist diese Dummheit von neuen Sprüchen ersetzt. Aufgeblasene Vokabeln jagen über die Leuchtschriften. Nur die Vertreter des öffentlichen Lebens bestätigen damit ihre herausragende Position - sie sind, wie sie so schön tönen: positioniert. Jetzt bedarf der Erfindungsreichtum öffentlicher Personen des Nachschubs, der aus formal seriöser Quelle stammen und wis-

senschaftliche Weichen aufweisen muss. Aus dieser Nachfrage beziehen die regierungsamtlichen und verwaltungsprotegierten Gutachter und Investoren ihre Alimentation und Reputation, die gleichzeitig den Regierenden und Verwaltenden nützlich ist.

Die juristische Idee, die Korruption sei eine individuelle Verfehlung, übersieht absichtsvoll, daß die politisch - administrativ - investorischen Seilschaften ein sozialpsychologisches Phänomen sind, das aus opportunistischen Erwägungen z.B. der Reibungslosigkeit des Verfahrens die Gewaltenteilung aufhebt. Auch, wenn kein Geld fließt, sind wir in der Regel mit Korruption konfrontiert. Denn, was anderes ist die offensichtlich einseitige Verteilung von Geld und Einflussnahme? Dies muss natürlich nett verschleiert und mit dem Gemeinwohl, der Nachhaltigkeit, der Zukunftsfähigkeit, dem Schutz der zukünftigen Generationen verbrämt werden. Bestens geeignet für die Lieferung von allen möglichen Gemeinwohl-Plätzen sind die weichen Disziplinen, die neben dem verfahrenstechnischen Minderwertigkeitskomplex gegenüber den harten (faktenpositivistischen) Natur- und Technikwissenschaften zusätzlich an einem Wirkkomplex leiden. Wenn sie - die Vertreter dieser weichen Disziplinen - Glück haben, werden sie als Störenfriede der Gemeinwohl-Plätze wahrgenommen; jedenfalls nie in die Reihe der Förderer des Bruttosozialprodukts gerechnet. Es rechnet sich, wenn in diesen Disziplinen verstanden wird, daß der Humanismus auch als wohlverordneter 'Kitt' in einer disparaten Gesellschaft mitwirken kann.

"Dieser Druck besteht nicht einfach in den Köpfen irgendwelcher Leute, sondern er wird sozial verstärkt durch eine Art Vereinbarung im Sinne von 'Diensthonorar'; Das heißt, die Soziologen halten sich nun selbst für praktische Problemlöser oder 'Sozialingenieure'. Ferner ergibt sich nun ein Erfolgsmaß soziologischer Forschung, je nachdem ob die Ergebnisse dieser Forschung den Interessen der 'Geldquelle' dienlich sind oder nicht" (Berger, P.L. u. Kellner, H. 1981/1984: 112).

Kritische Wissenschaften

Die Natur- und Technikwissenschaften können nur positivistisch sein (s. Ullrich, O. 1978). Gleichzeitig sind die Systematiken dieser Disziplinen technokratisch bzw. quantitativ 'natürlich', können bestenfalls immer genauer, mikrologischer gemacht werden (s. Kuhn, T.S. 1967). Der Gegenstand der Natur- und Technikwissenschaften wird, wie O. Ullrich (1978) das kennzeichnet, eindimensional und außerhalb jeglicher Umweltkontakte - platt gesagt: asozial - erforscht. Folgen sind wie bei Kriegen immer nur unbeabsichtigte Kolateralschäden. Die weichen Disziplinen haben den Auftrag (den Gegenstand), die absichtlichen und unabsichtlichen Folgen 'wirtschaftlichen' (i.w.S.) Handelns abzubilden und verstehbar zu machen. Daraus kann man folgern, daß die i.w.S. philosophischen Wissenschaften immer schon im Zwiespalt von Herrschaftslegitimation und Ge-

sellschaftskritik standen. Zu Zeiten des Gottesgnadentums waren sie uneingeschränkt Exegeten der Herrschaftssicherung.

Mit z.B. Machiavelli - nur beispielsweise - wird die Dichotomie deutlich, weil Machiavelli das Instrument der Macht einführt und das Gottesgnadentum bestenfalls noch als Heiligenschein - Dekoration akzeptiert. So gibt es gegenüber dem Fortschritt der Naturwissenschaften seit der Renaissance eine völlig anders geartete Ausbildung der Philosophie. In allen Disziplinen, die den Gegenstand der Neugier nicht nur benennen, sondern auch deuten müssen, finden wir seit der Renaissance eine Schizotopie vor. Es gibt die i.d.R. dominierende mittelalterliche Exposition der Disziplin mit dem Schwerpunkt einer geradezu naturwissenschaftlichen Herrschaftslegitimation, das, was M. Balint das Zentralmassiv der Disziplin nennt. Daneben gibt es ganz ärgerlich, dauernd Leute, die dieser Wissenschaft des Diensthonorars widersprechen und eine kritische Wissenschaft vertreten oder: eine neugierige Wissenschaft. D.h. für die weichen oder i.w.S. sozialen Disziplinen oder auch humanistischen Wissenschaften eine verstehende, also auch geschichtliche Wissenschaft. Denn alle Phänomene des Alltagslebens sind nur aus der Vergangenheit der Gegenwart (s. Peirce Ch.S. 1991) zu verstehen. Wenn die Gegenwart nicht zufällig und nach Gutdünken zum Beweise herausgepickt werden soll, wie es die Heuchelei der Cassandra - Prognostiker tut, die Problemdefinitoren gerne machen, dann muss das Phänomen, zu dem etwas verstanden werden soll, prüfbar abgebildet werden. Selbstverständlich ist diese Abbildung abstrakt nach Merkmalen und Merkmalskombinationen organisiert. Die konkreten Merkmale werden in Zeichen wiedergegeben. Obwohl vermittelnde Begriffe benutzt werden, die Systematik sprachlich abstrahiert den Kategorien der Systematik folgt, muss das Phänomen, der Typus, der Fall auch umgangssprachlich benannt werden; so, daß beim Namen gleich eine Erinnerung zur Hand ist. Humanwissenschaften, die dem lebendigen Menschen, die nicht zur Gemeinde der Wissenschaftler gehören, den Zugang verwehren, sind auf Sprachlosigkeit aus. Wenn das Ergebnis systematischer Arbeit, unabhängig von den mühseligen Wegen der Begriffsfindung und Merkmalsbenennung nicht auf Anhieb alltagserfahren verstanden werden kann, dann ist die Systematik misslungen. Man könnte sagen: die Wertneutralität ist zugunsten des (ideologischen / leitbildnerischen) Vorurteils oder Jargons nicht eingehalten worden.

Vertrauen in die Begriffe

Wir behalten die Welt über die Namen, die Gegenstände und Handlungen erhalten. Das Wort Hunger bleibt verständlich, auch wenn ich gerade satt bin. Die Welthungerhilfe erreicht die Erinnerung an den Hunger nicht. Pörkens Kritik an den windelweichen Plastikwörtern gilt der Erfindung von vorgetäuschten Bedeutungen. Ein Beispiel des Arbeitsministers Müntefering, der immer bedeu-

tungsschwanger artikuliert, mag 'Bedarfsgemeinschaft' sein. Dieses Windwort für drei Tage ist aus dem Verkehr gezogen worden und bleibt als Verdikt klammheimlich wirksam. Aus diesem Grunde sind Politiker und andere Propagandisten so geschwätzig, weil der Effekt bleibt. Sie agieren wie Fundamentalisten, denen zu jeder Zeit ein neuer Vorwurf zur Hand ist.

Wir sollten uns nicht einbilden, daß der Schindluder mit der Glaubwürdigkeit der Sprache - deren Schrift revidiert wird, damit diese Verwirrung ablenkt - neu wäre. Kurt Tucholsky hat das auch schon auf die Schuppe genommen:

"Vergiß aber nicht, daß die Wörter Abkürzungen für alte Denkvorgänge sind; sie rufen Gedankenverbindungen hervor, die bereits in den Menschen gleicher Klasse und gleicher Vorbildung schlummern und auf Anruf anmarschieren kommen -...," (Tucholsky, K. 1930/1989:115)

Auch mit der Grammatik kann unauffällig das Vertrauen in die Regeln der Sprache missbraucht werden.

"Zustand von Natur und Landschaft.

Das Plangebiet befindet sich in einem Bereich (Worpsweder Moorkulturlandschaft), der als einer der am intensivsten besiedelten landwirtschaftlich genutzten Hochmoorgebiete Nordwestdeutschlands gilt. Diese historische Kulturlandschaft ...landschaftsgebundene Straßendörfer, Birkenalleen, Kanäle Kreuz und quer entlang der Kanäle erstrecken sich zahlreiche Moorsiedlungen"

Diese Passage eines Besinnungsaufsatzes im Fach Heimatkunde ist entnommen der Begründung zum Bebauungsplan N30, Gemeinde Grasberg - Entwurf Büro Instara / Bremen 1999. Allen Verordnungen ist diese Absicht der Irreführung der Leserin eigen, damit die Administration Recht behalten kann. In der Rede der Verwaltung und deren gutachterlicher Handlanger sind Worte keine Begriffe, sondern Leerformeln, die wahlweise ausgelegt werden können. Zur Versicherung gegen diese Willkür, muss bei jeder Geschichte die Geschichte neu erzählt werden. Das ist gut, weil die Arbeit geprüft wird und nicht in die luschig - überhebliche Selbstverständlichkeit verfallen kann, die dem Jargon und den Plastikworten eigen sind.

Das Vertrauen in die Begriffe basiert auf Erfahrung und Annahmen. Wenn wir die Begriffe brauchen, müssen wir diese immer wieder in der soliden Abbildung der Gegenstände, dem Bild festmachen können. Die Vorgänge, Handlungen, Aktionen sind nur vor dem Hintergrund einer sorgfältig beschriebenen Bühne verstehbar. Der mähende Bauer erhält Glanz erst mit der Abbildung einer Glatthaferwiese. Sowie die Glatthaferwiese den Bauern erklärt und beide zusammen die Qualität der Milch und Butter. Für den Begriff muss es jeweils einen zuverlässig gekennzeichneten Gegenstand (Phänomen) und Handlung geben; Phänomene, die real vorkommen und nicht suggestiv unterstellt werden. Ich nehme zur Erläuterung einen Begriff aus der Vegetationskunde, die gerne zur unverbindlichen Behauptung missbraucht wird: Sukzession. Mit diesem

Wort ist beschrieben, daß im Klima des Waldes über verschiedene Stadien der Vegetationsveränderung auf jedem Rohboden irgendwann mal ein Wald wächst. Wenn irgendwo auf ein Stück Land 'Sukzessionsfläche' geklebt wird, erhält die Brache nach der vorherigen Bewirtschaftung den Heiligenschein für die Priester des Naturschutzes. Das Motto für diese Art inhaltsleerer Prophezeiungen - es kommt was raus, wir sagen nur nicht was - hat unüberbietbar die Bundeskanzlerin A. Merkel (2005) in einer Regierungserklärung formuliert:

"Deutschland ist voller Chancen; nach innen, wie nach außen"
'Verlässlich' statt 'zuverlässig'.

Das Motto für diese absichtsvolle Sprachverwirrung liefert der Minister Müntefering (2005).

"Wir werden handeln aus Überzeugung. Wir werden überzeugen durch handeln"

'Verlässlich' statt 'zuverlässig'

Ein anderes Beispiel, das wie viele andere so eingeführt wird, das neben Unbehagen keine nähere Formulierung des Widerspruchs ermöglicht, ist die staatliche sanktionierte 'Verlässlichkeit' in Form der 'verlässlichen Grundschule'.

Diese Wortschöpfung hat innerhalb eines Jahres den Wortschatz der Politiker erobert, die die altbekannte 'Zuverlässigkeit' mit einem neuen, suggestiv ähnlich klingendem Wort in eine völlige Unverbindlichkeit verwandelt haben. Der Klang, die Erinnerung ersetzt das unmißverständliche Wort. Der 'Jargon der Eigentlichkeit', die 'Plastikwörter', die Wort- und Sprachschöpfungen der politischen Propaganda sind zur Zerstörung der Verbindlichkeit des Worts erfunden. Wie das Wort von der 'Bedarfsgemeinschaft' - eine Erfindung vom Arbeitsminister Müntefering - einen Ballon auflässt und gemäß der italienischen Skandalregel wieder einzieht:

"In Italien haben Skandale die gleiche Haltbarkeit wie frischer Fisch: am dritten Tag werden beide wertlos; der Fisch, weil er zu stinken anfangt, und die Skandale, weil sie zu stinken aufhören" (Leon, D. 2004:219).

Wie die 'Verlässlichkeit' können stinkende Fische den Gestank verlieren, unriechbar werden oder wie die 'Bedarfsgemeinschaft' nach Konservierung in Salzlake und anschließender Räucherung harmlos neu serviert werden, sozusagen zur Erinnerung und längst sanktioniert, wie selbstverständlich. Das stellt Misstrauen her, welches voreilig und billig als Politikerverdrossenheit gebrandmarkt wird.

"Erinnern heißt vergleichen

Licht in Pappkartons verpackt

Luft in Schächten vergraben

Feuer weit getragen

Wasser stürmt - nicht mehr" (Klauck, E.J. 2007:79).

Der Widerspruch zum Beweis der These ist eine beliebte aber unerquickliche Übung, weil das Gegenteil nicht das Teil erklärt. Der Vergleich setzt voraus, daß unvoreingenommen ähnliche und unähnliche Merkmale aufgeführt und zum Vergleich herangeholt werden. Legen wir Klauck's Vergleichsgedicht metaphorisch aus, müssen wir das Gegenteil unternehmen für den Vergleich:

"Packt aus das Licht, damit es unterschieden sei,
Und lasst die Lüfte ungehindert wehen
Zu sehen wie weit das Feuer treibt,
Die Wasser Licht, Wind und Feuer fressen" (K.H.Hülbusch).

Der Vergleich aus der Erinnerung jongliert mit Sentiments, mit schönen guten alten Tagen, mit unbeschwertem Glück oder Unglück. Allein schon das Gold der Vergangenheit schön den Vergleich, wenn wir gerade unzufrieden sind, und, stürzt die Vergangenheit in griesgrämiges Dunkel, wenn wir gerade glücklich sind. Ohne diese biographisch geförderten Vermutungen gäbe es keine Literatur, Dramen, Gedichte. Die Literatur ist der Inbegriff des Stimmungsvergleichs, der selbst für die 'Trivalliteratur' - z.B. den Kriminalroman - gültig ist. Geschichten und Erzählungen sind an diese Erfahrung gewendet und weitgehend, der Dramaturgie der Märchen entlehnt, so daß alle Beteiligten an der Kulturgeschichte die Metaphern, die Bilder und Andeutungen zu übersetzen und zu deuten wissen. Diese Geschichten gehören zum kulturellen und intuitiven (stammesgeschichtlichen) Wissensstand.

Wenn wir uns über die Außenwelt (manche nennen das Umwelt) verständigen wollen, benötigen wir zuverlässige Begriffe und Gegenstands- wie Eigenschaftsbenennungen. 'Naturmah', 'Ökologisch', 'umweltfreundlich' - das sind Plastikworte, die vereinnahmen, verkaufsfördernd und gelogen sind. Die 'Natur', die 'Ökologie', die 'Umwelt' usw. interessiert unsere Philie überhaupt nicht, weil diese Gegenstände keine Personen sind. Selbst der gängige Begriff 'menschfreundlich' degradiert den Menschen zu einer Sache. Ich bin dem 'hausfreundlich', wenn ich mein Haus gelegentlich mit Mineralfarben pinsele. Völliger Quatsch. Dieser Anstrich ist bei weitem die beste, dauerhafteste und preiswerteste Technik - hat also weder was mit Ökologie etc... zu tun, sondern mit Sparsamkeit - also Ökonomie. Wo doch alle Protagonisten behaupten, das habe was mit Ökologie zu tun und müsse deshalb besonders unvorteilhaft ein. Was die Protagonisten des heiligen Natur- und Umweltschutzes nie kapieren werden ist der Widerspruch, daß preiswerte und absehbar dauerhafte Techniken zuerst mehr Ausgaben verursachen als billige und deshalb teure, weil nur kurzfristig wirksame Techniken. Das liegt daran, daß dem Heil für die Zukunft nicht gedient ist, wenn es profan normal wäre.

Ich wollte statt auf die Absicht der Unvergleichbarkeit, die dem Priester alle Wendungen erlaubt, auf den soliden Vergleich hinaus. Auf den Vergleich, der in der Berufsarbeit gültig ist oder werden muß.

Der solide Vergleich oder: die Systematik

Der alltagsverbindliche Vergleich, der in der Sprache aufgehoben ist, kann im Handwerk nur gelten, wenn er explizit verhandelt und gestanzt wird. Im technischen Gegenstand wird der Vergleich in Normen, d.h. in messbaren Regeln festgelegt bzw. vereinbart. Bei Gegenständen und Phänomenen, die nicht nach technischen - physikalischen und chemischen - Merkmalen simpel normiert werden können, hat die Vereinbarung über den Gegenstand und die Herstellung eines Maßstabs nicht nur eine andere Kategorisierung zur Voraussetzung, sie ist auch umstritten, weil in die Wertung Vorurteile eingehen, bzw. eingehen können. M. Webers Forderung zur Wertneutralität bei der Ableitung der Gegenstände, über die 'Aussagen gemacht werden sollen' (Schmithüsen, J. 1963), ist sympathisch. Aber setzt Weber voraus, daß die WissenschaftlerIn überhaupt nicht an die Protektion denkt, und neben der Ehre auch ans Geld. Simpler formuliert: an der Plastizität der Neuheit.

Wir sollten dieses Phänomen gelassen nehmen. Was bliebe uns auch anderes vor der Tatsache, daß Alltagsphänomene distanziert praktisch genommen oder für Versprechungen missbraucht werden können, was mit Verlaub wesentlich einträglicher ist und weniger schlechtes Gewissen macht.

Die Systematik oder der Erwerb der Gegenstandskennntnis ist eine umständliche, aber vergnügliche Arbeit. Sie ähnelt der Rolle des Lehrlings im Handwerksberuf, der die Begriffe für die Mittel, die Handgriffe, die Werkzeuge und den fertigen Gegenstand sowie nebenher die handwerkliche Fertigkeit erlernen muß. Eine Übung, an der nur der Lehrmeister scheitern kann, weil nur in äußerst seltenen Fällen die Lehrlinge unfähig sind.

Archäologie

Die Geschichte besteht ebenso wenig aus der Zukunft, wie Lehren aus der Zukunft gezogen werden können. Erfahrung heißt ja schlicht, daß ich eine Geschichte gelebt habe oder nach Indizien (Artefakten, Indizien, Mitteilungen / Zeitberichte) erschließe. Dazu ist allerdings erforderlich, daß die Indizien unterschieden und benannt werden können. In acht Jahren Gartenarbeit habe ich einige tausend Bruchstücke von Gefäßen aus der Hauswirtschaft aufgesammelt. Alle diese Bruchstücke sind aus der Zeit vor der Einführung der Mülltonne (ca. 1960) zu datieren und unabsichtlich mit dem 'Mist' verteilt, bzw. absichtlich 'eingekuhlt' worden. In den Fundstücken sind fast alle Gefäße des Haushalts vertreten - der engobierten, salzglasierten Irdenware, Fayencen, Porzellan, einfaches Glas, Pressglas, Kristallglas, im Herd geschmolzenes Glas etc., etc. wie Glasperlen, Bronzeblech, Kämmen und Spangen usw., usw. Jetzt können verschiedene Wege (Verfahren) der Abbildung gewählt werden. Das floristisch buchhalterische Verfahren der Gegenstandssystematik würde nach den Materialien vorgehen und darin eine Zeitreihe und ev. noch eine Gefäßtypenreihe

erstellen. Diese Art der Gegenstandsversicherung ist besonders nötig, wenn die Bruchstücke erst benannt werden müssen und nicht erinnernd wiedererkannt werden. Wer die 50iger Jahre nicht kennt - aus Anwesenheit oder absichtlicher Information - sozusagen kunsthistorisch - benötigt die 'Flora', die Systematik der Gebrauchsgegenstände für die Herstellung der Reihen, damit das Bruchstück datiert werden kann. Mit einiger zeitgeschichtlicher Kenntnis der Gebrauchsgegenstände kann auch eine 'Übersicht' der Artefakte konstruiert werden. Der disziplinierten Systematik, von der 'Flora' bis zur Vergesellschaftung der Arten - von der Sippensystematik bis zur Gesellschaftssystematik - geht die vorikonographische Ansprache / Abbildung voraus, die nicht nach formalen Gegenstandsmerkmalen nebeneinander gestellt wird. Im Gespräch über dieses 'Bild' von 80 (bzw. 250) Jahren, nannte Meta im Gespräch das Bild eine 'Wiese' der Geschichte (s. Abb. u. Titelblatt), die mit anderen Geschichtswiesen aufgenommen und verglichen werden könne. Das Bild von der 'Wiesenaufnahme' ist eine schöne Erklärung zum Bestand und zur Flora, die ev. noch erlernt werden muß.

Die Artefakte, die Wiese der Geschichte, ist in diesem Arrangement nach Merkmalen des Bildaufbaus konstruiert: viel Vordergrund, viel Hintergrund, wenig Mittelgrund. Daran ist eine Geschichte zu erzählen von den städtischen Erbauern, die offenbar Meißner Porzellan besaßen, über die preiswerte Irdenware, Art-deco-Porzellan, das wieder aus der Stadt als Mitgift eingeführt wurde, 50iger Jahre-Kitsch usw. und der Kies aus einer gründerzeitlichen Gartengrotte, die heute längst abgeräumt und von einer Kastanie überwachsen ist.



Verfahren und Auslegung

Im 'Bild' werden Verfahren und Auslegung nicht explizit geschieden. Die 'Komposition' konstruiert absichtsvoll mit der Information und der ästhetischen Ablenkung (Aufmerksamkeit) - ganz im Gegensatz zur Ästhetik einer systematischen Abbildung (s. Veblen, Th. 1899/1993). Im Bild sind Verfahren der Abbildung und Auslegung nicht geschieden. Die 'Wiese' ist ganz oder gar nicht. Sie wird vom Kenner (s. Ginzburg, C. 1983) auf Anhieb 'erkannt' und gelesen. Verfahren und Interpretation werden dabei geschieden. Zur Prüfung und Vergleichbarkeit über die einzelne KennerIn hinaus, auch zur Lehre des Berufs der KennerIn ist es, wie Panofsky (1979) schreibt, nötig, die Beschreibung des Gegenstands von der Auslegung (Deutung) des Gegenstands zu trennen. Sonst kann das nicht gelehrt und gelernt werden.

Immer, wenn die Berufung auf die Intuition hervorgekehrt, der künstlerische oder philosophische Impetus hervorgekramt werden, wird die Lehre und Unter-richtung unter den Scheffel der Demagogie gestellt. Systematische Verständigung erfordert, die Einhaltung oder Widerspruch zu den Regeln der Mitteilung. Die Verweigerung der Regeln ist keine 'Kunst', keine Weisheit, keine Neugier, sondern schlicht ungezogene Großspurigigkeit. Die schlichte Neugier beim Gärtnern nicht nur die 'Kunst des Gärtners', sondern auch die Geschichte des Ortes auszugraben, ist durchaus eine Mitteilung wert: der Nachahmung des Gärtners - u.a. auch in 'Vier Abteilungen'.

Literatur

- Berger, P.L. / Kellner, H. 1981/1984:** Für eine neue Soziologie - ein Essay über Methode und Profession. Frankfurt a. M.
- Ginzburg, C. 1983:** Spurensicherungen, über verborgene Geschichte, Kunst und soziales Gedächtnis. München
- Klauck, E.J. 2007:** Wetter Wind und Wiesenblumen. Gedichte 1980-2004. Hrsg.: AG Freiraum und Vegetation. Kassel
- Kuhn, T.S. 1967:** Die Struktur wissenschaftlicher Revolution. Frankfurt a. M.
- Leon, D. 2004:** Verschwiegene Kanäle. Zürich
- Panofsky, E. 1979:** Ikonographie und Ikonologie. In: Kaemmerling E. (Hg.): Bildende Kunst als Zeichensystem. Köln
- Peirce Ch.S. 1905/1991:** Schriften zum Pragmatismus und Pragmatizismus. Frankfurt a. M.
- Schmithüsen, J. 1963:** Allgemeine Vegetationsgeographie. Berlin
- Troll, H. 2005:** Die Kommunalität des Freiraums. Neubrandenburger landeskundige Skizzen F.7 Hg. LPG Neubrandenburg
- Tucholsky, K. 1930/1989:** Die Sprache als Waffe
- Ullrich, O. 1978:** Technik und Herrschaft. Frankfurt a. M.
- Veblen, Th. 1899/1993:** Theorie der feinen Leute. Frankfurt a. M.

Symposium 2007

Gestaltung

der AG Freiraum und Vegetation

am 3.3.2007 Jugendbildungsstätte an der Stiftsruine, Abteiweg 5, 36251 Bad Hersfeld

Programmübersicht

Begrüßung

Heike Lechenmayr

Reflexionen zu Gestalt, Gestalten, Gestaltung

Debattenleitung

Jörg Kulla

Gestaltung – na und!?

Karl Heinrich Hülbusch

Die Gestaltung und die Pest

Helmut Lührs

Irritationen der Gestaltung

Debattenleitung

Bernd Schürmeyer

Der Platz der Asche

Georges Moes

Großherbivore Landschaftsgestaltung

Bernd Gehlken

Herstellung des Gebrauchs

Debattenleitung

Bernd Schürmeyer

Wie ein Text Gestalt annimmt

Eberhard Joh. Klauack

Gestaltung als Anforderung

Debattenleitung

Petra Arndt

"Dem Teppich fällt es leichter bunt zu sein..."

(frei nach E. Bloch)

Helmut Böse-Vetter

Literarisches Resümee

Debattenleitung

Petra Arndt

Goethe und die Gestaltung

Frank Lorberg

Schlusswort und Vereinbarungen zum Symposium 2008

Bernd Gehlken

EXKURSION:

Führung durch den Hersfelder Kurgarten und Neugestaltung

Bernd Sauerwein

Publikationshinweise

****)** Beiträge wurden zurückgezogen alle anderen können in leicht geänderter Reihenfolge gleich im Anschluss nachgelesen werden

(Kurpark Hersfeld, Foto B. Sauerwein)



"Auf der Suche nach Eisenhüten Oder: wie ein Text Gestalt annimmt – Eine nicht ganz anekdotenfreie Geschichte"¹

Eberhard Johannes Klauck

Vorweg möchte ich eine Bemerkung machen:

Ich gehe konform mit der Ansicht, daß man das Thema "Gestaltung" ertragreich nur über die Gestalt diskutieren kann, d.h. stets von Gegenständen her betrachten muß. Meine Gegenstände sind Pflanzen, und so rede ich über Pflanzen, in Sonderheit über Eisenhüte (*Aconitum napellus* L. ssp. *neomontanum* (WULF.) GAYER und *Aconitum lycoctonum* L.) in der Eifel.

Den ersten Hinweis erhielt ich von Jörg und Kiwi, die zum Treffen der AG in Saarbrücken (Quo vadis?) am 10.08.2001 beim Ankommen direkt davon sprachen, eine "...neue Filipendulion-Gesellschaft..." bei der Anreise per Bahn im Kylltal gesehen zu haben. Ich erinnerte mich direkt an ein "Landschafts-Bild" in den französischen Alpen, daß ich dort um 1996/97 gesehen hatte: eine Aue voller blauer Blüten, die bei näherem Hinsehen der Blaue Eisenhut waren. Und da ich nur Eisenhüte (5.5) sah, habe ich bedauerlicherweise keine Aufnahme gemacht. Aus dem Grunde erinnere ich mich auch nicht mehr an die genaue Lokalität.

Im Frühjahr 2006 nun planten die Saarbrücker Rennradsporler, die ich seit einiger Zeit marketendernd begleite, eine Reise in die Eifel, in Sonderheit ins Kylltal. Das weckte bei mir wieder die Erinnerung an die Eisenhüte. Ich bin das komplette Kylltal im Juli 2006 rauf und runter gefahren per Auto und fand....nix. Nirgends ein Hinweis auf eine blaue Eisenhutblüte in den Auen. Stattdessen fand ich bei Wanderungen in einigen Seitentälern den Gelben Eisenhut (*Aconitum lycoctonum* L.) innerhalb von Säumen. Davon machte ich Aufnahmen und stellte sie in eine Tabelle. Das Ergebnis seht Ihr in der Tabelle 1. Es ist ziemlich verwirrend und unklar, unerklärlich. Die Tabelle kommt zunächst ja ganz nett daher mit den 4 Differenzierungen in Untereinheiten, die standörtlich erklärbar sind (Bodengründigkeit, Feuchtigkeit etc.), aber irgendwie bin ich in Erklärungsnot, weil so viele Arten aus verschiedenen Klassen zusammen kommen. Ich habe als Argument angegeben, daß die schattenverträglicheren Arten aus der Fagetalia sylvatici und der Glechometalia hederaceae im Vordringen im Begriffe sind und die lichtliebenden Schlagflurarten der Epilobietea und der hygrophilen bzw. basiklin-thermophilen Säume (Lythro-Filipenduletea, Trifolio-Geranietaea) im Rückzug. Das würde bedeuten, daß *Aconitum lycoctonum* in instabilen Hochstaudensäumen in der Eifel wächst. Aber so richtig befriedigend

¹ Publikation: Klauck, E.-J. 2007: Eisenhüte in Hochstaudensaumgesellschaften und – Ver-
saumungen der West-Eifel. Mainzer naturwiss. Archiv 45:165-175, Mainz.

ist diese Erkenntnis nicht. Ich habe dann bei KERSBERG nachgesehen, wo dieser den Gelben Eisenhut verortet. Zunächst haben mich seine Angaben noch mehr verwirrt, weil in seinen Aufnahmen deutlich Arten des Carpinion vorkamen. Kiwi erinnerte mich am Telefon an unser Carpinion-Seminar bei Göttingen, wo wir den Gelben Eisenhut ja auch im verschatteten Carpinion antrafen. Ich hab mein Textfragment an Bernd GEHLKEN geschickt mit der Bitte, ihn doch mal zu kommentieren. Das hat er auch dankenswerter Weise getan und zunächst einen Irrtum von mir aufgeklärt: KERSBERG's Angaben stammen gar nicht aus Hochstaudensäumen (so war meine Annahme), sondern er hat die Forstbodenvegetation von Carpinion-Beständen(!) angegeben und Strauch- und Baumschicht einfach weggelassen.

Insofern war der Vergleich meiner Aufnahmen mit denen KERSBERG's unzulässig. Ich denke heute, daß *Aconitum lycoctonum* als Schattenart aus den Carpinion- und Fagion-Beständen in die Säume hineinwächst und dort vorzugsweise Standorte der *Glechometalia hederaceae*, also der nitrophilen Saum- und Verlichtungsgesellschaften, einnimmt.

Dann ging meine Suche weiter, ich wollte ja die Filipendulion-Gesellschaft finden. Im September 2006 war ich erneut im Kylltal und dachte: Du fährst jetzt mit der Eisenbahn von Kyllburg aus Richtung Norden bis Jünkerath und beobachtest, ob Blaue Blüten vom Zug aus erkennbar sind. Und da waren sie: zwar spärlich, aber erkennbar. Ich notierte mir die Orte des Vorkommens, konnte aber zeitlich nur wenige Aufnahmen machen. Später bin ich dann noch mal Ende Oktober per Auto in die Eifel und an die Fundorte gefahren und habe die Aufnahmen gemacht, die in Tabelle 2 stehen.

Es war auffällig erkennbar, daß die Eisenhutbestände mit Mädesüß zwar volle Sonnenlagen bis schwach verschattete Orte besiedelte, aber es waren Orte, die im Oktober bereits Frühfröste abbekamen und meist erst ab Mittag Sonnengenuß erfuhren. Das führte zu der Überlegung, solche Orte weiterhin zu suchen und dort *Aconitum napellus* zu erwarten, der ja als Frostkeimer gilt. (Ich hatte auch die Überlegung, ob "Kyll" etymologisch vielleicht von "kühl" (kalt) ableitbar ist, habe aber darüber noch keinen Fund gemacht. A. BACH (1952): Deutsche Namenskunde - beschreibt das Wort leider nicht).

Weiterhin war zu beobachten, daß *Aconitum napellus* überwiegend an Orten wächst, wo basische Stoffe im Boden sind, die vom Muschelkalk oder vom mitteldevonischen Massenkalk stammen. Auf ausgesprochen sauren Böden, z.B. des Buntsandsteins, fehlen die Bestände. In Wirtschaftsgrünländern kommen sie freilich auch nicht vor, werden sie doch als giftigste Pflanze für Tier und Mensch sorgfältig ausgemerzt. Sie stehen in der Tat "nur" in Säumen und Versaumungen der *Lythro-Filipenduletea* und bilden hier eine eigenständige Gesellschaft.

Wenn der Gelbe Eisenhut vorwiegend in den Schattenlagen vorkommt, also aus den verschatteten Forsten bis in Säume hinein wächst, reicht der Blaue

Eisenhut weit in Sonnenlagen hinein, hat aber im Halbschatten der Mädesüßsäume sein Optimum. Die geordnete Tabelle 2 spiegelt nun wunderbar kristallin und klar wieder, wie die soziologische und standörtliche Situation der Gesellschaft mit Blauem Eisenhut ist. In Spalte A sind die Bestände versammelt, die überwiegend an raschem Fließwasser wachsen. In Spalte B die Bestände an eher tragem Wasser.

Wir haben hier eine Differenzierung, wie sie auch von anderen Mädesüßfluren her bekannt ist, z.B. dem *Veronico longifoliae*-Filipenduletum Hülbusch et R. Tüxen 1968.

In der Tabelle 3 habe ich die soziologische Stellung der Gesellschaft differenziert. Es wird deutlich, daß die Gesellschaft in die Ordnung Loto uliginosi-Filipenduletalia gehört und dort in den Verband Filipendulion ulmariae. Ich habe die Gesellschaft *Aconito napelli*-Filipenduletum ulmariae genannt.

Nachdem die Tabellen nun "stehen" und diese Überlegungen formuliert sind, kann das Textfragment Gestalt annehmen.

Literatur

- Bach, Adolf:** Deutsche Namenkunde. – Die deutschen Personennamen 1 (1952):331 S. Die deutschen Personennamen 2 (1953): 295 S. Die deutschen Ortsnamen 1 (1953): 451 S. Die deutschen Ortsnamen 2 (1954): 615 S. Sachweiser und Register (1956):457 S.
- Kersberg, H. (1968):** Die Prümer Kalkmulde (Eifel) und ihre Randgebiete. Landschaftsökologische und vegetationskundliche Untersuchungen. Schr. Rhe. d. Landesstelle f. Natsch. u. Landschaftspf. in NRW Bd.4. 1-207 + Anhang, Recklinghausen.
- Klauck, E.-J. 2007:** Eisenhüte in Hochstaudensaumgesellschaften und –versamungen der West-Eifel. Mainzer naturwiss. Archiv 45: 165-175. Mainz.

Anhang zu Tab. 1: *Aconitum lycoctonum*-Saumgesellschaften

außerdem je 1 x in **Lfd.-Nr. 2:** *Hypericum pulchrum* + *Rubus fruticosus* coll 11; **Lfd.-Nr. 3:** *Lunaria rediviva* 22, *Impatiens glandulifera* +, *Lamium galeobdolon* +, *Plagyomnium undulatum* 11; **Lfd.-Nr. 4:** *Heracleum sphondylium* r; **Lfd.-Nr. 6:** *Viburnum opulus* juv. +; **Lfd.-Nr. 7:** *Stellaria media* + *Cardaminopsis arenosa* +2, *Ctenidium molluscum* M 22, *Asplenium trichomanes* +; **Lfd.-Nr. 8:** *Cardamine impatiens* +2, *Crataegus laevigata* juv. +; **Lfd.-Nr. 9:** *Rhytidadelphus loreus* M 12; **Lfd.-Nr. 10:** *Euonymus europaeus* juv. +, *Campanula rotundifolia* +;

Beschreibung:

Spalte A = *Aconitum*-Saum mit *Aegopodium podagraria*

Spalte B = *Aconitum*-Saum mit *Campanula trachelium*, typische Variante

Spalte C = *Aconitum*-Saum mit *Campanula trachelium*, Variante mit *Viola riviniana*

Spalte D = typischer *Aconitum*-Saum

Herkunft der Aufnahmen:

Lfd.Nr. 1: Schalkenbachtal bei Schönecken, 29.7.2006

Lfd.Nr. 2: Altburgtal bei Schönecken, 30.7.2006

Lfd.Nr. 3: Kyllufer zw. Zendscheid u. Usch, Höhe Fabrikschornstein, 17.10.2006

Lfd.Nr. 4: Schalkenbachtal bei Schönecken, 29.7.2006

Lfd.Nr. 5: Schalkenbachtal bei Schönecken, 29.7.2006

Lfd.Nr. 6: Altburgtal bei Schönecken, 30.7.2006

Lfd.Nr. 7: Altburgtal bei Hersdorf, 30.7.2006

Lfd.Nr. 8: Altburgtal bei Hersdorf, 30.7.2006

Lfd.Nr. 9: Seitental der Kyll, Nähe Willmerich, 31.7.2006

Lfd.Nr. 10: Altburgtal bei Schönecken, 30.7.2006

Lfd.Nr. 11: Nimstal bei Rommersheim, 31.7.2006

Tab. 1: *Aconitum lycoctonum*-Saumgesellschaften

Klauck, E.J. 2007: Auf der Suche nach Eisenhüten

Spalte:	A			B			C			D	
Lfd.-Nr.:	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11
Aufn.-Nr.:	2	5	23	1	3	6	7	8	10	4	9
Deckung (%):	60	100	60	70	70	100	90	100	80	80	80
Inklination (%):	20	50		60	>100	20	30	30	30	60	30
Exposition	N	SO		N	N	SO	N	N	SW	SO	W
Fläche (m²)	3	2	9	2	3	2	3	30	3	2	2
Artenzahl	27	28	24	24	30	25	41	35	33	32	29
mittl. Artenzahl	26			26			36			31	
<hr/>											
<i>Aconitum lycoctonum</i>	22	22	11	22	22	33	33	44	22	22	22
<i>Aconitum napellus</i>	+2			+2						+2	11 +
DA: <i>Aegopodium podagrari</i>	+ 11 11										
<i>Stellaria nemorum</i>	+ 11 33										
<i>Corylus avellana</i>	+ + 11			juv +							
DB/C: <i>Campanula trachelium</i>				11 11 11 + 11 11							
<i>Oxalis acetosella</i>				+ 22 22 22 11 22							
<i>Ribes alpina</i>				juv + + 22 +							
<i>Galium sylvaticum</i>				+ + . 12 . +							
DD: <i>Viola riviniana</i>				12 12 +2 12							
<i>Festuca arundinacea</i>				+2 + + 12							
<i>Carex sylvatica</i>				+2 11 11							
<i>Milium effusum</i>				+ + 11							
<i>Fraxinus excelsi</i>	juv +2			11 + +							
Trennarten zur <i>Fagetalia sylvatici</i>:											
<i>Mercurialis perennis</i>	12	22		11	11	33	22	22	11	22	11
<i>Brachypodium sylvaticum</i>	11	11		44	+		11	11	11		11
<i>Plagyomnium undulatum</i>	M	22	33	.	.	33	22	22	22		22
<i>Melica uniflora</i>		22		11	11		11	11	+2		+
<i>Viola reichenbachii</i>				11	22		11	11		11	11
<i>Fagus sylvatica</i>	juv	+2		11	+						+
weitere Arten der <i>Fagetalia sylvatici</i>:											
<i>Lamium galeobdolon</i>					11	11	+	22			11
<i>Actaea spicata</i>		+			11		+2				
<i>Acer pseudoplatanus</i>	juv	+					+				
<i>Anemone nemorosa</i>							+	11			
<i>Hylocomium splendens</i>	M			11						11	11
<i>Atrichum undulatum</i>	M		11		11					12	
<i>Dryopteris filix-mas</i>						11					
<i>Arum maculatum</i>							+				
<i>Acer campestre</i>	juv										+
<i>Plagyomnium hornum</i>	M			11							11
<i>Dactylis polygama</i>		+2							+2		
<i>Stellaria holostea</i>		+									11
<i>Primula elatior</i>											
<i>Galium odoratum</i>								22			
<i>Athyrium filix-femina</i>						+2					
<i>Polygonatum verticillatum</i>						+					
<i>Elymus caninus</i>			11								

Tab. 2: *Aconitum napellus* in Säumen und Versaumungen

standörtliche Gliederung

Klauck, E.J. 2007: Auf der Suche nach Eisenhüten

Lfd.-Nr.:	A						B					C	
	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13
Aufn.-Nr.:	14	15	16	17	18	19	20	21	22	27	28	25	29
Deckung (%) x 10:	10	10	10	10	10	10	10	10	10	10	8	9	8
Fläche (m ²):	2	2	25	6	9	16	2	3	16	8	2	3	1
Artenzahl:	22	23	25	23	28	27	25	21	13	23	11	17	23
<i>Aconitum napellus</i>	33	11	22	11	22	22	11	11	22	22	+	22	11
<i>Cirsium palustre</i>	11	11	22	22	11	11				11			
<i>Galium uliginosum</i>	11	+	11		+	+							
<i>Mentha aquatica</i>	+	11		11	11	+						11	
<i>Geranium sylvaticum</i>	11	11		11	11	11						+	
<i>Lythrum salicaria</i>		22	22	11	11	11							
<i>Deschampsia cespitosa</i>		13	+3	12	12								
<i>Angelica sylvestris</i>	+2		+	11	11				11				
<i>Heracleum sphondylium</i>		+	+		11	11							
<i>Lotus uliginosus</i>		11	11			11							
<i>Taraxacum officinale</i>	+		11			11							
<i>Stachys palustris</i>	+	+	.	.	+	.							
<i>Lysimachia vulgaris</i>	11	11	22	11	11	11	11	11					
<i>Impatiens glandulifera</i>	+2	22		33	22	11	+	+					
<i>Cirsium oleraceum</i>	11	11		11	+2		11	11				12	
<i>Galium aparine</i>		+		11	11	11	11	11	11				
<i>Symphytum officinale</i>	11						12	12	11		+2		
<i>Rubus caesius</i>							22	11		44	33		
<i>Hypnum cypressiforme</i>							11	.	11	.	22		
<i>Atrichum undulatum</i>							22	11					
<i>Plagiomnium undulatum</i>							11	11				33	
<i>Urtica dioica</i>	33	22	11	11	11	22	22	22	33	r	11	11	22
<i>Filipendula ulmaria</i>	22	33	22	33	33	22	33	33	33	11		22	+
<i>Aegopodium podagrari</i>	12	11		11	11	22	11	11		11	22	33	22
<i>Geum rivale</i>		11		11	11		11			+	+		11
<i>Dactylis glomerata</i>	12	12		22		12	.	+3				12	13
<i>Poa trivialis</i>	11	11	11	11	11	.	11		11				
<i>Juncus effusus</i>		12			12	13	+2			11			
<i>Poa nemoralis</i>	11						+2			11			11
<i>Phalaris arundinacea</i>	+						+						
<i>Glechoma hederacea</i>							+						11
<i>Galium palustre</i>			11							11			
<i>Carex acutiformis</i>			11	+2						11			
<i>Agrostis stolonifera</i>							+2			11			11
<i>Festuca arundinacea</i>								+2					+2
<i>Lamium maculatum</i>								11	22				22
<i>Tanacetum vulgare</i>	+		+2										
<i>Convolvulus sepium</i>	+											11	
<i>Cuscuta europaea</i>	+					11							
<i>Lysimachia nummularia</i>			+2			11							
<i>Epilobium angustifolium</i>			11		11								

<i>Scirpus sylvaticus</i>		+	+			
<i>Trifolium pratense</i>		11		11		
<i>Ranunculus acris</i>			11			
<i>Achillea ptarmica</i>			+			
<i>Rubus fruticosus coll.</i>				11		11
<i>Epilobium hirsutum</i>		11		11		
<i>Galeopsis tetrahit</i>					+	
<i>Salix alba</i>					11	
<i>Rumex acetosa</i>					+	
<i>Brachypodium sylvaticum</i>					13	
<i>Galium mollugo</i>						22
<i>Vicia sepium</i>						11
<i>Equisetum palustre</i>						11
<i>Stachys sylvatica</i>						
<i>Senecio fuchsii</i>						
<i>Geranium robertianum</i>						

11

außerdem je 1 x in **Lfd.-Nr. 2:** *Stellaria graminea* +, *Alopecurus pratensis* 11; **Lfd.-Nr. 3:** *Carex gracilis* 11; **Lfd.-Nr. 4:** *Vicia cracca* 11; *Myosotis palustris* +, *Cardamine pratensis* 11; **Lfd.-Nr. 5:** *Poa pratensis* 11, *Ranunculus repens* 12, *Stellaria uliginosa* 11; **Lfd.-Nr. 6:** *Lycopus europaeus* +, *Mentha longifolia* 11; **Lfd.-Nr. 7:** *Plagyomnium hornum* 11, *Melandrium rubrum* +, *Thuidium tamariscinum* 11; **Lfd.-Nr. 8:** *Petasites hybridus* 11; **Lfd.-Nr. 10:** *Lathyrus palustris* 11, *Potentilla reptans* r, *Alnus glutinosa* juv. +, *Crataegus laevigata* juv. r, *Viburnum opulus* juv. r; **Lfd.-Nr. 11:** *Aconitum lycoctonum* +, *Acer pseudoplatanus* juv. r, *Campanula trachelium* +; **Lfd.-Nr. 12:** *Cirsium arvense* +, *Rubus idaeus* +; **Lfd.-Nr. 13:** *Poa palustris* 11, *Fraxinus excelsior* juv. +, *Cornus mas* juv. +, *Ajuga reptans* 12, *Stellaria holostea* 11, *Stellaria nemorum* 11, *Chaerophyllum temulum* 11, *Mercurialis perennis* +, *Lamium galeobdolon* 11;

Beschreibung:

Spalte A = *Aconito napelli-Filipenduletum* ass.nov. hoc loco *Klauck cirsietosum palustre*, nomenklatorischer Typus der Subassoziation *cirsietosum palustre*: Lfd.-Nr. 1
 Spalte B = *Aconito napelli-Filipenduletum* ass.nov. hoc loco *Klauck symphytetosum officinale*, nomenklatorischer Typus der Subassoziation *symphytetosum officinale*: Lfd.-Nr. 7
 Spalte C = *Aconito napelli-Filipenduletum* ass.nov. hoc loco *Klauck typicum*, nomenklatorischer Typus der Assoziation *Aconito-Filipenduletum*: Lfd.-Nr. 4

Herkunft der Aufnahmen:

Lfd.-Nr. 1: Kyllufer, ca. 500 m vor Gerolstein aus Richtung Birresborn, 8.9.2006 Lfd.-Nr. 2: Kyllufer, zwischen Usch-Zentscheid und Densborn, 8.9.2006
 Lfd.-Nr. 3: Kyllufer, hinter Bhf. Densborn Richtung Mürtenbach, 8.9.2006
 Lfd.-Nr. 4: Kyllufer, ca. 500 m vor Birresborn in Richtung Gerolstein, 8.9.2006
 Lfd.-Nr. 5: Kyllufer, ca. 1000 m hinter Birresborn in Richtung Gerolstein, 8.9.2006
 Lfd.-Nr. 6: Kyllufer, zwischen Densborn und Mürtenbach, 8.9.2006
 Lfd.-Nr. 7: Kyllufer, hinter Densborn Richtung Mürtenbach, Höhe LEKA-Reifenhandel, 16.10.2006
 Lfd.-Nr. 8: Kyllufer hinter Densborn, Bahnschild 114/2, 16.10.2006
 Lfd.-Nr. 9: Kyllufer hinter Densborn, Bahnschild 113/6, Höhe Fischweiher, 16.10.2006
 Lfd.-Nr. 10: Ufer Burbach, Brücke d. Straße Schönecken-Hersdorf, 16.10.2006 Lfd.-Nr. 11: Kyllufer zw. Birresborn u. Mürtenbach, 17.10.2006
 Lfd.-Nr. 12: Ufer Burbach, Brücke d. Straße Schönecken-Hersdorf, 17.10.2006
 Lfd.-Nr. 13: Kyllufer hinter Gerolstein-Pelm, ca. 1000 m hinter Schloßbrunnen, 17.10.2006

**Tab. 3: *Aconito napelli-Filipenduletum
ulmariae* ass.nov. hoc loco Klauck**
soziologische Gliederung

Lfd.-Nr.:	1
Zahl der Aufnahmen:	13
mittlere Artenzahl:	22
Ch.: <i>Aconitum napellus</i>	V
K.: <i>Lythro salicarii-Filipenduletea ulmari</i>	
<i>Filipendula ulmaria</i>	V
<i>Lysimachia vulgaris</i>	IV
<i>Lythrum salicaria</i>	III
<i>Galium palustre</i>	II
<i>Equisetum palustre</i>	I
O1: <i>Loto uliginosi-Filipenduletalia ulmari</i>	
<i>Cirsium palustre</i>	III
<i>Angelica sylvestris</i>	III
<i>Juncus effusus</i>	II
<i>Galium uliginosum</i>	II
<i>Lotus uliginosus</i>	II
<i>Scirpus sylvaticus</i>	I
V1: <i>Filipendulion ulmariae:</i>	
<i>Geum rivale</i>	IV
<i>Cirsium oleraceum</i>	III
<i>Deschampsia cespitosa</i>	II
<i>Epilobium hirsutum</i>	I
<i>Stellaria nemorum</i>	I
V2: <i>Carici distichae-Filipendulion ulmariae:</i>	
<i>Carex acutiformis</i>	II
<i>Carex gracilis</i>	I
O2: <i>Symphyto officinalii-Filipenduletalia ulmari</i>	
<i>Symphytum officinale</i>	II
<i>Stachys palustris</i>	II
<i>Poa palustris</i>	I
<i>Vicia cracca</i>	I
V3: <i>Thalictro aquilegifolii-Filipendulion ulmariae:</i>	
<i>Mentha aquatica</i>	III
<i>Lathyrus palustris</i>	I
V4: <i>Veronico longifoliae-Filipendulion ulmariae:</i>	
<i>Rubus caesius</i>	II
B: Begleiter:	
<i>Urtica dioica</i>	V
<i>Aegopodium podagrari</i>	V
<i>Galium aparine</i>	IV
<i>Dactylis glomerata</i>	III
<i>Poa trivialis</i>	III
<i>Impatiens glandulifera</i>	III

und andere Arten

Klauck, E.J. 2007: Auf der Suche nach Eisenhütten

Multi-Megaherbivore Landschaftsgestaltung

- Bernd Gehlken -

Erhaltender, gestaltender Naturschutz

Die Gestalt einer Landschaft war bis zur ästhetischen ‚Entdeckung der Landschaft‘ in der Romantik eine unbeabsichtigte und unbeachtete Folge der Landnutzung. Erst mit der romantischen Landschaftsmalerei wird die ‚Landschaft‘ zum Gegenstand ästhetischer Erbauung und in Form des Landschaftsparks – als 3-D-Version des Landschaftsbildes (Lorberg 2006) – selbst gestalterische Manövriermasse. Seitdem war das ‚Idol der Landschaft‘ (Hard 1991) allerlei gestalterischen Ideen und Moden ausgesetzt und die Landschaftsgestalter waren bestrebt sie mit verschiedenen Gestaltungselementen ausstaffiert en vogue zu halten. Angestrebt wurden jeweils bestimmte aus der bäuerlichen Kulturlandschaft entlehnte Bilder, die zwar je nach aktueller Mode variiert wurden aber deutlich bestimmten oder bestimmbar (vgl. Hard) Vorbildern nacheiferten. Zu deren Herstellung stand ein festes Repertoire an Versatzstücken nebst handwerklichen Dienstanweisungen zur Verfügung (s. Pückler-Muskau 1833/1996). Im Landschaftspark war dies z.B. vorwiegend eine Kombination aus offenen Rasenflächen, wohlgeordneten Baumgruppen, geschwungenen Wegen und historisierenden Bauten. In der ‚Landesverschönerung‘ vor allem Hecken und Alleen (s. Schneider). In der modernen Landespflege und dem Naturschutz unterliegt die modische Wandlung der ästhetischen Vorlieben besonders kurzen Zeitintervallen. Darüber hinaus unterliegen diese ganz offensichtlich der Vorliebe einzelner Protagonisten. Lührs (1994: 186) bezeichnet den Naturschutz deshalb in erster Linie als ‚Geschmacksfrage‘. Doch auch hier war in alter aber unreflektierter Tradition stets um die Herstellung eines bestimmten alten Wirtschaftsweisen entlehnten Bildes bemüht. Zu den arkadischen Weidelandschaften oder knorrigen Forstbrachen (‚Urwälder‘) traten zeitweise ästhetisierende Nierentisch-Teiche, mal wild mal gemächlich mäandrierende Bachläufe und dergleichen mehr hinzu. Oder es standen einzelne Tiere, Pflanzen oder auch Pflanzengesellschaften im Vordergrund. Auch diese wurden vehement mittels der ‚Ökologie‘ untermauert, waren aber jeweils vor allem Ausdruck des individuellen Geschmacks bzw. akademischer Vorlieben (s. Dahl 1984). Nicht nur im gestaltenden sondern auch im konservierenden Naturschutz spielten gestalterische immer schon eine wichtige wenn auch geflissentlich verschwiegene oder unbewusste Rolle. Doch es blieb dabei stets bei dem vom

Landschaftspark übernommenen Verhältnis vom erstrebten Bild und den dazu notwendigen Versatzstücken. Anders als im Landschaftspark scheiterten im Naturschutz allerdings die allermeisten Versuche der Nachahmung bäuerlicher Kulturlandschaften an mangelnden landschaftsgärtnerischen Fertigkeiten und ahistorischen Betrachtungen (s. Bellin 1996). Verbuschte Trockenrasen, in die Binsen gegangenes Feuchtgrünland, vergraste Heiden oder vernesselte Ruderalfluren zeugen all überall von diesen Fehlschlägen. Was lag da näher, als aus dieser Not eine Tugend zu machen und die teuer hergestellten Brachen zum Ziel naturschützerischer Bestrebungen hochzujubeln. F. Bellin (1997) hat das am Beispiel der Kalkhalbtrockenrasen anschaulich beschrieben und darauf hingewiesen, dass damit die Denunziation der ehemaligen Landnutzung einhergeht, denn diese war selbstverständlich zu intensiv und überhaupt ungerichtet und unordentlich gewesen.

„Mit diesem Schachzug soll die Prüfbarkeit der Arbeit des Naturschutzes ausgehebelt werden, bzw. in die Hände der naturschützerisch orientierten WissenschaftlerInnen gelegt werden. Denn diese haben fortan die Definitionsmacht. Alles, was bei der investierten Arbeit herauskommt, können sie für das gerade Richtige erklären. Der kritische Vergleich mit der eigenen Erfahrung oder historischen Vorbildern soll zum einen schlicht unbrauchbar sein, weil die Vorbilder für überholt erklärt werden. Zum anderen wird es ganz einfach schwierig, Widersprüche nachzuweisen.“ (ebd.:226)

Progressiver Naturschutz / Die Neuerfindung der Weide

In dieser kurz skizzierten ‚Reihe‘ naturschützerischer Anmaßungen tauchen seit etwa 10 Jahren als neueste Version sogenannte ‚**Beweidungskonzepte**‘ auf. Unter Schlagworten wie

- ‚Extensive Weidesysteme‘ (Luick 2001)
- ‚Große Tiere gestalten die Landschaft‘ (Klostermersch)
- ‚Landschaftsentwicklung mit Rindern‘ (LBF Sottorf)
- ‚Einsatz von Wildtieren und Haustieren in Offenlandbiotopen‘ (Burkart et al. 2005)
- ‚Hutelandschaftspflege mit großen Weidetieren‘ (Gerken 2003)
- ‚Beweidung und Restitution als Chance für den Naturschutz‘ (Schwabe 2004)
- ‚Fraß- und Raumnutzungseffekte bei Rinderbeweidung in halboffenen Weidelandschaften‘ (Stroh et al. 2004)
- ‚Sukzessive Multispecies-Beweidung mit Wiederkäuern und Nicht-Wiederkäuern‘ (Süß 2004)

werden sie als ‚neue Ära des Naturschutzes‘ (Gerken 2003) angepriesen.

Was wird da gemacht?

Gemeinsame äußere Merkmale der Beweidungsgebiete sind deren **Großflächigkeit** (im Solling z.B. 170ha, 160ha in Dauban (Oberlausitz), 80ha Klostermersch (Lippe), 1000ha Sudetal (Amt Neuhaus/Elbe), 1000ha Wisentgehege im Eleonorenwald (Vrees/Emsland)) sowie die komplette **Einzäunung** dieser Gebiete.

Drinne tummeln sich einige Großherbivoren. Dies sind je nach Geschmack der Betreiber ‚wild‘ aussehende **Rinderrassen** wie Galloways, Highlands oder – z.Zt. besonders beliebt – Heckrinder¹, häufig auch kleinere **Pferderassen** wie Island-, Fjordpferde oder Exmoorponys. Gearbeitet wird in der Regel mit Besatzdichten von etwa 0,5 GV/ha z.T. auch weit darunter. Pflegende Eingriffe finden nicht statt, denn die ‚Dynamik‘ ist höchstes Ziel. Die Tiere werden **ganzjährig** draußen gehalten und im Winter teilweise zugefüttert. In manchen Projekten ist die gelegentliche Bestandsregulierung, in einigen auch Fleischproduktion und Vermarktung vorgesehen.

Jeder, der sich mit Weidehaltung auch nur ein wenig auskennt, ahnt was auf den Flächen bei diesen Besatzdichten und fehlender Weidepflege passiert. Sehr schnell wird es zu den typischen Zeichen selektiver Unterbeweidung (Klapp 1965) kommen und große Teile der Weiden werden zunächst von dichtem Grasfilz, Distel und Brennesseln überzogen. Dem folgt möglicherweise später die Gehölzansiedlung mit anschließender Verbuschung der Flächen. Auf der anderen Seite führt die ganzjährige Freilandhaltung zu starken winterlichen Narbenschäden im Bereich der bevorzugten Stand- und Fütterungsplätze der Tiere. Was man bisher als unerwünschte Weideeffekte betrachtete, weil damit der Ertrag der Weide quantitativ wie qualitativ stark gemindert wird, ist in den Beweidungsgebieten das eigentliche Ziel: die ‚**natürliche Dynamik**‘, die Ingangsetzung vielfältiger ‚Entwicklungsprozesse‘, die Schaffung eines kleinteiligen ‚Mosaiks‘. Das ist nichts anderes als die Heiligsprechung der Branche.

Die Konstruktion angeblich historischer ‚Vorbilder‘

In der ideologischen Untermauerung der Beweidungsversuche hat sich Herr Professor Bernd Gerken (die Namensverwandtschaft mit dem Autor ist rein zufällig) aus Höxter hervorgetan. Besonders bemerkenswert ist dabei die Vermischung der ‚Naturlandschaft‘ in Form des Urwaldes mit der ‚frühen Kulturlandschaft‘ in Form des Hutewaldes. Nach Gerkens (1996) Darstellung besteht zwi-

¹ Heckrinder haben nichts mit Hecken zu tun, sondern sind eine Erfindung der Gebrüder Heck. Diese versuchten in den 30er Jahren eine Rinderrasse zu züchten, die dem Auerochsen ähneln sollte. Man spricht hier deshalb von einer ‚Abbildzüchtung‘, mit der eventuell dem urtümlichen Bild der Auerochsen entsprochen wird, aber damit nicht automatisch auch deren Lebensgewohnheiten und Futteransprüchen. Offenbar sind die Heckrinder doch in ihrer Futterwahl etwas anspruchsvoller als die Ur-Rinder unserer Altvorderen, was nicht selten eine Zufütterung nötig macht.

schen beiden kaum ein Unterschied. Dazu versucht er zunächst die gängige Annahme, dass Mitteleuropa potentiell natürlich fast reines Waldgebiet wäre zu demontieren. Den Hebel setzt er an der damit verbundenen Vorstellung eines flächendeckenden Hochwaldes an. Unter Verweis auf Remmerts Mosaik-Zyklus-Konzept (vgl. z.B. Remmert 1994) stellt er dar, dass dieses Bild ein Irrtum ist und Naturwälder in unseren Breiten aus einem relativ kleinflächigen Wechsel von Optimal-, Zerfalls-, Initial- und Regenerationsphasen bestehen würden. Diese m.E. plausible und durch konkrete Beobachtungen zu stützende These nutzt er als Einfallstor für den Einfluss weidender Großtiere.

„So sollte diskutiert werden, ob das ‚bunte Mosaik der Wiesen und Weiden‘ (ELLENBERG 1976) auch ganz ohne menschliches Zutun aus dem Wirken der Großsäuger heraus entstehen konnte.“ (Gerken 1996: 11)

Nun beginnt die groß angelegte Spekulation zur Gestalt der prähistorischen Naturlandschaft anhand windiger Indizien und ohne jeden prüfbaren Beleg, die schließlich im Bild einer halboffenen Weidelandschaft mündet:

„Eingedenk der vielfältigen Wirkung von großen Weidegängern – wir denken an die in frühgeschichtlicher Zeit noch gegenwärtigen Nashörner, Elefanten, Pferde, Wildrinder – und ihren Predatoren wie Bär, Löwe und Luchs sowie Nutznießern von Strukturen und Organismenbeständen sollten Landschaftsbilder der Ebenen und Mittelgebirgslagen diskutiert werden, in denen der geschlossene Wald wohl mosaikhafte verteilt aber flächenanteilig kaum 50% oder gar nur 30% erreicht, wo ausgedehntere, geschlossene Bestände den sich Großtieren eher entziehenden Berg- und steileren Hanglagen vorbehalten bleiben.“ (ebd.: 12)

Von diesem dem Reich der bloßen Spekulation und willfährigen Konstruktion entsprungenen Bild schlägt Gerken eine –ebenso wackelige wie durchsichtige – Brücke zum Hutewald.

„Die jahrtausendlang betriebene (...) Waldweidenutzung knüpfte also an naturgeschichtliche Vorgaben an. Sie leitet sich unter anderem aus der saisonalen Wanderbewegung großer Weidetiere zwischen Bergland und Flussniederung ab.“ (Sonnenburg & Gerken 2003: 8)

Die konstruierte Gleichsetzung und Vermischung von Natur- und Hutewald, erfüllt ihren Zweck darin, dass die verschiedenen Beweidungsprojekte darin ihren Platz finden können ohne auf ein konkretes Vorbild rekurrieren zu müssen. Denn tatsächlich haben weder Ausgangsbestände noch verwendete Tierarten irgendetwas mit den imaginären Naturlandschaften zu tun (diese entstammen dann eben der Tradition des Hutewaldes), noch weist die ganzjährige ungeregelte Weidehaltung irgendwelche Ähnlichkeiten mit der Hutewaldnutzung auf (diese entstammt entsprechend der Vorstellung der Naturlandschaft).

Tatsächliche Leitbilder

Tatsächlich stecken hinter der ganzen Veranstaltung Bilder der romantischen Landschaftsmalerei und des Landschaftsparks, wie ein Blick auf ein Prospekt aus Thüringen deutlich vor Augen führt:

Bei Sonnenburg & Gerken (2003) wird dieser Griff in die Mottenkiste zur anthropologischen Konstante hochstilisiert, was einer Verkehrung von Ursache und Wirkung gleichkommt:

„Wir Menschen schätzen dieses Lebensraum-Mosaik ebenfalls sehr, was auf die gleichen entwicklungsgeschichtlichen Wurzeln zurückzuführen ist. Indiz hierfür sind u.a. unsere weitläufigen, albaumreichen Stadtparks (!) und Landschaftsgärten.“ (ebd.: 9)



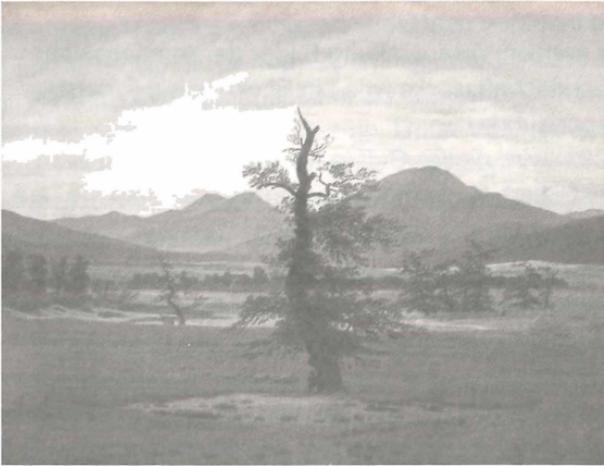
Abb.: „So könnte sie aussehen – die Weidelandschaft der Zukunft“

(aus: Thüringer Landesanstalt für Umwelt und Geologie / Thüringer Landesanstalt für Landwirtschaft (Hrsg.) 2002)



Abb. Ölbilder von Caspar David Friedrich:

Wiesen bei Greifswald (zw. 1820/30)



Dorflandschaft bei Morgenbeleuchtung (1822)

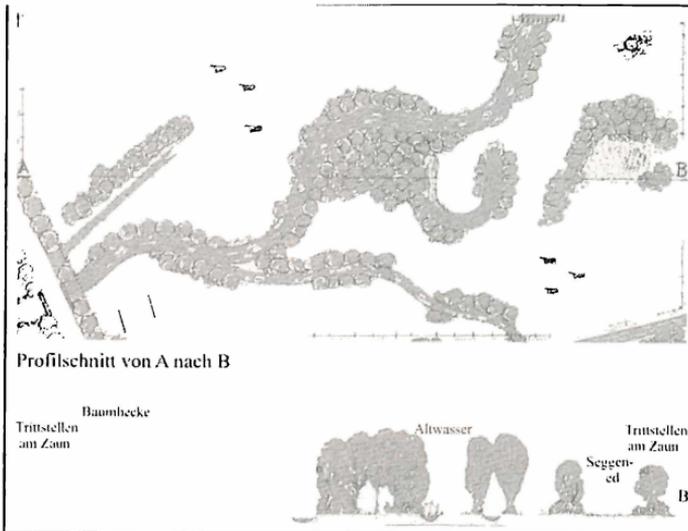
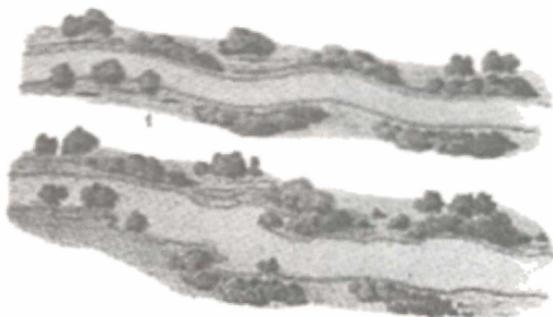


Abb.: Modell einer Weidelandschaft.
(aus: Thüringer Landesanstalt für Umwelt und Geologie / Thüringer Landesanstalt für Landwirtschaft (Hrsg.) 2002)



Abbildungen aus der 'Landschaftsgärtnerei' von Pückler-Muskau (1833/ 1996)

11 1 Hoo.

Ökonomie

Neben diesen romantischen Vorbildern steckt bei manchen Naturschützern sicher auch der Traum einer Landwirtschaft ohne Arbeit², hinter der Attraktivität der ‚extensiven Weidesysteme‘ hat sich doch die Imitation bäuerlicher Nutzungsweisen im bisherigen ‚Grünlandmanagement‘ als recht arbeitsreich herausgestellt. Schon früh reagierte man daher mit ‚Extensivierungen‘ und ungepflügter Standweidenutzung. Der folgte als nächste Stufe die ganzjährige Weidehaltung vorwiegend mit Galloways und Highlands, bei der man keine Stallungen, sondern nur einen Unterstand brauchte und das Misten wie auch die Winterfutterwerbung auf ein unabdingbares Minimum reduziert werden konnte – das alles selbstverständlich auf Kosten der Qualität und auch des Artenreichtums der Weiden. Jetzt braucht man nur noch einen (von Fördermitteln bezahlten und ABM-Kräften gebauten) Zaun und dann gar nichts mehr zu tun. ‚Große Tiere gestalten die Landschaft‘ (Klostermensch). Natur frei Haus.

Der primärproduktive Gebrauchswert einer Landschaft spielt bei den Programmen allenfalls eine untergeordnete Rolle. In einzelnen Projekten wird die Ernte und Vermarktung der Rinder zwar angestrebt, aber das scheint mehr der Akzeptanz des Projektes und der Einwerbung irgendwelcher Innovationstöpfe gedient als dem eigentlichen Ziel. Das besteht überall im ‚Prozessschutz‘ als Selbstzweck.

Die praktischen Probleme bei der Nutzung sind dabei beträchtlich. Vor allem das Einfangen der Tiere für tierärztliche Untersuchungen und Markierungen sowie letztlich auch zur Schlachtung ist nicht ganz einfach. Gern verschwiegen bzw. nur am Rande eingeräumt wird vor allem die trotz Flächengröße und angeblicher ‚Anspruchslosigkeit‘ der verwendeten Tiere notwendige Zufütterung im Winter. Die in England gebietsweise verbreitete Winterweide, auf die gelegentlich verwiesen wird, hat es bei uns aus guten Gründen sicher nie gegeben (vgl. Boeker 1957). Es gibt in Mitteleuropa kein historisches Vorbild für diese Form der Weidehaltung. Die tieferen Wintertemperaturen und vor allem die höhere Zahl der Schneetage macht bei uns eine winterliche Zufütterung notwendig. Aus so banalen Gründen zerplatzt daher der Traum des geschlossenen Systems und der ungestörten wie umsonst zu habenden Natur.

Perfekte Aussperrung, umfassender Zugriff

Dafür scheint ein anderer Traum wahr zu werden. Die Beweidungsprojekte schaffen einen einleuchtenden Grund für großflächige Einzäunungen ganzer Landschaftsteile. Was vom Naturschutz schon immer gewünscht aber nur selten durchgesetzt werden konnte, wird jetzt Realität. Der Zaun, der der notwen-

² Diesem Wunschbild der Nichts-Tun-Landwirtschaft (s. Fukouka 1990) verdankt sich auch die Beliebtheit der Permakultur in ökologischen Kreisen, die in unserem Klima aber wohl ein Traum bleiben wird.

digen Einsperrung der Tiere dient, ist vorbildlich geeignet, die Aussperrung der Menschen wirkungsvoll umzusetzen.

Die tatsächliche Ausstattung einer Landschaft spielt bei der Auswahl der Weidegebiete keine Rolle mehr. Es gilt ja nicht, irgendeinen Zustand zu erhalten oder zu verbessern, sondern der ‚progressive Naturschutz‘ arbeitet mit immateriellen Leitbildern. Begriffe wie Dynamik oder Prozessschutz sind gegenstandslos und können prinzipiell überall eingefordert werden. Mag es sich dabei um Buchen- und Fichtenforsten, intensivierte Talauen oder neu geschaffene ‚Biotope‘ handeln. Damit wird der Zugriff auf jede Landschaft möglich.

Kritik an dem, was aus den vereinnahmten Flächen wird, ist per definitionem ausgeschlossen. Es wird ja nichts - kein bestimmter Zustand, keine Pflanzengesellschaft, keine spezielle Art, kein Ertrag, noch nicht mal ein konkretes Bild – versprochen, also kann auch nichts eingefordert werden. Das ganze ist eine Neuerfindung ohne jegliches reales (aktuelles wie historisches) Vorbild. Die dem Naturschutz inhärente ahistorische Sichtweise (vgl. z.B. Hülbusch 1983, Bellin 1996, Stolzenburg 1996) ist hier auf die Spitze getrieben. Historische Vorbilder werden nur als Nebelwerfer eingesetzt, um das erstaunte Publikum zu verwirren und die unbestimmte „Rückbesinnung auf die Wurzeln“ zu propagieren. Der ‚Progressive Naturschutz‘ findet ideologisch im luftleeren Raum der Beliebigkeit statt. Die konkreten Folgen für Land und Leute sind dagegen üppig.

Literatur

- Boeker, P.** (1957): Ganzjähriger Weidegang in Großbritannien durch Winterweide nach dem Foggage-System. - Landwirtschaft-Angewandte Wissenschaft 67: 85-124. Hilstrup.
- Bellin, F.** (1996): 110 Hektar Entwurf oder die Anatomie einer Enteignung. Naturschutz und Landschaftsgärtnerei am Dörnberg.- In: AG Freiraum und Vegetation (Hrsg.). Notizbuch 42 der Kasseler Schule: 71- 128.- Kassel.
- Bellin, F.** (1997): Wirtschaftsform Brache oder was wächst denn nicht von selbst?- In: AG Freiraum und Vegetation (Hrsg.). Notizbuch 46 der Kasseler Schule: 71- 128. Kassel.
- Burkart, B., Gaertner, M. & Konold, W.** (2005): Einsatz von Wildtieren und Haustieren in Offenlandbiotopen. – Naturschutz und Landschaftsplanung 37(10): 301-308. Stuttgart.
- Dahl, J.** (1984): Verteidigung des Federgeistchens. – In: ders.: Der Unbegreifliche Garten und seine Verwüstung: 66-93. Stuttgart.
- Fukuoka, M.** (1990): Der große Weg hat kein Tor.
- Gerken, B.** (1996): Einige Fragen und mögliche Antworten zur Geschichte der mitteleuropäischen Fauna und ihrer Einbindung in ein Biozösespektrum. – Natur- und Kulturlandschaft 1: 7-15. Höxter.

- Hülbusch, K.H.** (1983): Wo steht der Naturschutz in Theorie, Forschung und Praxis.- Jahrbuch für Naturschutz und Landschaftspflege 33: 166-176.- Bonn
- Klapp, E.** (1965): Grünland und Standort.- Berlin/ Hamburg: 384 S.
- Lorberg** (2006): Disputation. Kassel
- LBF Sottorf (?)**: Landschaftsgestaltung mit Dexter-Rindern im Lopau- und Luhetal. Faltblatt.
- Luick, R.** (2001): Unterwegs nach Bukolien und Arkadien. – PGM 145: 54-63
- Lühns, H.** (1994): Die Vegetation als Indiz der Wirtschaftsgeschichte dargestellt am Beispiel des Wirtschaftsgrünlandes und der GrasAckerBrache - oder Von Omas Wiese zum Queckengrasland und zurück? AG Freiraum und Vegetation(Hrsg.).Notizbuch 32 der Kasseler Schule.- Kassel.
- Pückler-Muskau** (1833/ 1996): Andeutungen über Landschaftsgärtnerei. Frankfurt: 377 S.
- Remmert, A.** (1994): Das Mosaik-Zyklus-Konzept und seine Bedeutung für den Naturschutz. - Thüringische Landesanstalt für Umwelt (Hrsg.): Naturschutzreport 7(19): 11-21. Jena.
- Schwabe, A.** (2004): Beweidung und Restitution als Chance für den Naturschutz. – NNA Ber. 17(1): 3-6. Schneverdingen.
- Sonnenburg, H. & Gerken, B.** (2003): Das Hutewaldprojekt im Solling. Ein Baustein für eine neue Ära des Naturschutzes. - Höxter.
- Staatliches Umweltamt Lippe (Hrsg.)**(2002): Die Klostermersch. Ein Fluss erobert seine Aue zurück.- Lippstadt.
- Stolzenburg, H.J.** (1996): Über die Apostolik des Grünspans. .- In: AG Freiraum und Vegetation (Hrsg.). Notizbuch 40 der Kasseler Schule: 297-310.- Kassel.
- Stroh,M., Kratochwil, A. & Schwabe, A.** (2004): Fraß- und Raumnutzungseffekte bei Rinderbeweidung in halboffenen Weidelandschaften: Leitbildflächen und Restitutionsgebiete im Emsland (Niedersachsen). – NNA Ber. 17(1): 133-146. Schneverdingen.
- Süß, K.** (2004): Sukzessive Multispecies-Beweidung mit Wiederkäuern (Schafen) und Nicht-Wiederkäuern (Esel) in Sand-Ökosystemen. – NNA Ber. 17(1): 127-132. Schneverdingen.
- Thüringer Landesanstalt für Umwelt und Geologie / Thüringer Landesanstalt für Landwirtschaft (Hrsg.)** (2002): Landschaftspflege in Thüringen. Extensive Beweidung mit Rindern und Pferden. - Erfurt.

Die Gestaltung und die Pest

Helmut Lührs

Gestaltung

Gestaltung ist ein Versprechen auf Schönheit, das seine Voraussetzungen (zumindest im Kontext von Landespflege, Grünplanung und Co.) nicht kennt (z.B. Loidl H., Bernard St. 2002) oder nicht kennen will und sie deshalb vergessen hat (z.B. Kienast D. 2002) oder - in ganz seltenen Fällen absichtsvoll verschweigt (z.B. Burckhardt L. 2004 oder Migge L. 1913).

Pest

Von der Pest gibt es der üblichen Lesart nach vier Arten:

Die Beulenpest. Sie wird von Rattenflöhen übertragen. Ihre Inkubationszeit beträgt wenige Stunden bis zu sieben Tage. Die Beulenpest selbst ist nicht tödlich. Allerdings kommt es in 25 - 50 % der Fälle zur Pestsepsis oder Lungenpest und die sind absolut tödlich. (Der Rattenfloh fällt, nebenbei bemerkt, bei Temperaturen unter 12° C in eine Kältestarre).

Die Pestsepsis entsteht über den Eintritt der Bakterien von ihrem Vermehrungsort in die Blutbahn. Dies geschieht über offene Wunden oder durch das Platzen von Pestbeulen nach innen. Die Pestsepsis ist innerhalb von 36 Stunden absolut tödlich.

Die Lungenpest wird durch Tröpfcheninfektion von Mensch zu Mensch übertragen oder sie entsteht sekundär; in die Blutbahn geratene Bakterien wandern zur Lunge. Die Lungenpest ist absolut tödlich. Ihre Inkubationszeit beträgt zwei Tage.

Die abortive Pest ist eine relativ harmlose Form der Pest. Es werden Antikörper gebildet, die dann gegen alle Formen der Pest für relativ lange Zeit immunisieren.

Concinnitas

Die Schönheit, das Ziel der Gestaltung, ist ein Begriff, der mit dem Aufstieg der Renaissance die Bühne der Welt in entscheidender Weise betritt (s. z.B. Jauslin K. 1990). Ihr Hintergrund ist die Concinnitas Theorie - die Lehre vom Ebenmaß. Mit ihr wird die Kunst des mittelalterlichen Bauens eingefangen, übergangen und im Rückgriff auf die Antike neu fundamementiert. Concinnitas, das ist die trias aus utilitas, firmitas und venustas. Gebrauch und Dauerhaftigkeit schaffen in einer quasi noch mittelalterlichen Lesart Schönheit. Schönheit aber ist bis dahin ein weitgehend unbedeutender und für das Bauen ganz unwichti-

ger Begriff. Sie ist eine, man könnte fast sagen, ganz unbeabsichtigte Folge einer auf die Herstellung gebrauchstüchtiger und alterungsfähiger Bauwerke ausgerichteten Tätigkeit. Von der Concinnitas Theorie werden Leute wie Alberti - mit Vitruv, etwas hoch gegriffen, der Erfinder der Architekturtheorie, Brunelleschi, dem Erfinder der Zentralperspektive und ganz besonders Palladio (vgl. Wundram M., Pape Th., Marton P. 1993), der Erfinder der Kaffeemühle üppigsten Gebrauch machen und sie werden bei der Gelegenheit den Schönheitsbegriff ganz weit herausstellen, ihn isolieren, um die Gebrauchstüchtigkeit, (sehr viel später erst die Alterungsfähigkeit) des Hauses und damit das Haus abzuschaffen.

Die Pestwelle von 1349

Die Pest hat in relativ vielen Wellen bereits im Altertum gewütet. Aber eine Pestepidemie wie sie ab 1349 durch Europa zog, hat es vorher und auch danach in dieser Weise nicht gegeben. Dabei sei gleich, hier aber nur nebenbei vermerkt, dass der Pesterreger auch heute noch als eine biologische Waffe gilt, die den Vorteil hat, Leute schnell und massenhaft umzubringen, mit dem Nachteil großer Unkontrollierbarkeit. An der Pestwelle von 1349 sind Schätzungen zufolge ca. 20 - 25 Millionen Menschen gestorben; das war ein Drittel der damaligen Bevölkerung in Europa. Diese Pestwelle nahm ihren Ausgangspunkt in Zentralasien. 1347 erreicht sie die Krim, dann Konstantinopel, Kairo, Messina (Sizilien). 1348 wütet sie in Toulouse, folgend Paris, um schließlich 1349 Deutschland, Schweden, Norwegen und England zu erreichen. Bemerkenswerter Weise bleiben aber Polen, Belgien und Süddeutschland von der Pest weitgehend unbehelligt.

Ob die Pest tatsächlich verantwortlich zu machen ist für den Tod so vieler Menschen, ist umstritten (vgl. u.a. Herlihy D. 1997). Gegen die Pest (als quasi schicksalhaftes Ereignis) spricht einerseits ihre absolut rasante Verbreitung, aber auch der Umstand, dass in den historischen Dokumenten kein Massensterben von Ratten aus dieser Zeit berichtet wird (siehe dazu auch Camus A. 1948). Jeder großen Pestwelle geht normalerweise so ein Rattensterben voraus. Der Rattenfloh ist als Überträger der Pest eng an sein Wirtstier gebunden. Er geht nur sehr unwillig auf andere Wirte, insbesondere dem Menschen über; das eben dann, wenn ihm quasi die Ratten fehlen.

Eine der Gegenthesen lautet, dass Milzbrand (*Bacillus anthrax*), also eine Infektionskrankheit, Ursache des angeblich der Pest zugeschriebenen Massensterbens war. Dieser *Bacillus* befällt Paarhufer. Er kommt im Prinzip überall vor, besonders in Molinion, Calthion, Caricion fuscae, Phragmition, Magno-Caricion, Filipendulion Gesellschaften. Die Übertragung geschieht über Hautverletzungen, Inhalation oder dem Verzehr infizierter Lebensmittel.

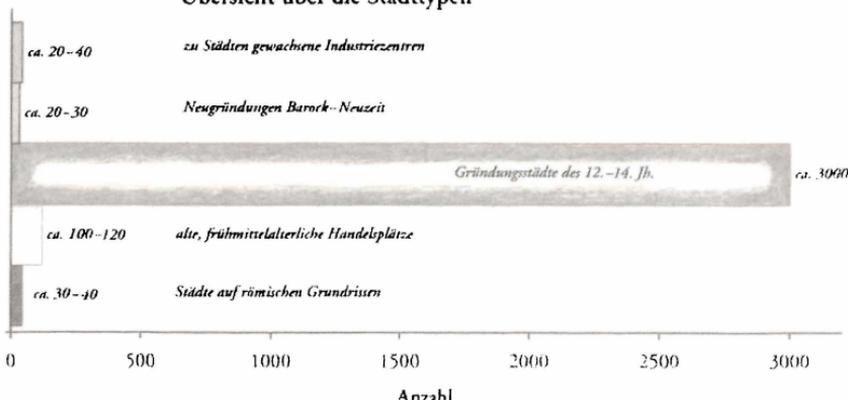
Alternativ zur Pest steht ferner ein hämorrhagisches (Blutungen auslösendes) Fieber zur Debatte, also eine Viruserkrankung in der Art von Ebola, die von Mensch zu Mensch durch Körperkontakt, Tröpfcheninfektion, aber auch durch den Verzehr infizierter, aber noch nicht erkrankter Tiere übertragen wird.

Wie dem auch immer sei, ob die Pest oder Anthrax als biologische Waffen eingesetzt wurden (siehe hierzu auch die vielen Judenpogrome der damaligen Zeit) oder ob die Pest quasi schicksalhaft ein Drittel der europäischen Bevölkerung dahin raffte, so oder so haben gesellschaftliche Mechanismen zur Abwehr / Eindämmung des Massensterbens vollkommen versagt. Mit der Pest geht quasi das Mittelalter zu Ende und dieses Ende ist zugleich der Schlusspunkt einer erstaunlichen sozialen, kulturellen, ökonomischen Entwicklung, der wir insbesondere im Feld des Bauens "die Stadt" oder das, was wir im europäischen Bewusstsein "die Stadt" zu nennen pflegen, verdanken.

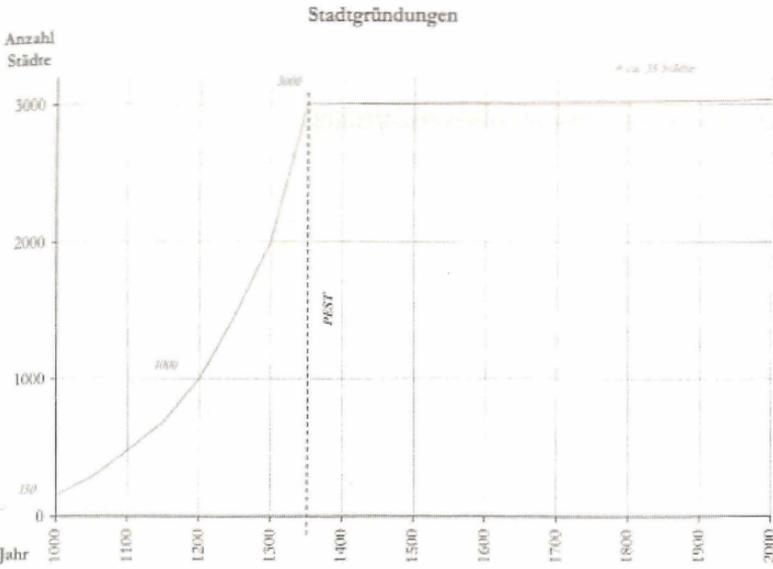
Stadtgründungen

"... in der Zeit zwischen 1030 und 1348 [erfolgt] eine Explosion des Städtebaus, wie sie heute fast nicht mehr vorstellbar ist. Um 1000 gibt es ca. 150 Städte, um 1200 bestehen bereits ca. 1000 Städte, deren Anzahl bis 1350 auf ca. 3000 ansteigt. ... In dieser Zeitspanne nimmt auch, wie die Graphik anschaulich zeigt, die Bevölkerung in Mitteleuropa stetig zu. ... In ca. 260 Jahren entstehen in Deutschland ungefähr 3000 neue Städte. ... Es entsteht praktisch die gesamte mitteleuropäische Stadtinfrastruktur mit einer durchschnittlichen, theoretischen Produktion von fast 12 Städten pro Jahr. ... Um die Einmaligkeit dieser stürmischen Entwicklung richtig zu erfassen, muss man die Zahl von 3000 neuen Städten mit derjenigen Anzahl vergleichen, die in den folgenden 630 Jahren bis heute entstehen. Es sind in der Tat höchstens 35 neue Stadtgründungen" HUMPERT K. SCHENK M. 2001.58,59).

Übersicht über die Stadttypen

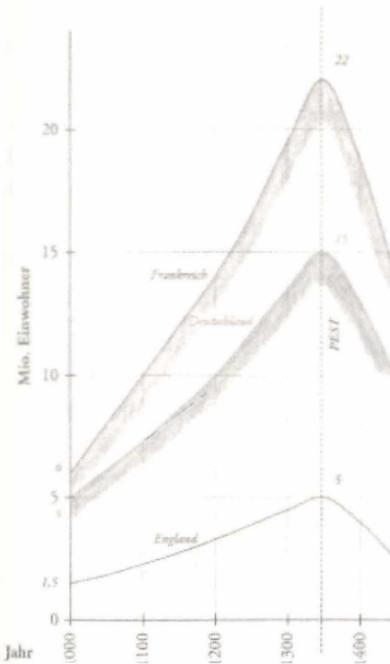


aus: Humpert K., Schenk M. 2001



➤ Seraphim, P.-H.:
Deutsche Wirtschafts- und Sozialgeschichte, 1962, Seite 42

Bevölkerungsentwicklung



➤ Seibt, Ferdinand:
Glanz und Elend des Mittelalters, 1987, Seite 148

Mit dieser irren Geschichte war eine mittelalterliche Baukunst verbunden, die ja nicht nur mit der romanischen und besonders der gotischen Sakralarchitektur überkommen ist, sondern mit einer bürgerschaftlichen Bauweise und Bauorganisation, der wir die Straße, die Hufe, je nach Ort und Situation Haus und Hof verdanken.

Nach allem, was ich über die Zeit weiß, insbesondere in der Berufung auf Foucault M 2003, Weber M. 1921, Lefébvre H. 1972, Binding G. 1997 haben die Baumeister des Mittelalters angeblich kopiert. Wenn es etwas zu tun gab, haben sie nach einer ähnlichen, schon gebauten Lösung gesucht, diese auf die neue Aufgabe übertragen und nach den je spezifischen Anforderungen des (neuen) Ortes, der Situation, der Leute etc. gebaut. Was da herauskam, war keine Kopie, sondern ein Original, das die Prinzipien des Vorbilds enthielt, aber nicht einfach nur abgekupfert war. Ich denke, darin ist die Ästhetik der mittelalterlichen Baukunst über jeden Dünkel erhaben. Diese Zeit geht mit der Pest zu Ende. Die Pest verändert die

Menschheitsgeschichte. Sie zerstört die Basis der bis dahin wirksamen kulturellen, sozialen, ökonomischen Traditionen. Zwei Generationen braucht es, dann "geht die Geschichte in Italien" weiter. Die Renaissance steht auf der Matte. Dieser Bruch - so meine These - führt die Gestaltung ein und mit ihr den Wunsch nach Schönheit, der seine Voraussetzungen zuerst umgebracht und dann vergessen hat. Die Villa und in ihrer Folge die Kaffeemühle ist der beredte Ausdruck dessen, was in ihrem Sinne folgen sollte: die Aufhebung der Gebrauchstüchtigkeit durch den Vorschein, die Einführung des demonstrativen Aufwandes (Veblen Th. 1899/1993) als Ersatz und Gegenspielerin der alltagspraktischen Tragfähigkeit einer klugen Organisation von Aussenhaus und Innenhaus (Hülbusch I.M.). Alain ist einer der wenigen Philosophen der jüngeren Zeit, der den Unterschied wirklich verstanden hat, wenn er sagt, dass auch eine schöne Tür zuerst eine Tür sein muß. Darum geht's, und das wäre mein praktisches Beispiel, wenn ich resümiere, dass die Pest die Voraussetzung der Gestaltung ist.

Literatur

- Alain 1982** Die Pflicht glücklich zu sein. Frankfurt a.M.
- Binding G. 1997** Baubetrieb im Mittelalter. Darmstadt
- Burckhard L. 2004** Wer plant die Planung? Architektur, Politik und Mensch. Berlin
- Camus A. 1948** Die Pest. Innsbruck
- Foucault M. 2003** Die Ordnung der Dinge: eine Archäologie der Humanwissenschaften. Frankfurt a.M.
- Herlihy D. 1997** Der Schwarze Tod und die Verwandlung Europas. Berlin
- Hülbusch I.M. 1978** Innenhaus und Aussenhaus. Schriftenreihe OE ASL GhK 01(033) Kassel
- HUMPERT K. SCHENK M. 2001** Entdeckung der mittelalterlichen Stadtplanung. Stuttgart
- Jauslin K. 1990** Denkmale des Ästhetischen. In: Habig I., Jauslin K. Der Auftritt des Ästhetischen. 105 - 165. Frankfurt a.M.
- Kienast D. 2002** Die Poetik des Gartens: über Chaos und Ordnung in der Landschaftsarchitektur. Basel
- Lefébvre H. 1972** Die Revolution der Städte. München
- Loidel H. Bernard St. 2002** Freiräumen - Entwerfen als Landschaftsarchitektur. Berlin
- Migge L. 1913** Die Gartenkultur des 20. Jahrhunderts. Jena
- Vasold M. 1991** Pest, Not und schwere Plagen. München
- Veblen Th. (1899) 1993** Theorie der feinen Leute. Frankfurt a.M.
- Weber M. 1921** Wirtschaft und Gesellschaft. Tübingen
- Wundram M., Pape Th., Marton P. 1993** Palladio. Köln

Gestaltung - na und?

Karl Heinrich Hülbusch

Wenn ich den Grundriß des Gemüse-Gartens überlege (=plane), ziehe ich viele Merkmale und Voraussetzungen heran, die nach bewährten Kenntnissen dem Gebrauch des Gartens dienlich sind. Die Herstellung des Grundrisses aus Wegen und Beeten sowie die gärtnerische Bearbeitung geben dem Garten eine Gestalt, an der die organisatorische Überlegung und die gärtnerische Bearbeitung unmittelbar abgelesen werden können. Die Bewirtschaftung mit einjährig kultivierten Hackfrüchten hat zur Folge, daß die Morphologie des Gartens von Jahr zu Jahr gemäß der Rotation und von Monat zu Monat gemäß den Jahreszeiten variiert. Die ständig veränderte Gestalt des Gemüsegartens enthält neben dem dauerhaft stabilen Grundriß eine ständig veränderte Gestalt, in der die Jahreszeiten und vor allem die jahreszeitlich typischen Phänomene der Bearbeitung und Bewirtschaftung, abzulesen sind. Die 'ökonomische Schönheit' der Erscheinungen des Gartens fällt freundlichem Besuch, also Laien eher in der Buntheit, Üppigkeit, den vielen Kulturen und erntereifem Gemüse auf - also im Phänomen der Unübersichtlichkeit, deren üppige Hochzeit Ende Juni / Anfang Juli angesagt ist. Gewiefte Gärtner erkennen zu allen Jahreszeiten die angemessenen Zeichen der ökonomischen Schönheit, die Laien nur sympathisch zu benennen wissen. Für Gärtner ist die Schönheit im engen Sinn ökonomisch über die Ernte und den Ertrag bemessen. Die GärtnerIn arbeitet nicht aus Jux und Dollerei, spielt also kein unverbindliches Theater und erkennt die Schönheit in den vorherzusehenden, den geplanten Ernten. Die Gestalt ist darin immer nur Ausdruck und niemals Absicht. Ähnlich: die Phänologie ist nicht die Absicht des Sommers, sondern ein Zeichen für den Sommer.

Gestalt gegen Gestaltung

Alle Dinge haben eine Gestalt, die eine natürliche / äußere Eigenschaft der Gegenstände ist und bei allen Handwerkszeugen - d.h. allen Gegenständen für den Gebrauch und die Orientierung im Alltag - ohne weitere Überlegung Zeichen des Gebrauchs ist. Der Gebrauch macht die Gestalt. Wir erkennen die Dinge an der Gestalt. Die Gestalt selbst ist unerheblich, weil die Gestalt der Gegenstände nur erkennbar ist nach dem Gebrauch und der Orientierung in der Welt. Wir lernen die 'Gestalten' kennen, damit wir im Tage sicher sind und nicht unsicher, wie Gestaltungen uns vormachen.

Das Funktionalismus - Schema: 'form follows function'

ist die Legitimierungsfloskel für jede Gestaltung. Der Gebrauch eines Werkzeugs ist eben keine Funktion. Das Funktionalismus - Schema erfindet eine Form mit der Behauptung, daß diese der Funktion folge. Die Form und die Funktion sind Gestaltung, also Erfindung zur gegenseitigen Beweihräucherung und - selbstverständlich - zur Sicherung der Unverbindlichkeit oder Verantwortungslosigkeit der 'Gestaltung'. Mit der Funktion ist eine Leerformel eingeführt, mit der ohne Erklärung jede Erfindung legitimiert werden kann; also auch die Erfindung neuer Messer, Gabeln, Degen etc.

Handwerkszeuge sind 'konservativ'

"Das Kunstwerk ist niemandem verantwortlich,
das Haus einem jedem.

Das Kunstwerk ist revolutionär,
das Haus konservativ" (Loos, A. 1910/1982).

Diese apodiktische Feststellung reicht noch nicht weit genug. Das Kunstwerk - das je Moderne - wird im Widerspruch zur Geschichte formuliert und enthält die Geschichte der Kunst implizit, und, wenn das gedanklich nicht mehr gelingt, explizit in der Zitation von Bruch- und Versatzstücken. Das Haus, die Handwerkszeuge sind wie das Handwerk konservativ, weil darin jahrhundertlange Erfahrung enthalten ist. Das Kunstwerk - besser, der Künstler will mit seinem Werk die Geschichte vergessen machen - besteht also darauf möglichst individuell, einmalig und ohne Vorbild zu sein. Der Marktwert, die Aufmerksamkeit des Künstlers besteht im Überraschungseffekt, der mit möglichst großer Distanz zu allem Bekannten hergestellt wird. Werbung und Propaganda gehören zur Versicherung des Effekts dazu (s. Gehlen, A. 1957).

Handwerker haben vorerst keine Einmaligkeit ins Feld der Werbung und Propaganda gegen die Konkurrenz vorzutragen. Denn vom Handwerker wie vom Handwerkszeug erwarten wir, daß sie bekannte Fertigkeiten bieten. Der Handwerker und das Handwerkszeug sollen uns nicht überraschen, weil wir die Alltagsgelegenheiten selbstverständlich wünschen und nicht darauf aus sind, zu überlegen, was der Künstler uns damit sagen will. Für die notwendigen Tätigkeiten ist Routine, Sicherheit und Selbstverständlichkeit erforderlich, wenn wir noch Zeit behalten wollen.

Der Funktionalist, der formalistische Gestalter, und der Entwerfer, der chaotische Gestalter, fangen - wie das T. Wolfe (1990) kennzeichnet - immer bei Null an und entwerten Erfahrungen und Routine. Da ihre Glücksverheißungen nicht eintreffen können, fangen sie Tag für Tag bei Null an.

"Durch Maschinerie, chemische Prozesse und andere Methoden wälzt sie (die Bourgeoisie) beständig mit der technischen Grundlage der Produktion die Funktionen der Arbeiter und die gesellschaftliche Kombination des Arbeitsprozesses um" (Marx, K. - Das Kapital I:452. In.: Wittfogel, K.A. 1932/1970:478).

Die ganze politische Geschwätzigkeit ist eine permanente Einschüchterung und Verunsicherung, eine imaginäre - nicht virtuelle - Gestaltung, die nach dem Sinn der Propaganda für wahr gehalten werden soll. Amüsante Beispiele der Besinnung auf die Erfahrung gegenüber den Verheißungen der Gestaltung sind nicht häufig. Mit Vergnügen zitieren wir einen kompromittierten Auftraggeber, der eingesteht, daß er vertrauensselig, aber unvernünftig mitgemacht hat:

"Platzfragen

Bei einem etwaigen Besuch in Waltrop werden sie feststellen, daß das Gelände zwischen unseren Gebäuden in den letzten Monaten neugestaltet wurde. Das geschah in einer komplizierten sogenannten "Private-Public-Partnerschaft", an der beteiligt waren: Wir (als Eigentümer, Verleiher von Nutzungsrechten und als Zuschussgeber), die Landesentwicklungsgesellschaft (als Bauherrin im Auftrag der Stadt Waltrop), die Stadt Waltrop (als Nutzungsberechtigte und Begünstigte von Landeszuwendungen), das Land NRW (als Zuwendungsgeber und Veranstalter eines Ideenwettbewerbs "Industrieplatz Waltrop", an dem wiederum eine Vielzahl von Architekten als Ideenhaber und -geber teilnahmen). Sehr viele Köche also.

Das Ergebnis der verwickelten Bemühungen kann leider nicht zufrieden stellen, jedenfalls den nicht, der sich unter einem Platz etwas vorstellt, das sich von einem bloßen "Geviert" oder einer "Verkehrsfläche" u.a. dadurch unterscheidet, daß man gern darauf verweilt. Das ist eher weniger der Fall. Vielmehr versucht jeder Passant die Fläche schnellstens zu durchmessen, wobei sein Schritt leider durch einige längsliegende Betonquader gehemmt wird, die sich überdies, kaum daß sie lagen, nach Betonquaderart mit Wollust dem Zahn der Zeit zum Nagen hingegeben haben und demzufolge schon nach ein paar Tagen reichlich derangiert aussahen.

Wir wollen gar nicht meckern, zumal wir als Eigentümer des Grundstücks einen nicht geringen Teil der Schuld zu tragen haben. Wir wollen nur sagen, daß wir uns um Besserung bemühen, was aber unter den oben geschilderten Umständen labyrinthisch verwobener Verantwortungen nicht eben leicht sein wird" (Hoof, Th. 2006).

"... der sich unter einem Platz etwas vorstellt"

Der Bericht erklärt, daß eine 'Gestalt', die in unserer Erinnerung keine Erfahrungen zum Klingen bringt, belanglos ist. Und erklärt weiter, daß die angestregte Distanz von der Kenntnis über den Gebrauch der Dinge nur dem Künstler und seinem Auftraggeber sowie ihrer Angeberei dienlich ist. Oder - vielleicht ist diese Unfähigkeit ein Indiz für die alltagspraktische Ungebildetheit, die zu Kunst und Gestaltung, Design und modischen Modernisierungen stilisiert wird. Die Scharlatanerie ungeprüfter Erfindung wird besonders leicht in Gebrauchsgegenstände "investiert", deren Gebrauch nicht so eindeutig bestimmt ist, wie der Hammer, Schraubenzieher, das Rad, der Spaten, die Gabel - die im engeren Sinne technischen Werkzeuge. Das Fenster ist u.a. ein Werkzeug, bei dem nach der zufälligen Menge an Unterschieden, erwartet werden

kann, daß die Entwerfer Fenster ausschließlich nach der Fassadologie erfinden und keinen Gedanken an das Licht (s. Scharla, L. 2004) vergeuden. Diese Unfähigkeit ein fürs Planen durchaus kompliziertes 'Werkzeug', das gerade in einer faszinierenden Einfachheit für den Gebrauch tüchtig wird, abzubilden und sinngemäß nachzuahmen, grassiert, wird die Legitimation der Experten und Gremien in die Bütt gerufen. Die 'Verzettelung der Verantwortung' - so nennt M. Balint (1954) dieses Syndrom expertokratischer und isolierter Meinungen und geschmackvoller Gremienbeschlüsse - ist darauf aus, die Folgen von vornherein zu delegieren und der dummen 'Bevölkerung' in die Schuhe zu schieben.

Die suggestive Proklamation

Verlautbarungen von Regierungen, Politikern, Bildungsentwerfern, Spekulanten, Museumspräsidenten, Bürgermeistern, usw... folgen alle dem 'Jargon der Eigentlichkeit' (Adorno, Th.W.1964):

"Der Jargon, objektiv ein System, benutzt als Organisationsprinzip die Desorganisation, den Zerfall der Sprache in Worte an sich" (ebd. S.10).

"...mit der demagogisch bewährten Technik der Anspielung, die verschweigt, worin sie geheimes Einverständnis erwartet" (ebd. S.94-95),

wird die ZuhörerIn zur Zustimmung gezwungen. Wer ist schon bereit, seine Dummheit gegenüber so viel Unverstand und Expertokratie einzugestehen und Banausentum offen zu erklären. Hamburg hat, wie heute zu lesen war, seit es einen Literaturreferenten gibt, das 'literarische Leben der Stadt befeuert'. Eine Probe dieses Feuers sei hier zitiert. Es ist der Leit-Gedanke zur Vortragsreihe Gärten und Politik / 2:

"Wer einen Garten gestaltet, entwirft ein Wunschbild der Welt. Man nimmt von der Natur das, was nicht weglaufen kann, den Boden und die Pflanzen, und prägt dem seinen Willen auf. Man verwandelt das Land um der Menschen willen, aus den unterschiedlichsten Absichten, die sich ergänzen oder einander wieder streiten, und schon ist man mitten in den Auseinandersetzungen der Politik.

Gärten sind lebendige Räume der Erinnerung. In ihnen liegt die Zeit, als sie angelegt wurden, und die Zeit, die wir in ihnen verbrachten. Sie sind ein wachsendes Vermächtnis an die Zukunft" (Reimers, B. 2006/Flugblatt Didakta Smartboards).

Gegen eine solche Verlautbarung ist die Leserin machtlos. Der perfekt 'inszenierte Zerfall der Sprache' macht sprachlos. Der einführende Halbsatz ist eine Lüge und wie 'Alice im Wunderland' konsterniert feststellt, eine Antwort auf eine Frage, die es gar nicht gibt. Im nachdenklichen Krimi über die Vergangenheit der Zwangsarbeiter in der Gegenwart eines juristischen Verfahrens mokiert sich der gegen die windige Argumentation der Rechtsvertretung wehrlose Anwalt der Anklage über den Jargon und nennt dies:

"Das Prinzip der doppelten Realität. Man sagt das eine, meint aber das andere, das Gegenteil" (Eggers, W. 2003:75)

und davon dann, wie H.D. Hüsich sagen würde, davon wieder das Gegenteil usw. Die Gestaltung lässt wie jegliche Manipulation keine Kritik zu, sondern nur Zustimmung und Verbesserung (s. zum Beweis: Kellner, U. 2002/2003:194).

'Das arm Zweckmäßige'

"Nur auf dem Boden des Nützlichen gedeiht das Schöne" schreibt uns Alain (1923/1985:175) ins Stammbuch und ergänzt: "Auch eine schöne Tür muß zuerst eine Tür sein" (ebd.:175).

Veblen hat in der 'Theorie der feinen Leute' (1899/1986) die Motive der 'ehrenvollen' Vergeudung durch Dekoration und Gestaltung ausführlich gewürdigt und demgegenüber die 'ökonomische Schönheit' eingeführt:

"Insofern als das ökonomische Interesse an der Zusammensetzung der Schönheit teilhat, ist es Ausdruck der Zweckmäßigkeit, Hinweis auf eine augenscheinliche und leicht erkennliche Unterordnung unter den Lebensprozeß. Dem Ausdruck ökonomischer Tauglichkeit - was wir die ökonomische Schönheit eines Gegenstandes nennen können - wird am besten dadurch gedient, daß der betreffende Gegenstand in unzweideutiger Weise seine Aufgabe bei der Förderung materieller Lebenszwecke kundtut" (ebd. S.150).

Bei Veblen finden wir das Handwerkszeug und die 'unzweifelhafte Gestalt' formuliert. Adorno (Th.W.1967), dessen Vortrag (1965) über 'Funktionalismus heute' wir lange Zeit zur Gewähr gegen die platte Borniertheit des Städtebaus, der Architektur und der Grünarchitektur zitiert haben, kann allerdings auch kritischer gelesen werden. Adorno schreibt, daß

" (...) der Raum und das Gefühl von ihm nur dann mehr sein (kann), als das arm Zweckmäßige, wo Phantasie in die Zweckmäßigkeit sich versenkt. Sie sprengt den immanenten Zweckzusammenhang, dem sie sich verdankt" (ebd. S.119).

Nun warnt uns A. Loos vor der 'Phantasie' der Unfähigkeit. Mit Adornos Text ist jeder Gestalter fein raus und für jeden Unfug entschuldigt. Es ist sicher unangemessen, den Text so billig zu nehmen: aber das steht da und gibt der Willkür des Entwerfers die Rechte, die Adorno grade einschränken wollte. Denn "gegen spitze Kanten, karg kalkulierte Zimmer... und ähnliche sadistische Stöße" (Adorno, Th. W. 1967:110-111) fehlt schon Phantasie:

sie bedauerte es artig und wohlgezogen und ganz unbeteiligt. Vielleicht, weil sie das alles nicht so miterlebt hatte Die Gleichgültigkeit so vieler Menschen beruht auf ihrem Mangel an Phantasie" (Tucholsky, K. 1931/1950:126).

aber die Phantasie des Gestalters schafft den Sadismus (in den Dingen) nicht ab, den sie erst herstellt. Mit der 'Phantasie' ist kein Blumentopf zu gewinnen, weil damit die Willkür zur Macht gebracht wird. Karl Krauss schrieb gegen die phantasievolle Gewalt der Gestalter, daß er die notwendigen Dinge gerne

praktisch zur Verfügung hätte - Wasser, Strom, Entwässerung, Bürgersteig etc. etc. -, sonst könne er auf die Überlegungen und Sorgen der Stadt-Verwaltung verzichten, denn - ja, gemütlich sei er selber. Weil die Gestalter den Dingen personale Eigenschaften andichten, so tun als ob die 'Werkzeuge' ohne Gebrauch sinnvoll seien, produzieren sie Werke, die 'sadistische Stöße versetzen' und wie ein Homunkulus wirken. Wenn wir gegen die Zumutungen rebellieren - inzwischen nicht mal organisiert und bewußt - wird die Verantwortung für all die mißratenen Gestaltungen von der Prüfungsordnung bis zum Verkehrskreis der dummen Bevölkerung und deren militanten Vandalismus in die Schuhe geschoben. Die großen Revisionen, Reformen und Modernisierungen sind allesamt Ausdruck der Unfähigkeit einer Politik, die nicht praktisch organisiert - die Geschichte kennt, die Gegenwart übersieht und daraus lernt - sondern hektisch entwirft, um von der gerade produzierten Katastrophe abzulenken. Wenn wir mal von dem Nippes, einen 'Kathedralen' Bahnhof mit mehreren tausend Tonnen Stahl zwecklos 'zu gliedern' (die DB und der Modearchitekt v. Gerkahn) bzw. zu gestalten absehen, ist die tagtägliche Modernisierung = Gestaltung eine Bankrotterklärung aller gesellschaftlichen / politischen Institutionen

'Gestaltung als Beruf'

Diese Anleihe zu Berufs-Überlegungen führe ich ein, weil bei M. Weber schon die Unseriosität propagandistischer (gestalterischer) Berufstätigkeit gegenüber solidem Handwerk verhandelt wird:

"Es liegt darin der ganze Unterschied zwischen einem guten Buchhalter und einem mittelmäßigen oder einen guten Schreiner und einem mittelmäßigen.

Die richtige Idee wäre hier viel mehr, daß jede Wahl schlecht ist, wenn man sich gehen läßt, Keiner wählt seine Zuneigungen. Aber es ist die Treue, die die Wahl rettet, " (Alain 1926/1987:87-88).

Der rettende Ausweg aus der Treulosigkeit oder der Empfindung eines Unbehagens über die berufliche Unfähigkeit ist die 'Gestaltung' - die Ablenkung vom kritischen Wissen durch illusionäre und äußerlich dekorative Ausstellungen und das Bedürfnis

" sich in ihrer Seele sozusagen mit garantiert echten, alten Sachen aufzumöblieren, sich zu erinnern, daß dazu auch die Religion gehört hat, die sie nun einmal nicht haben, für die sie aber eine Art spielerisch mit Heiligenbildchen aus aller Herren Länder möblierter Hauskapelle als Ersatz sich aufputzen oder ein Surrogat schaffen in allerhand Arten des Erlebens, " (Weber, M. 1919/1995:43).

Nach A. Sohn-Retel wird die Trennung des Architekten vom Bauhandwerker, also der Gestalter und Designer mit der Renaissance in Italien eingeführt. In Nordwesteuropa wird diese Trennung und die Einführung des Baugestalters erst nach dem 30jährigen Krieg mit dem Barock, dem Feudalismus und der be-

ginnenden Physiokratie eingeführt. In den letzten Jahrzehnten wird fast für jede Arbeit eine Auflösung in den Gestalter und - sofern noch vorkommend - Handwerker durchgeführt. Die Gestalter kurbeln das Geschäft, den Geschmack und die Manipulation der Einstellungen an, denen die Produkte - das sind ja keine Handwerksarbeiten mehr, weder bei materiellen noch wissenschaftlichen / intellektuellen Gegenständen / Erzeugnissen - nicht mehr entsprechen brauchen und können. Wer mit einer technisch ausgestaffierten Küche auch ein schmackhaftes Essen verheißt, ist ein Betrüger. Zum Kochen muss man kochen können. Die Designer-Küche ist nett anzuschauen - zum Kochen jedoch unbrauchbar und überflüssig: eine Werbeeinrichtung für die Fernsehzelebrität. Das könnte von allen Gestaltern behauptet werden, weil deren Werbung immer nur 'Freiheit und Abenteuer' verheißt und nie Alltag mit mühseligen, arbeitsreichen und vergnüglichen Gelegenheiten. Das, was M. Weber eine unanständige und unseriöse Berufstätigkeit nennt, ist in der Gestaltung inzwischen allgegenwärtig und wird zuerst von Leuten eingeführt, die das Handwerk nicht können und anschließend behaupten, daß 'Werbung', die Kunst der betrügerischen Überredung, ein Beruf sei.

Vom 'Elfenbeinturm'

Der 'Gegenstand' der Erfahrung lässt erkennen, daß Gebrauchswissen nicht nur für die materiellen Handwerkszeuge und Gebrauchsmittel erforderlich ist, sondern darüber hinaus in den Gedanken und Regeln des Wissens, der Theorie und Kritik der Erfahrung Gestalt haben muss. So wie im materiellen Gebrauchsgegenstand der praktische Gebrauch hofiert und das Prinzip, die unsichtbaren Überlegungen übersehen oder vernachlässigt wird, übersieht man gerne das Gebrauchswissen oder den Volksmund im 'Elfenbeinturm'. Die Nachahmung bewährter Dinge scheint mühelos zu sein und wird von Gestaltern gerne als Phantasielosigkeit abgetan. Nur z.B. alles, was die Entwerfer und Gestalter in den letzten 100 Jahren als Nachahmung z.B. des Reihenhauses erfunden haben, ist schlicht unverstandener Kitsch. So etwas zu verstehen, wird gerne als Theorie abgetan.

"Natürlich ist meine Ansicht, die traditionelle jüdische Ansicht, daß Lernen um des Lernens willen geschehen soll. Ein College mit philosophischer Fakultät ist ein Platz für die, die mehr wissen möchten als das, was man ihnen in der High School beigebracht hat. Wenn sie es zu einem Mittel zum sozialen Aufstieg umwandeln, ..., oder in etwas allzu praktisches, ..., erfüllt es seinen Zweck nicht mehr" (Kemelman, H. 1973/1975:178-179).

Mit dem Begriff 'Theorie' wird von Machern gerne das Wissen herabgesetzt, das die Dinge - Gegenstände und Handlungen verstehend auslegt und im Hinblick auf den bewährten Sinn betrachtet und kritisiert.

Theorie - in der Kombination von 'Theorie und Praxis' - das sind Überlegungen zu den Voraussetzungen und Folgen der 'Praxis' auf die Sozialökonomie und die Sozialpsychologie in der Gesellschaft. Entwerfer wursteln mit der Überlegung, daß ihre Produkte die Leute feiner macht und, wenn der erzieherische Effekt nicht erreicht wird, wenigstens den feinen Leuten den Hof macht. Die Verkürzung der 'Theorie' auf gegenstandssystematische Darlegungen, wenn nicht nur auf Verfahrenstechniken beschränkt, steht Positivisten und Technokraten, die unter 'Praxis' nicht das tägliche Leben, sondern die technische Machbarkeit verstehen, gut an. Denn 'Mann' geht davon aus, daß die neuen Gestaltungen zwangsweise das Leben ändern - und zwar in die gewünschte Bahn des Fortschritts. Der Entwurf wird nicht auf die Folgen geprüft, sondern durchgesetzt, bejubelt und dann endlos verschlimmbessert. 'Technikfolgenabschätzung', das ist eine technokratische Verharmlosung verschwiegener und vorhersehbarer Wirkungen, die mit sogenannten Ausgleichsmaßnahmen noch vergrößert werden. Bei Gesetzen, Verordnungen, Plätzen, Bauten ist das allenthalben so. Ökonomisch betrachtet sind die Mängel und Folgelasten der entworfenen Mißstände ein äußerst erfolgreiches Unternehmensprogramm. Denn ohne diese Fehler, Mißstände, Mängel blieben die Reparaturen, die das wahre Geschäft sind, aus. Außerdem würde die Verheißung der Besserung in der Zukunft entfallen. Wenn die gestern gemachten Gegenstände gut oder wenigstens halbwegs brauchbar wären, würden die ständig verkündeten Verbesserungen alle unnötig. In seiner Schrift zur 'Verteidigung des Elfenbeinturms' widerspricht Panofsky (1957/1994) dem damaligen SPD - Bürgermeister Hamburgs, der in einer Rede den Professoren der Universität verwertbare Beiträge und damit unausgesprochen forderte, daß 'sie sich in den Dienst spezifischer Interessen stellen' (Berger, P.L. u. Kellner, H. 1981/1984:145), nicht zuletzt 'dem Interesse der Geldquelle'. Die Disziplinen, die Natur- noch Technikwissenschaft betreiben, sind ohnehin an die Geldquelle gebunden. Da wird im äußeren Sinne nicht gestaltet. Bei den 'weichen' Disziplinen ist die honorierte Indienstnahme eine ökonomisch verführerische Aussicht. Der bedeutende Ratgeber bedeutender und mächtiger Männer zu sein, ist eine verheißungsvolle Stellung, für die Ratgeber gerne die Wertneutralität aufgeben und die Einsichten manipulieren und tarnen, passend machen oder 'gestalten'. Oder: das sei unterstellt - immer schon für die gerade passende, verkaufbare und modische Auslegung zu haben waren. Z. B., sei hier ein Auszug aus dem Weser-Kurier zur Kenntnis gegeben, der per Deklaration eine Katastrophe verbessert und wie die Wissenschaftler Herlyn, Tessin u.a. (1987) nach über 30 Jahren immer noch davon schwadronieren, daß der Städtebauschrott der letzten 50 Jahre irgendwann, nach der 20. Sanierung und dem 10. Verkauf ein sicheres Zuhause bieten würde.

Kattenturm kämpft gegen schlechten Ruf

Stadtteil entwickelt sich positiv – trotz einiger Ausreißer

Von unserer Redakteurin
Rose Gerdts-Schiffler

BREMEN. Mancher Ortpolitiker dürfte neidisch nach Kattenturm schauen: Dort hat die Zahl der Körperverletzungen im Vergleich zum Vorjahr drastisch abgenommen, ebenso wie die Raubdelikte. Bezogen auf den Sozialindex hat sich der Ortsteil in drei Jahren gleich um 100 Prozent verbessert. Dennoch kassierte Kattenturm zuletzt eine Negativschlagzeile nach der anderen.

Es war eine symbolhafte Grenzüberschreitung, die viele Medien in den vergangenen Wochen nach Kattenturm zog. Dort hatte eine Hand voll Jugendlicher am 22. Februar in einer Einkaufspassage in der Gorsemannstraße mit Ledergürteln auf Polizisten eingeschlagen und einen von ihnen erheblich am Auge verletzt.

Anschließend durften Halbwüchsige in hingehaltene Mikrofone und Kameras pöbeln und ihre verquerten Rechtsvorstellungen einem empörten Publikum unterbreiten. Von „Terror-Kids“ und „Jugendgangs“ war die Rede und Kattenturm wurde in einem Atemzug mit der Bronx genannt.

„Das geht an der Realität völlig vorbei“, ist Quartiersmanager Eberhard Röttgers überzeugt. Der gelernte Sozialarbeiter arbeitet seit 1991 in dem Ortsteil und will weder etwas beschönigen noch dramatisieren. „Wir haben hier eine Hand voll grenzenloser, kriminell auffälliger Rotzlöffel.“ Jugendbanden oder Gangs gebe es in Kattenturm aber nicht. Dafür aber viele gelungene Integrationsprojekte, ein starkes Netzwerk aus Kultur-Initiativen, Schulen, Polizei, Geschäftsleuten, Hauseigentümern, Sozialarbeitern und Ortpolitikern.

„Die und ein paar pffiffige Köpfe bei der Sozialbehörde und dem Bauressort haben aus der einst grauen Vorstadt, die zu kippen drohte, wieder einen lebendigen Ortsteil gemacht“, sagt der Quartiersmanager und in seiner Stimme schwingt Stolz mit. Mit Bundes- und Landesmitteln und der Unterstützung der Gewoba wurde Kattenturm in den

vergangenen Jahren aufgemöbelt. Aus 23 Indikatoren berechnet das Sozialressort jährlich, wie es um die soziale Lage der Orts- und Stadtteile bestellt ist. Spitzenreiter (Platz 79) ist seit Jahren Borgfeld. Schlusslicht (Platz 1) Tenever. Kattenturm kam von einem schlechten Platz sechs (im Jahr 2003) auf Platz 12 (2006). Keine Traumposition, aber eine ausgesprochen positive Tendenz.

Kattenturm ist jung und vielfältig. Knapp 100 verschiedene Nationalitäten leben hier, rund die Hälfte aller Bewohner hat einen sogenannten Migrationshintergrund, erzählt Eberhard Röttgers. Das Bildungsniveau sei niedriger als in anderen Stadtteilen, räumt er ein und trotz „Fun-Park“ und eingezäunten Plätzen für kleine Fußballspieler fehlen Räume für Jugendliche.

„Wenn drei Jungs in den Einkaufspassagen herumshlendern, heißt es schnell: die lungern herum. Wenn es vier sind, dann empfinden manche Bürger sie als bedrohliche Gang.“

Nach dem gewalttätigen Vorfall in der Einkaufspassage fühlen sich viele Jugendliche abgestempelt. „Nur weil sie so ähnlich wie die jungen Täter aussehen, werden sie schnell stigmatisiert und zu den Kreisen dazu gerechnet“, sagt Aykut Tasan, gelernter Architekt, Sozialarbeiter und Mitarbeiter von VAJA, dem Verein zur Förderung akzeptierender Jugendarbeit. Mit seinen Kollegen Gunnar Erleben und Wiebke Aits schlendert der Streetworker durch Kattenturm. Er scheint sie alle zu kennen. Ständig schütteln die drei Hände, machen Small-Talk mit Jungs, bei deren Äußerem mancher die Straßen wechseln würde, zeigen Interesse, lachen, hören zu und geben Tipps. Ein Junge mit gefärbtem Bürstenhaarschnitt weiß nicht, wie er eine Bewerbung schreiben soll, der nächste, wie man an die Suche nach einem Praktikum rangeht.

„Viele Erwachsene pampen Jugendliche immer sofort an, anstatt erstmal mit Respekt auf sie zuzugehen“, sagt Gunnar Erleben. Die Streetworker sehen sich denn auch in vielen Konflikten als Vermittler. Zu der



Quartiersmanager Eberhard Röttgers lobt Kattenturms Wandel von der „grauen Vorstadt“ in einen lebendigen Ortsteil. FOTOS: JOCHEN STOSS

Gruppe, die mit Gürteln auf Polizisten einschlug, hatten sie bislang keinen Kontakt. Aber sie wissen: „Das war auch aus Sicht mancher Jugendlicher die absolute Grenzüberschreitung.“

Wenn sie einen Wunsch für das junge, pulsierende Kattenturm frei hätten, würden die drei eines der leerstehende Geschäfte in ein Jugendcafé verwandeln. Denn: „Wir brauchen gerade bei Regen und im Winter mehr Räume für die jungen Leute im Stadtteil.“

Die Polizei kontrolliert seit dem 22. Februar die üblichen Verdächtigen, häufig und wo immer sie sie antrifft. Polizistinnen wie Polizisten. Die Beamten des Reviers suchen die problematischen Jungen zu Hause auf, sprechen mit Müttern und wenn noch vorhanden, auch mit den Vätern der auffälligen

Jugendlichen. Inspektionsleiter Jens Körber und Revierleiter Dieter Götze betonen, die Polizei werde sich nicht die Regeln einer Subkultur diktieren und Respektlosigkeit bieten lassen.

„Aber wir kennen einige wenige Familien und Jugendliche, die akzeptieren keine Staatsgewalt, halten sich an keine Grenzen. Für diese Gruppe müssen wir gemeinsam mit anderen Behörden neue Antworten finden“, sagt Jens Körber ernst. Ein Phänomen, dem sich viele Bremer Stadtteilen stellen müssen. Dennoch: 2004 zählten die Statistiker noch 4035 Straftaten im Stadtteil Obervieland, zu dem auch Kattenturm gehört. 2006 sind es nur noch 3294 Delikte. Eines von vielen Argumenten, die für Kattenturm sprechen.



Zeitungsartikel aus Weser-Kurier 12.7.2007, Nr.60 S.13

Ein bißchen 'Stadtökologie' (Narr, H.D. 1981)

Park und Bergess haben im Chicago der 20iger Jahre eine sozialgeographische Untersuchung durchgeführt und festgestellt, daß die Verteilung der Bewohner in der Stadt von den Präferenzen der jeweils reicheren Einwohnergruppen bei der Wohnortwahl diktiert ist (s. Harvey, D. 1972:14-19). Wenn also 'Probleme' in der Siedlung auftreten, dann liegt das nicht an der materiellen Ausstattung und den Mieten (usw...), sondern daran, daß alle Leute, die genug Geld haben, den Wohnort wählen können und die anderen dahin ziehen müssen, wo die Inhaber von etwas mehr Geld nicht hinziehen wollen. Das ganze 'gestaltende' Geschwätz ist sinnlos, weil, wer wählen kann, nicht nach Kattenturm zieht.

Der Zeitungsbeitrag ist der vorerst letzte aus den letzten 25 Jahren. Alle Beiträge, diesen 'nachhaltigen' Gegenstands journalistischer, politischer und gestalterischer Beschäftigung, aus einem aktuellen Anlaß - irgendeinen - erfundenen Ursachen, Lösungen und Verheißungen: - schlechter Ruf, positive Entwicklung - komponiert. Solche immerwährenden journalistischen Fundgruben können in allen Zeitungen bewundert werden.

In denselben Zeitungen, auch sogen. Fachzeitschriften, werden parallel dazu die euphorischen Verheißungen für die Hafencity, die Nordweststadt, die Flughafencity etc... breitgetreten. Was heute 'Konflikte' sind, haben damals die politischen Auftraggeber und die philanthropisch gestimmten Auftragnehmer per Werbung und Propaganda 'Experimente' - wie sie es nannten - inszeniert, deren Folgen absehbar waren, weil die Bewohner, die ökonomisch keine Wahl hatten, in völlig 'heteronome Wohnsituationen' (s. Turner, J.F.C 1978) gepefcht

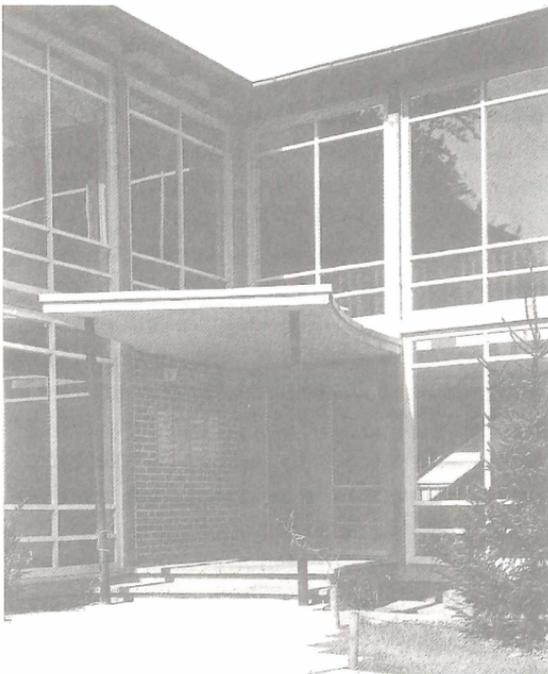
wurden - zur Lösung der angeblichen Wohnungsnot, die erst durch den 3. Krieg der Stadtzerstörung laut 'Städtebauförderung' ab Anfang der 60iger Jahre ausgelöst wurde.

"Die Fachleute sind sich einig darin, daß man mit den heutigen technischen Möglichkeiten dichter und höher bauen kann, ohne das neue Slums entstehen. Im Gegenteil, die dichtere Bebauung bringt für die Menschen viele Anreize mit sich. Dazu gehören unter anderem ein intensiveres städtisches Leben und kürzere Wege zur Arbeitsstätte" (Viotor, A. 1968 - zit. In Wallenhorst, H.J. 1993:333).

Na ja - Osterholz-Tenever/Bremen wird seit 1975 dauernd saniert und seit einigen Jahren auch totalsaniert - abgerissen.

"Das neue Leitbild: die verdichtete, konzentrierte Stadt. Das ist das Nein zu den Nachbarschaften, der Entflechtung, Entballung. Mittelpunkt soll wieder eine einzige Kommunikationszone für die gesamte Großwohnanlage sein. Der Zug zur Dichte sei, sagte Spengelin, nicht aufzuhalten" (aus Bremer Bürgerzeitung 20.1.1968 - zit. In: Wallenhorst, H.J. 1993:321).

Gegenüber diesen Großmäulern des städtebaulichen Entwurfs - der Gestaltung der Gesellschaft durch Zwangsmaßnahmen, die alle in Katastrophen geendet sind und permanent runderneuert werden - also ein gutes Geschäft für den Kapitalisten - scheinen die Architekturgestalter harmlos versonnene Träumer gewesen zu sein.



So gestalteten Max Säume und Günther Hafemann die Eingänge zu den Wohnungen in der Kohlmannstraße. Die Verglasung in einem zierlichen Betonraster findet sich auch an den jeweils gegenüberliegenden Seiten, so daß ein durchsichtiges Treppenhaus entsteht, die dem sogar die Farbe der Gangwände nach außen dringt. Insbesondere die äußerst feinen Glaseinfassungen – wie ja auch bei allen Fenstern der Wohnungen – und die geschwungene "Eingangsplatte" zeigen wiederum das Bemühen um klare, aber dennoch leichte, lässige, geradezu schwebende Linien.



Die großflächige Verglasung sorgt im Innern für eine sehr helle und offene Atmosphäre. Da der Blick nach draußen bei diesen Häusern immer ein Blick in eine Parkanlage ist, heben Günther Hafemann und Max Säume gleichsam die Grenzen zwischen dem Innen und dem Außen auf: Wohnen findet in der Natur statt, zumindest optisch ist die Natur in den Häusern allgegenwärtig. Säume und Hafemann erhö-

hen diesen transparenten Eindruck noch, indem sie wieder mit dem Kontrast zwischen schlanken, geraden Formen und einem relativ derben Material arbeiten: glatte Säulen und zierliche Stäbe bei den Geländern – aber auch bunte Kunstfußböden und eine unverkleidete Deckenschalung aus Holz

Aus: Wallenhorst H.J.1993:227

Vielleicht ist aber nur der Autor der Gewobageschichte besoffen von 'feiner' Architektur und der Kasernierung, die mit erfundener, gelegentlich realer Wohnungsnot erzwungen wird. Zu diesem Zwecke werden z.Zt. nicht nur in Bremerhaven Wohnungsbauten im kriegerischen Stil massenhaft abgerissen. Nur zur Garnierung: Der Gönner der Bremischen Trabantensiedlungen der 50iger und frühen 60iger - Wilhelm Kaisen hat es zeitlebens vorgezogen in einem Siedlungshaus mit Parzelle in Borgfeld zu hausen.

Aber, merkwürdig - es gibt doch von Haus aus definierte Arbeiterstadtteile, die niemals so deprivilegiert wahrgenommen wurden und heute gerne von 'feineren' Leuten okkupiert werden. Die Planer der Gründerzeit und die Unternehmer-Patrons, die Marx-Engels in der 'Umwelt der arbeitenden Klasse' militant als Beschwichtiger kritisieren, haben manchmal geschickt vergleichbare Qualitäten bei geringeren Quantitäten bebaut, die angesichts von Gropiusstadt, Kattenturm, Chorweiler, Mümmelmannsberg u.a. heute gerade fürstlich privilegiert sind und deshalb privatisiert werden. Einen solchen Wertzuwachs wird den Gestaltungen des neu-heimatlichen Geschoßwohnungsbaus nie wiederfahren. Ganz einfach: bei ungeheurer Vergeudung - dabei sollte es ja ausnehmend sparsam sein - ist die Gebrauchbarkeit restriktiver, kontrolliert, teuer und ohne jede Möglichkeit einer lokalen Routine, die ja nichts anderes als eine Selbstverständlichkeit wäre.

Ein Beispiel - zufällig.

Wir waren heute in Osterholz-Scharmbeck, der benachbarten Kreisstadt, die in den 70iger Jahren 'saniert' wurde. Saniert: das alte städtische Repertoire, ca. 150 Jahre alt, war nicht mehr schick und 'verkehrsgerecht'. Die StadtplanerInnen denkt wie ein Auto. Die Gestaltung der Neubauten sollte großstädtisch sein und ist heute ziemlich abgetakelt und hinterweltlerisch, wie Neubaugebiete so sind. Das Flair, die Läden, die Szene kapriziert sich mangels Masse auf die Straßen und Häuser, die dem Sanierungsträger verweigert wurden. Die großmäulige Stadtgestaltung hat viel zerstört und nichts hergestellt. Das modernistische Klinkerensemble ist abgetakelt und abgeschmackt wie eine aufgemotzte Bahnhofsrückseite in Bremen, Hannover oder Krefeld. Ein bisschen 'Flair' gibt's von den Läden und Häusern, deren Besitzer der Sanierungsdrohung sich stur widersetzt haben. Die Gestalter müssten sich heute noch ein Ohr abbeißen, weil diese 'Reste' der stehende Beweis für das Desaster ihrer Prophezeiungen und Versprechungen ist.

Handwerker

Vom Handwerker erwarte ich (s. Loos, A. 1921/1962), daß die notwendigen Einrichtungen sparsam, unauffällig und praktisch hergestellt werden, ohne Fimsimatenten. Wenn Handwerker 'Werkzeuge' herstellen, gilt das für alle Dinge, die wir brauchen, vom Fenster oder der Tür bis zum Messer. Die Zufälligkeit mit der Fenster, Türen, Straßen, Häuser u.a. hergestellt - also entworfen oder gestaltet werden, lässt darauf schließen, daß es Handwerkszeuge gibt, die der Erfahrung und den Erwartungen gemäß gemacht werden müssen, und andere, die den Gestaltern alle 'Fenster und Türen' der Erfindung offen lassen. Auch in diesen 'weichen' Werkzeugen sind erfahrungsgemäße Regeln eingeschrieben. Der Sinn ist jedoch nicht unmittelbar abzulesen und offenkundig. I.d.R. wird der Gedanke, das Prinzip in diesen Werkzeugen (s. Kuhle, D. 2002) verkannt und übersehen. Selbst die maßgetreue Kopie übersieht normalerweise und unverstanden die konstituierenden Merkmale. Cullot's 'kopieren ist erfinden' (1977) ist so formuliert, daß das Original nicht äußerlich, sondern konditional und organisatorisch verstanden sein muss, wenn es sinngemäß neu 'erfunden', also nachgemacht werden soll. Handwerkszeuge, Gebrauchsgegenstände, die ohne großes Überlegen geprüft werden können, geraten selten ins Visier der Gestalter und werden bestenfalls verkaufsfördernd etwas dekoriert oder verpackt. Wie denn jede Verpackung und äußere Applikation schadlos den Gestalter übersteht. D.h., daß diese Verausgabung eine Vergeudung ist, der niemand folgen muss, außer z.B. Jupies. Wenn diese Jupies im Gewand der Architekten auf die Bühne treten, ist keine Erfahrung sicher: der fängt, wie T. Wolfe konstatiert, immer bei Null an und hebt zuerst das Prinzip, die Erfahrung, die in den Gebrauchsgegenständen versteckt ist, auf. Ein Handwerker lernt die Regeln

und die Prüfung derselben. Bei den weichen Werkzeugen bedarf das einer besonderen Disziplin und nachdenklichen Sorgfalt. So gibt es bei den gestaltenden und weichen Handwerken, was schon Ch.S. Pearce (1868/1998) beklagt, seit eh keine solide Berufsbildung und vor allem keine Kenntnis über den Gegenstand, prüfbar in einer systematischen Übersicht. Wo haben Stadtplaner, Grünplaner, Architekten, Ökologen, Verkehrsplaner die Gegenstandssystematik abgelegt und durch bessere Einsichten erweitert und die 'informativen Theorien' (Hard, G. 1974) bzw. die 'Regeln und Prinzipien' des handwerklichen Wissens (Kuhle, D. 2002) zur Hand?

Ausgaben, Kosten, Vergeudung

Aufwand und Ertrag waren vor der endgültigen Durchsetzung der 'flexiblen Akkumulation' (Harvey, D. 1987) des Spätkapitalismus eine praktische Rechnung für den Gebrauch. Der sozialdemokratische Geschoßwohnungsbau - besser wohl der parteipolitisch ambitionierte Wohnungsbau, wird getreu der Propaganda des Bauhauses nicht mehr ökonomisch gerechnet. Das ist eine Voraussetzung für den Betrug an den Mietern und Steuerzahlern, die von den Propagandisten des 'Neuen Bauens' bis auf den heutigen Tag ungestraft geübt wird (s. Mehli, R. 1995; Bloch, E. 1935/1962:212ff). Niemand fordert von den Entwerfern eine solide Rechnung - nicht nur der Kosten, sondern über die Gebrauchstüchtigkeit, zu der Handhabbarkeit, Haltbarkeit, Gebrauchs(Betriebs-)kosten, Reparaturen und Wartungen, nicht zu vergessen die Abtakelung der Mode, der Entwertung der kurzfristigen Wertschätzung gegen null. Nach T. Wolfe ergibt ja bei Null anfangen notwendig bei Null aufhören - $0 \times 0 = 0$. Eines der schönen und nachgerechneten Beispiele für den großspurigen Entwurf ist die Gartenschau (SchauDerGärten, 1995 Notizbuch 35). Übrigens ist diese Einrichtung auch ein Beispiel, daß Dummköpfe und Betrüger - vom eröffnenden Bundespräsidenten bis zum Oberbürgermeister und professionellen Schönrednern - schamlos jeden Stuß verkünden, von Erlebnissen schwadronieren und Events - ja und, wenn man dann nach Hause kommt, ist der Ofen eiskalt. Und nach der Gartenschau ist die zuständige Grünverwaltung bankrott und arbeitsunfähig, so daß die einfache Gebrauchspflege der Stadt nicht mehr getan werden kann oder alte Einrichtungen, wie z.B. botanische Gärten, aufgelöst werden müssen. Handwerker stellen mit sparsamen Mitteln dauerhaft gebrauch- und reparierbare (zu erhaltende) Werkzeuge her. Gestalter kaprizieren sich auf unnötige Dinge oder verwandeln nötige Dinge in unbrauchbare Produkte. Die Gestalter tun immer so, wie wenn die unnötigen Dinge das Nötige unnötig machten, suggerieren, gaukeln einen Reichtum, Privilegien, Herrschaftlichkeit und Müßiggang vor, dessen wir nicht bedürfen, so uns das Nötige vorenthalten und verweigert wird. Auch die Ausgaben sind nicht mehr zu rechnen, weil es ja keine Kosten, sondern Vergeudungen (i.S.v. Battaille 1933/1975) sind. Was keinen prakti-

schen Nutzen hat, kann nicht den Ausgaben gegengerechnet werden. Trotzdem gibt diese Verausgabung einen Geldverlust, der in Schulden akkumuliert wird. Die Schulden privater Verausgabung, die keinem gebrauchswerten Gegenstand gegenüber kompensierbar ist, werden durch Schmälerung und Pauperisierung des Alltagsbedarfs finanziert. Die administrativ institutionalisierte Hofhaltung politisch-feudalistischer Instanzen verteilt die Folgen der Vergeudung ähnlich, indem die Pauperisierung beim Notwendigen des unmittelbaren Alltags durchgesetzt und die repräsentative Vergeudung weiter vergrößert wird. Damit wird die Gilde der Gestalter ständig erweitert. D.h., alle Leute in Amt und Würden, die weder etwas handfestes Wissen noch Können oder von Haus aus in die Gilde der Ideologieproduzenten gehören (Soziologen, Politologen, Juristen, Ökonomen u.a.ä.) werden politische Gestalter und Weissager von Zukünften, die nie wahr werden. Zur Vortäuschung braucht es den Schein der Ausstattung mit Gesetzen, Verordnungen, Proklamationen, schwadroniersüchtigen Redeschreibern und richtigen Gestaltungen: Bühnendekorationen.

Mißverständliche Gebrauchsqualitäten

Bei einer Prüfungsordnung, die wesentlich für die Sicherheit der KandidatIn eingerichtet wird, gibt es zulässige Regularien der Lernerfolgs- bzw. Wissensprüfung und unanständige Zumutungen (s. Kleist, H. v. 1805/1966), mit denen 'so ein gescherter Rosskamm einem nach dem Gewissen fragt'. Bei der Formulierung von Ordnungen, die Abhängigkeiten vor Willkür bewahren sollen, sind wir i.w.S. mit Handwerkszeugen befasst. Es braucht viel Sorgfalt und Großmut, solche Regeln so auszustatten, daß die Rechte der Abhängigen geschützt und gegenüber den Inhabern der Macht ohne großen Aufstand eingefordert werden können (Eriksen, E.H. 1973/1991). Deshalb muss von den Inhabern der Macht und den formalen Regeln erwartet werden, daß sie 'moralisch' überlegen und entscheiden (s. Walzer, M. 1987/1993:25-28):

"Die moralische Welt hat eine bewohnte Qualität, ..., und ist mit erinnerungsgeladenen Gegenständen und Gebilden gefüllt. In einem derartigen Milieu hat moralisches Argumentieren den Charakter einer Interpretation; es ähnelt der Arbeit eines Rechtsanwalts oder Richters, der sich abmüht, in einem Morast konfligierender Gesetze und Präzedenzfälle einen Sinn herauszufinden" (ebd.:29).

'Den Sinn herauszufinden' - über die Gestalt hinaus, ohne Ansehen der Gestalt:

"Die Kritik des Bestehenden beginnt -... - mit Grundsätzen, die dem Bestehenden bereits innewohnen" (ebd.:31).

Wie schon dargelegt - klassische Werkzeuge sind ohne Umweg prüfbar und kein Spielgrund für Gestalter. Aber alle erfahrungsgemäßen Handwerkszeuge, die unter dem Begriff 'Lebens-' und Gebrauchsmittel zusammenzufassen sind, sind der Scharlatanerie der Gestaltung ausgeliefert. Überall, wo Wachstums-

märkte ausgemacht werden, wird mit dem Verkauf von unnötigen Dingen erworben. Die technische Aus-Gestaltung des Computers entspricht der Öffnung von Marktanteilen, ist gegenüber den möglichen Vorteilen jedoch völlig unerheblich, weil niemand die Megaleiter benötigt, noch brauchen kann - außer zur inhaltsleeren, also sinnloser Beschäftigung.

Sinnbild der 'Gestaltung': Der Dritte Mann

" Zwei Männer sind auf dem Platz vorm Rathaus beschäftigt. Der eine gräbt ein Loch aus. Wenn er damit fertig ist, tritt der andere hinzu und schaufelt dieses Loch fachgerecht wieder zu und so weiter. Ein zufällig des Weges kommender, beobachtet das Tun längere Zeit und geht dann zu den beiden Arbeitern, um zu erfahren, welchen Sinn ihr Tun hat. Ja, grinsen die Beiden: sie wären normalerweise zu dritt. Der Kollege jedoch sei seit zwei Wochen krank. Der stecke, das sei sein Arbeit, einen Baum in das Loch. Aber - z.Zt. sei er nun leider krank" (Die Erdnuß: 2008).

Literatur:

Adorno, T.W. 1964/1989: Jargon der Eigentlichkeit. Frankf./Main.

Adorno, Th.W. 1965/1967: Funktionalismus heute. In: Ders. 1967 Ohne Leitbild. Parva Aesthetica. 104-127 Frankf./Main

Alain 1926/1987: Die Pflicht glücklich zu sein. Frankf./Main

Alain 1923/1985: Spielregeln der Kunst. Frankf./Main

Balint M. 1954: Der Arzt, sein Patient und die Krankheit. Stuttgart.

Bataille, G. 1933/1975: Der Begriff der Verausgabung. In: ders. Das theoretische Werk. Bd.:1. 9-31. München

Berger, P.L., Kellner, H. 1981/1984: Für eine neue Soziologie. Ein Essay über Methode und Profession. Frankf./Main.

Bloch, E. 1935/1962: - Übergang - Berlin, Funktionen im Hohlraum. In: ders. Erbschaft dieser Zeit. 212-227 Frankf./Main

Cullot, M. 1977: Kopieren ist erfinden oder von der Unmoral der weißen Kalkschminke. In: Bauwelt. H.22. 714-715. Berlin

Die Erdnuß: Düsseldorf Büttenredner. 31.1.2008

Eggers, W. 2003: Ziegelbrand. Dortmund

Eriksen, E.H. 1973/1991: Identität und Lebenszyklus. Frankf./Main

Gehlen, A. 1957: Die Seele im technischen Zeitalter. Reinbek bei Hamburg

Gerds-Schiffler, R. 2007: Kattenturm kämpft gegen schlechten Ruf. In Bremer Zeitung 12.3.2007 Nr.60. S.13

Hard, G. 1974: Die Geographie

Harvey, D. 1972: Revolutionäre und gegenrevolutionäre Theorie in der Geographie und das Problem der Ghettobildung. Hg.: Büro für Stadtanierung und soziale Arbeit. Berlin-Kreuzberg. Beiheft zur Stadtanierung. 1-32. Berlin

- Harvey, D. 1987:** Flexible Akkumulation durch Urbanisierung. Reflexionen über den 'Postmodernismus' in amerikanischen Städten. In: Prokla 69. 17 Jg. Berlin.
- Herlyn, U., Saldern, A., Tessin, W. 1987:** Neubausiedlungen der 20er und 60er Jahre. Ein historisch-soziologischer Vergleich. Frankf./Main
- Hoof, Th. 2006:** Manufactum. Hausnachrichten. Herbst 2006. Waltrop
- Kellner, U. 2002/2003:** Brief vom 1.8.02 – Antwortschreiben auf Veröffentlichung in Stadt und Grün. In: Notizbuch 64 der Kasseler Schule:194. Hrsg.: AG Freiraum und Vegetation. Kassel
- Kemelman, H. 1973/1975:** Am Dienstag sah der Rabbi rot. Reinbek b. Hamburg
- Kleist, H.v 1805/1966:** Über die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden. In: ders.: Werke. München
- Kuhle, D. 2002:** 'Friedhofs-Moden' - über Vorkommen und Folgen modischer Gestaltung auf dem Friedhof. In: Notizbuch 59 der Kasseler Schule. 120-153. Kassel
- Loos, A. 1921/1962:** Sämtliche Schriften in zwei Bänden. Hg. Franz Glück. Bd. 1. Wien.
- Loos, A. 1910/1982:** Architektur. In: Trotzdem: 101-103. Wien
- Marx, K. 1883:** Das Kapital I :452. In: Wittfogel, Karl August 1932/1970: Marxismus und Wirtschaftsgeschichte. Die natürlichen Ursachen der Wirtschaftsgeschichte. 466 - 735. Frankf./M.
- Mehli, R. 1995:** Der Baublock - wiederentdeckt und doch verwirrend neu. In: Notizbuch 37 der Kasseler Schule. Hrsg.: AG Freiraum und Vegetation. 25-174. Kassel.
- Narr, H.D. 1981:** in: Sammelband Freiheit Macht Stadt. Darmstadt
- Notizbuch 35 der Kasseler Schule 1995:** SchauDerGärten. Hrsg.: AG Freiraum und Vegetation. Kassel
- Notizbuch 37 der Kasseler Schule 1995:** Blockrand und Stadtrand. Hrsg.: AG Freiraum und Vegetation. Kassel
- Panofsky, E. 1957/1994:** Zur Verteidigung des Elfenbeinturms. In: Der Rabe. Magazin für jede Art von Literatur - Nummer 41. GEHEBE A. (Hrsg. 1994). Zürich
- Ch.S. Pearce 1868/1998:** Einige Konsequenzen aus vier Unvermögen. Schriften 1. 184-231. Frankf./Main
- Reimers, B. 2006:** Flugblatt. Didakta Smartboards.Brita Reimers. Hamburg
- Scharla, L. 2004:** Das Bremer Reihnhaus. In Holz - Überlegungen zur Holzkunde. In: Notizbuch 58 der Kasseler Schule. 76-121. Kassel
- Tucholsky, K. 1931/1950:** Schloß Gripsholm. Reinbek b. Hamburg
- Turner, J.F.C. 1978:** Verelendung durch Architektur - Plädoyer für eine politische Gegenarchitektur in der Dritten Welt. Reinbek bei Hamburg
- Veblen, Th. 1899/1986:** Theorie der feinen Leute. Frankf./Main
- Wallenhorst, H.J. 1993:** Die Chronik der Gewoba 1924 bis 1992. Bremen
- Walzer, M. 1987/1993:** Kritik und Gemeinsinn. Drei Wege der Gesellschaftskritik. Frankf./Main
- Weber, M. 1919/1995:** Wissenschaft als Beruf. Stuttgart
- Wolfe T. 1990:** Mit dem Bauhaus leben - From Bauhaus to our house. Frankf./Main

Fausts letzter Akt

– Die Landespflege im Spiegel der Literatur –

Mit Dank an Bernd Sauerwein¹

Frank Lorberg

(März 2007)

Ästhetische Reflexion der Landesverschönerung

Ein Autor wird zum Klassiker, wenn seine Texte nicht nur zeitgebunden zu verstehen sind, sondern auch auf Fragen antworten, die einer anderen, späteren Zeit und anderen Interessen entstammen. Klassiker bleiben aktuell: Sie können immer wieder gelesen und neu gedeutet werden, weil sie einen offenen Sinnhorizont bieten. Daher kann das Werk von Johann Wolfgang von Goethe nicht nur aus der bildungsbürgerlichen Perspektive des 19. Jahrhunderts oder des Deutschunterrichts heutiger Zeit gelesen werden. Vielmehr lohnt es sich auch, ihn als Zeitzeugen gegen den Strich zu bürsten, und nach Spuren zu suchen, die Ereignisse seiner Zeit in einem anderen Licht spiegeln. Neuere Ansätze zur Goethelektüre versuchen dies (z.B. Arends 1989; Gaier 1999; Jaeger 2004), wobei diese Lesart wiederum Spiegel bestehender Interessen ist (vgl. Benjamin 1940).

Das Symposium 2007 steht unter dem Titel ‚Gestaltung‘. Gestaltung ist ein zumindest problematischer Begriff, der aus der Substantivierung des Zeitwortes ‚gestalten‘ gebildet worden ist. Etwas zu gestalten besagt, dass es von jemandem in eine Form gebracht bzw. ihm ein Aussehen verliehen wird. Durch den Bezug auf das Verb ‚gestalten‘ ist Gestaltung von dem Nomen ‚Gestalt‘ deutlich unterschieden. Zugleich ist der Begriff nicht nur darauf beschränkt, die Tätigkeit ‚zu gestalten‘ zu benennen. Durch die Substantivierung von Verben können Tätigkeiten, die von jemandem ausgeführt werden, in der Sprache als eigenständige Subjekte erscheinen. Derart verstanden, wird Gestaltung zu einem selbsttätigen Prozess. War der Begriff Gestaltung ursprünglich an den künstlerischen Kontext gebunden (Grimm/Grimm 1866: Bd. 5, Sp. 4195), ist er im aktuellen Sprachgebrauch ein allseitig einsetzbares Wort geworden, das auf verschiedenste Tätigkeiten bezogen werden kann: von der Freizeitgestaltung über die Unterrichtsgestaltung bis zur Lebensgestaltung. Durch diesen erweiterten Sprachgebrauch verliert der Begriff an bestimmter Bedeutung und gewinnt das Wort an bedeutsamem Klang (vgl. Korn 1991; Pörksen 1988).

¹ Bernd Sauerwein hat auf vielen Kompaktseminaren, die an der Gesamthochschule Kassel von Professor Karl-Heinrich Hülbusch organisiert wurden, aus Goethes Faust merkwürdige Stückchen vorgetragen, die zur Lektüre und zum Weiterdenken angeregt haben. Die schriftliche Fassung des Vortrags wurde für die Veröffentlichung überarbeitet.

Goethe, selber ein Gestalter², hat in seinem umfangreichen Werk wiederholt die Gestaltung thematisiert, dabei neben anderen Gestaltungsformen auch den Landschaftspark und die Landespflege, wobei er sie – seinem Metier gemäß – ästhetisch literarisch schildert. Die sogenannte Gartenkunst wird in den Schriften ‚Triumph der Empfindsamkeit‘ von 1779 und ‚Wahlverwandtschaften‘ von 1809 abgehandelt (vgl. Lorberg 2006); die Landespflege wird im Alterswerk ‚Wilhelm Meisters Wanderjahre‘, in der wesentlich erweiterten Endfassung 1829 erschienen³, und dem ‚Faust II‘, posthum im Jahre 1833 veröffentlicht, ausgelotet.

Die Erfindung der Landesverschönerung

Schon in der Gestaltung des Landschaftsparks wurde mit dem Anspruch des ornamental farming⁴ über die eigentliche Grünanlage hinaus auf das bearbeitete Land zugegriffen, das nach landschaftlichen Gesichtspunkten verschönert werden sollte (Buttlar 1989; Schekahn 1998). Damit war die Idee einer allgemeinen Landesverschönerung (Däumel 1961; Eckebrecht 2007) eingeführt und so beginnen Landschaftsgärtner wie Friedrich Ludwig von Sckell und Peter Joseph Lenné nach 1800 ihren Arbeitsbereich vom fürstlichen Landschaftspark auf städtische Grünanlagen auszuweiten und neue Aufgaben zur Raumordnung und Bauleitplanung zu ergreifen (Schneider 1989). Ab 1830 werden diese Bemühungen unter dem Namen Landesverschönerung, wie die Landespflege anfangs genannt wurde, vornehmlich durch Vorherr, Voit, Humanus und Faust verfochten, die erstens nicht mehr aus der Gärtnerezunft stammen und zweitens der Verwaltung nahe stehen (Däumel 1961: 97). – Der Staatswissenschaftler und Architekt Gustav Vorherr lebte von 1778 bis 1847 und prägte den Titel ‚Landesverschönerung‘ mit (Däumel 1961: 40).

„Die Ideologieleistung Vorherrns besteht darin, die feudal-barocken Strategien der inneren Kolonisation (Herrschaft über Land und Leute) durch liberal-bürgerliche Reformen (Verwaltungsstaat) mit der Landeskultur als Instrument der Fortschrittsverheißung zu verbinden“ (Schneider 1989: 43).

Der Baumeister Michael Voit habe, so Däumel, die Definition der Landesverschönerung vorbereitet (Däumel 1961: 9f) und ist „ein biedermeierlicher Propagandist der Umwandlung der Gottesäcker in heitere Ruhegärten der Abgeschiedenheit“ (Zika 2001: 126). Hinter dem Pseudonym Humanus verbirgt sich

² Der Geheimrat und Literat Goethe war sowohl mit der Verwaltung vertraut als auch mit Fragen zur künstlerischen Gestalt konfrontiert. Die Praxis der politisch-ästhetischen Gestaltung, wie sie beispielsweise von der Landesverschönerung angewandt wurde, haben in seinem literarischen Werk einen deutlichen Niederschlag gefunden.

³ Goethes Arbeit an den ‚Wanderjahren‘ begann 1806 nach der Schlacht bei Jena (14.10.1806), mit der Napoleon Bonaparte über die deutschen Staaten siegte (Blumenberg 1996: 574), der Tag, an dem Hegel seine ‚Phänomenologie des Geistes‘ vollendete.

⁴ Ein frühes Beispiel in den deutschen Staaten ist das Dessauer Gartenreich ab 1775.

Dr. M.A. Barth (Zika 2001: 90), der den zentralistischen Verwaltungsapparat für die Landespflege gefordert hat:

„Den Schlußstein des ganzen Systems, nach dem der Staat resp. die Regierung für Landesverschönerung tätig zu werden hat, bildet endlich die Anordnung ganz selbständiger Behörden für Landesverschönerung und ihre Branchen, Bauwesen und Landeskultur, unter einer obersten Centralbehörde, welche einzig sich mit diesen Gegenständen zu beschäftigen hat, und aus Staatsmännern und Rechtsgelehrten, Architekten und Oekonomen und Gartenkünstlern zusammengesetzt ist“ (Humanus 1831: 74 zitiert in Däumel 1961: 62).

Der mit Goethes Protagonisten im Faust-Drama namensgleiche Arzt Bernhard Christoph Faust (1755-1842) gilt als Reformers in der damaligen Gesundheitspolitik und ist der Erfinder der ‚Sonnenbaulehre‘ (Sahmland 2005: 2461).

„Sonne und Rasenplätze machen alle Häuser, das Haus des Armen und Reichen gleich, gleich die Menschen. Allen, Armen und Reichen, leuchtet die Sonne, grünt der Rasenplatz“ (Faust 1827: 17 zitiert in Schneider 1989: 49).

Die Vertreter der Landesverschönerung verbinden in ihren Pamphleten den disziplinierenden Landschaftspark (Verhübschung) mit der physiokratischen Landeskultur (Binnenkolonisierung) und der industriellen Landesreform (Stein-Hardenbergschen-Reformen) (Schneider 1989; Schekahn 1998; Eckebrecht 2007).

Die Landesverschönerung in den ‚Wanderjahren‘

Zeitgleich mit der Herausbildung der Landesverschönerung in Preußen und Bayern wird dieses Thema in Goethes literarischem Werk reflektiert. Die Darstellung der Landespflege in den ‚Wanderjahren‘ wie im ‚Faust II‘ unterliegt einer spezifischen ästhetischen Gestalt. ‚Wilhelm Meisters Wanderjahre‘ setzen den Roman ‚Wilhelm Meisters Lehrjahre‘ aus dem Jahre 1795 fort, in dem die Bildung der Hauptfigur Wilhelm durch Erfahrung entwickelt wird⁵

„Die ‚Wanderjahre‘ sind, pointierter als die ‚Lehrjahre‘, ein Gesellschaftsroman; ein Buch, in dem die Gesellschaft als ganze, nicht ein bildsamer Held allein, Träger und Adressat der pädagogischen Hoffnungen ist“ (Muschg 1982: 110).

Zwischen den beiden Romanen liegen nicht nur 30 Jahre, sondern auch die Napoleonischen Kriege, die Forderung nach einem deutschen Nationalstaat, der Beginn der Frühindustrialisierung und der Landesreform in den deutschen Fürstentümern. Beispielsweise resultierte aus den Stein-Hardenbergschen Reformen in Preußen ab 1809, die mit der so genannten ‚Bauernbefreiung‘ und der Gemeinheitsteilung verbunden waren, eine deutliche Akkumulation des Landbesitzes und eine Verelendung der Kleinbauern und Landlosen, die in die Städte und entstehenden Industrien abwandern mussten. Was diese ökonomischen und sozialen Veränderungen für das Individuum bedeuten kann, das in

⁵ Prägendes Stilmittel in den Romanen ist die Ironie, mit der der auktoriale Erzähler losgelöst von den Protagonisten und ihren Meinungen und Taten über die Romanhandlung verfügt.

die ‚neue Zeit‘ hineingeboren wurde, beschreibt Goethe in ‚Wilhelm Meisters Wanderjahren‘ sehr deutlich:

„So wenig nun die Dampfmaschinen zu dämpfen sind, so wenig ist dies auch im Sittlichen möglich; die Lebhaftigkeit des Handels, das Durchrauschen des Papiergelds, das Anschwellen der Schulden, um Schulden zu bezahlen, das alles sind die ungeheuern Elemente, auf die gegenwärtig ein junger Mann gesetzt ist. Wohl ihm, wenn er von der Natur mit mäßigem, ruhigem Sinn begabt ist, um weder unverhältnismäßige Forderungen an die Welt zu machen noch auch von ihr sich bestimmen zu lassen.“ (Goethe 1829: 289)

Er benennt das für ihn neue ‚Zeitphänomen‘, dass alles beschleunigt wird und schnell veraltet, ‚veloziferisch‘⁶ (Goethe 1829: 289) und sieht den wechselnden Moden, den technischen Innovationen und der Revolutionierung der Lebensbedingungen eine modernistische Eile zugrunde liegen, die die gewohnte Welt aus Sicht der Menschen verhext habe. Die gesellschaftlichen Veränderungen im beginnenden 19. Jahrhundert werden also von Goethe in den Roman eingebaut, der bestimmte Aspekte seiner Zeit skizziert, den Wandel im Gesichte der Menschen und des Landes andeutet.

„In der Entstehungszeit der ‚Wanderjahre‘ beginnen die Mauern (der Stadt) zu fallen. Sie sind militärisch wie wirtschaftlich unhaltbar geworden. Der Fleiß begibt sich auf den Weg zur Industrie, der Gebrauchsgegenstand will Ware werde; die Fabriken suchen den freien Raum der Vorstädte und des flachen Landes, wo Wasser- und Dampfkraft verfügbar und die besitzlos gewordenen Arbeitskräfte zur Hand sind“ (Muschg 1982: 111).

Die Protagonisten in den ‚Wanderjahren‘ sind städtische Bildungsbürger, die wandern und kolonisieren, um sich und die Gesellschaft zu bilden, während die „Statisten – das arbeitende Volk – aus ökonomischer Notwendigkeit“ das geeignete Land verlassen müssen (Muschg 1982: 116). Das Motiv des Wanderns tritt in der Anlage des Romans als ‚Exkurs‘ auf und gewinnt darin literarische Gestalt (Muschg 1982: 117).

„Wandern‘ kann in diesem Spätwerk Goethes nur so etwas bedeuten wie: Form gewordener Vorbehalt gegen jeden Stellungsbezug; wie: Mitwandern einer versucherischen, allgegenwärtigen Erzähl-Skepsis“ (Muschg 1982: 123).

Somit wird das Mittel der schriftstellerischen Ironie in den ‚Wanderjahren‘ auch dann angewendet, wenn Goethe die Kolonialisierung des Landes und der Menschen schildert. In dem gesellschaftlichen Bildungs-Roman ‚Wilhelm Meisters Wanderjahre‘ spielt Goethe eine auf dem Lande angesiedelte Bildungsutopie durch⁷, die an Rousseaus Erziehungs-Roman ‚Emile‘ anknüpft. Die ‚pädagogische Provinz‘ soll Landbau mit handwerklicher Ausbildung und musischer wie religiöser Bildung verbinden. Das Ideal eines umfassend gebildeten Menschen

⁶ Das Wort ‚veloziferisch‘ ist von Goethe geprägt worden und verbindet die Eile (‚velo‘) mit dem Teuflischen (‚Luziferisch‘).

⁷ Siehe dazu ‚Wilhelm Meisters Wanderjahre‘ 2. Buch, 1., 2., 8. & 9. Kapitel.

klingt hier an und dient als schöner Schein über der sozialen Realität der Erziehungsanstalt. In der Anlage sollen Schüler nach den Regeln von ‚Vernunft, Religion und Natur‘ zu den neuen Staatsbürgern einer Handwerker- und Gelehrtenrepublik erzogen werden. Die erste Erziehungsstufe in der Erziehungsanstalt besteht darin den Kindern beizubringen, „daß ein Gott da droben sei, der sich in Eltern, Lehrern, Vorgesetzten abbildet und *offenbart*“ (Goethe 1829: 155 – Herv. FL). Dieser Ausrichtung entsprechend ist in die ländliche Anlage eine Art Gartenstadt integriert, in deren Mitte die wichtigsten Einrichtungen angesiedelt sind:

„Den ferner umhergeleiteten Wanderer mußte nunmehr in Verwunderung setzen, daß die Stadt sich immer zu erweitern, Straße aus Straße sich zu entwickeln schien, mannigfaltige Ansichten gewährend. Das Äußere der Gebäude sprach ihre Bestimmung unzweideutig aus, sie waren würdig und stattlich, weniger prächtig als schön. Den edlern und ernsteren in Mitte der Stadt schlossen sich die heitern gefällig an, bis zuletzt zierliche Vorstädte anmutigen Stils gegen das Feld sich hinzogen und endlich als Gartenwohnungen zerstreuten“ (Goethe 1829: 250f).

Die gänzlich im Schatten des Pietismus und der schönen Seele stehende Gestaltung des Landes und der Menschen verarbeitet sowohl Konzepte zur klassischen Bildung wie zur Landesreform als auch zum Nationalstaat. Das Erziehungspersonal verlangt von den Zöglingen die strikte Unterwerfung unter ihre Gesetze und in der Verallgemeinerung unter den Staat bei Drohung mit der Ausweisung:

„Wer sich den Gesetzen nicht fügen lernt, muß die Gegend verlassen, wo sie gelten“ (Goethe 1829: 165).

Alles, selbst die Formen, wie sich die Schüler vergnügen sollen, sind in der Anstalt durchorganisiert, die Zeiten der Arbeit und des Festes von der Verwaltung geregelt. Mit den sozialstaatlichen Entwürfen knüpft Goethe an kollektivistisch-autoritäre Visionen von Philanthropen und Sozialreformern vor allem der Saint-Simonisten an, die Arbeitskolonien entwerfen, deren Angehörige bzw. Insassen ungeachtet von Geburt und Funktion, so der revolutionäre Touch, gleichermaßen unter dem allgemeinen Arbeitszwang stehen sollen (vgl. Lorberg 2005).

„Goethes Orden entwickelt sehr bestimmte Vorstellungen, wie der neue Weltbürger zu halten sei. Um ihn frei zu machen für den Gebrauch seiner Begabung, muß er sich eine Verfassung gefallen lassen, gegen die sich die alte Zunftordnung wie ein Muster von Liberalität ausnimmt. Um diesen Idealkommunismus weht ein Hauch von Gulag“ (Muschg 1982: 114).

Neben die Binnenkolonisierung tritt die Emigration in äußere Kolonien, die den Auswanderern freistehen sollen⁸ Das Neuland in Übersee stehe den Ingenieuren und Künstlern zur uneingeschränkten Verfügung, um ihre allumfassenden

⁸ Siehe dazu ‚Wilhelm Meisters Wanderjahre‘ 3. Buch, 11. & 12. Kapitel.

Utopien zu verwirklichen. Über die Landkarte gebeugt entwerfen die Kolonisten den Siedlungsplan und die Sozialordnung für die zukünftigen Bewohner⁹ (Goethe 1829: 404ff), was für die bisherigen Bewohner bedeutet, dass sie vertrieben werden – sowohl in der neuen als auch in der alten Welt:

„Hier (in der alten Welt) ist überall ein teilweiser Besitz schon ergriffen, mehr oder weniger durch undenkliche Zeit das Recht dazu geheiligt; und wenn dort (in der neuen Welt) das Grenzenlose als unüberwindliches Hindernis erscheint, so setzt hier das Einfachbegrenzte beinahe noch schwerer zu überwindene Hindernisse entgegen. Die Natur ist durch Emsigkeit, der Mensch durch Gewalt und Überredung zu nötigen“ (Goethe 1829: 408 – Einf. FL).

Den virtuellen Bewohnern der judenfreien Kolonie¹⁰ (Goethe 1829: 405) wird die christliche Religion verordnet (Goethe 1829: 404f). Über die Einhaltung der extern verhängten Gesetze wacht ein Polizeiapparat, der nicht direkt von den Bewohnern kontrolliert werden kann, sondern in eine ideelle Verwaltung eingebunden ist, die keine Gewaltenteilung kennt (Goethe 1829: 406f).

„Das größte Bedürfnis dieses Staates ist das einer mutigen Obrigkeit, und daran soll es dem unsrigen nicht fehlen (...) So denken wir nicht an Justiz, aber wohl an Polizei. Ihr Grundsatz wird kräftig ausgesprochen: niemand soll dem anderen unbequem sein; wer sich unbequem erweist, wird beseitigt, bis er greift, wie man sich anstellt, um geduldet zu werden“ (Goethe 1829: 406).

Die Regelungen gehen bis ins Groteske, wenn in dem idealen Staat die zu benutzenden Musikinstrumente vorgeschrieben¹¹ und „Branntweinschenken wie Lesebibliotheken (...) nicht geduldet“ werden (Goethe 1829: 408); Bücher wirken auf dieses Staatswesen ähnlich zersetzend wie Rauschmittel. Sowohl die schwarze Pädagogik, die in der pädagogischen Provinz praktiziert wird, als auch der Polizeistaat, der für die äußeren Kolonien vorgesehen ist, enttarnen die idealistischen Entwürfe, die weder die realen Menschen beachten noch auf konkrete Situationen Rücksicht nehmen (Muschg 1982: 133). Goethe stellt dem Leser mit dieser Kolonie den Prototyp totalitärer Staaten in der Moderne vor.

⁹ In diesem Zusammenhang mit einem entwerfenden Blick auf die Landkarte findet sich ein früher Beleg, dass der ästhetische Landschaftsbegriff auf einen Landstrich angewendet wird und zwar an der semantischen Genze der Repräsentation ‚Land-Karte‘. „Wilhelm ließ den Plan im allgemeinen vorzeichnen, und da man mit Landschaft und Gegend genugsam vertraut geworden, auch die Hoffnung besprochen war, in einem ausgedehnten Gebiete schnell eine große Anzahl Bewohner entwickeln zu sehen, so wendete sich das Gespräch (...) auf Religion und Sitte“ (Goethe 1829: 404). Goethe hat sehr bewußt die Worte gewählt, weshalb wir aus der Wortwahl, die im Roman im Zusammenhang mit der Landesplanung steht, schließen können, dass die Ontologisierung des ästhetischen Konstrukts Landschaft zeitgleich mit der Entstehung des Romans in den 1820er innerhalb der Landesverschönerung begonnen hat (Lorberg 2007). Mit dem ästhetischen Entwurf auf der Landkarte, die den Betrachtern einen distanzierten Überblick ermöglicht und von der Lebenswelt abstrahiert, wird die Landschaft über das Land verhängt.

¹⁰ Goethe spürt den latenten Antisemitismus in den gebildeten Schichten seiner Zeit auf.

¹¹ Damit greift der Klassiker Goethe Platons Aversion gegen Dichtung und vor allem Musik als Gefühlsregungskunst (vgl. Platon: Der Staat) auf.

Letztlich können diese gesellschaftlichen Utopien nur scheitern; zerstören dabei aber das Leben der Individuen, eine Konsequenz, die die feine Ironie überspielt, weil sie sich einem eindeutigen moralischen Standpunkt entzieht. Das Urteil bleibt dem Leser überlassen. Die literarisch vermittelte Erfahrung des Lesers ist für sein Denken und Handeln relevanter als die mögliche Einsicht der Protagonisten.

„Der Entwurf – aber auch die Kritik – der Pädagogischen Provinz, und jeder neuen Lebenslehre, untersteht gleichsam einem Generalvorbehalt. Da ist Ironie am Werk, nicht mehr bloß lokale, sondern konstitutive und dekonstituierende“ (Muschg 1982: 126).

Anders in der dramatischen Form, die Goethe für den ‚Faust II‘ wählt, ist sie doch besser geeignet, die Tragödie darzustellen. Die Konsequenz der Landespflege wird als Paradox den Lesern vorgeführt: dass der Versuch, das Paradies auf Erden zu errichten, nur allzu leicht sie in eine Hölle verwandelt und den Protagonisten an seinem Projekt scheitern lässt. Die Rettung, die die Tragödie zum Schluss bereithält, ist nur mehr als individuelle und metaphysische möglich. Diesseits wird das Verbrechen hinter der Katastrophe offenbar. Auch das Faust-Drama lässt sich derart gegen den Mainstream lesen.

„Faust, ein Unentschiedener und Ringender, wird vom bösen Dämon Mephisto verführt, und nur das ihm eigentümliche Streben kann Faust schließlich retten – so lautete das knappe Fazit einer langen, bis weit in die sechziger Jahre des 20. Jahrhunderts hineinreichenden Rezeptionsgeschichte des Dramas. (...) Erst der jüngeren Faust-Forschung gelingt es, sich von der Last der Rezeptionsgeschichte zu befreien, indem sie den Faust auch als ein Seismogramm der Moderne aufzufassen in der Lage ist“ (Schieb 1999: 285).

Landespflege und ursprüngliche Akkumulation im ‚Faust II‘

An prominenter Stelle im V. Akt vor dem großen Finale im Faust II wird die ‚Tragödie der Landespflege‘ durchgespielt. In dem Abschnitt mit Philemon und Baucis zeigt die Landespflege ihr hässliches Gesicht und der Landespfleger als utopistischer Ingenieur seine Ignoranz mit demonstrativer Unschuldsmiene. Die Vorlage zu diesem Abschnitt entstammt der antiken Mythologie¹², wird aber durch die moderne Handlung geradewegs auf den Kopf gestellt. Am 6. Juni 1831 berichtet Josef Peter Eckermann über ein Gespräch mit Goethe¹³:

¹² Die Geschichte von Philemon und Baucis stammt aus der griechischen Mythologie, in der ein altes armes Bauernhepaar dem verkleideten Zeus (Jupiter) in Begleitung von Hermes (Mercur) Unterschlupf und Nahrung gibt. Der Wanderer erscheint vor diesem ikonographischen Hintergrund als der wiederkehrende Gott, der sowenig erkannt wird wie bei seinem ersten Erscheinen. Die gute Tat des alten Pärchens wird von Zeus belohnt: ihre Hütte wird zum goldenen Tempel, in dem die beiden als Priester leben und nach ihrem Tod zu Bäumen werden. Die Wohnstatt der ungastlichen Menschen, die Zeus abgewiesen haben, wird überschwemmt. Die Geschichte wird in den ‚Metamorphosen‘ von Ovid erzählt (VIII Buch).

¹³ Die Authentizität der Aussagen, die Eckermann Goethe zuspricht, ist in der Wissenschaft umstritten (Bergemann 1985: 733f). Nur allzuoft haben Germanisten in den ‚Gesprächen mit

„Mein Philemon und Baucis“, sagt Goethe, „hat mit jenem berühmten Paare des Altertums und der sich daran anknüpfenden Sage nichts zu tun. Ich gab meinem Paare bloß jene Namen, um die Charaktere dadurch zu heben. Es sind ähnliche Personen und ähnliche Verhältnisse, und da wirken denn die ähnlichen Namen durchaus günstig“ (Eckermann 1848: 470f).

Ähnlich – besser hätte Goethe seine Intention kaum formulieren können:

„denn Fausts radikale kolonisierende Tat, so der bitter-ironische hintergründige Sinn der paradoxen Formulierung, löscht die letzte Enklave der Tradition und des glücklichen Seins auf“ (Jaeger 2004: 386).

Die Handlung ist schnell umrissen: Faust lässt als leitender Ingenieur ein Watt eindeichen, trocken legen und dabei ein Häuschen abreißen, das den Blick auf seine Leistung verstellt, die er im gemeinsamen Bewusstsein genießen will, auf freiem Grund mit freiem Volk zu stehen. In dieser ideologiegeladeten Ingenieurstat fließen Landeskultur-, Landschaftspark- und Landesreformbewegung zur Landesverschönerung zusammen. Dieser Ideengehalt wird in den Handlungsinhalt integriert und in vier Szenen abgehandelt (‚Offene Gegend‘, ‚Palast‘, ‚Tiefe Nacht‘ und ‚Vorhof vor dem Palast‘). Abschließend werde ich auf Faustens Rettung im Finale (‚Bergschluchten‘) eingehen, um deren Bedeutung für sein Handeln auszuloten. Die Reihenfolge der folgenden Zitate aus Faust II ist beibehalten, zwischen diesen sind längere Passagen ausgelassen¹⁴

Die Regieanweisung gibt zu Beginn eine ‚Offene Gegend‘ an: eine Szenerie, die aus einer eingedeichten Marsch, einer Warft mit einem Bauernhaus, einer Kapelle und Linden besteht. Ein Wanderer kehrt in dem Bauernhaus ein, dessen Bewohner, Philemon und Baucis, ihm ehemals als Schiffbrüchigem Obdach und Pflege gewährten:

„WANDRER:

Ja! sie sind's, die dunkeln Linden,

Dort, in ihres Alters Kraft.

Und ich soll sie wiederfinden,

Nach so langer Wanderschaft!

Ist es doch die alte Stelle,

Goethe' vermeint, den wahren Goethe zu vernehmen. „Der Erfolg hat bewiesen, wie glänzend Eckermann diese Kunst der Maskierung gelungen ist. Sie beginnt schon bei der Mitteilung Goethescher Äußerungen in direkter Rede. Man hat dieser mit Führungszeichen versehenen Wiedergabe dokumentarischen Wert beigemessen und sich dadurch zu Fehlschlüssen verleiten lassen“ (Bergemann 1985: 734). Die Aussagen Goethes zum ‚Faust II‘, die Eckermann in den ‚Gesprächen‘ ‚wiedergibt‘, können ebensogut der Interpretation Eckermanns entspringen sein und sind zumindest von dieser gefärbt, weshalb sie mit der angemessenen Vorsicht gelesen werden sollten.

¹⁴ Auslassungen zwischen den Zitaten sind nicht vermerkt, aber an der Verszählung erkennbar, Auslassungen innerhalb des zitierten Abschnitts sind durch (...) markiert. Die Zitate aus Faust I & II sind mit fortlaufender Versangabe versehen, die auch in anderen Zitaten mit in Klammern gesetzten fünfstelligen Ziffern angegeben wird.

Jene Hütte, die mich barg,
Als die sturmerregte Welle
Mich an jene Dünen warf!“ (11043-11050).

Seit seiner ersten Ankunft in der Hütte ist einiges um sie herum verändert worden, die See ist zurückgedrängt, die eingedeichte Marsch wird entwässert. Der unsichere Grund ist zu einem Agrargebiet gestaltet worden, wovon der Hausherr Philemon berichtet:

„PHILEMON:

(...)

Das Euch grimmig mißgehandelt,
Wog' auf Woge, schäumend wild,
Seht als Garten Ihr behandelt,
Seht ein paradiesisch Bild.

(...)

Kluger Herren kühne Knechte
Gruben Gräben, dämmten ein,
Schmälernten des Meeres Rechte,
Herrn an seiner Statt zu sein.
Schau' grünend Wies' an Wiese,
Anger, Garten, Dorf und Wald. –“ (11083-11096).

Das trockengelegte Land, nach Karl Wittfogel eine Transformation der natürlichen Produktivkräfte, erscheint Philemon als ‚paradiesisch Bild‘, ein Ausdruck, der andeutet, dass die naturbürtige Produktivität, die zwar mit Namen von Produktionsgegenständen belegt wird, jenseits der Arbeit wahrgenommen wird. Indes ergänzt seine Frau Baucis, dass diese anthropogene Leistung nicht ohne Zwang und menschliche Opfer erbracht worden ist. Doch sei dem leitenden Ingenieur Faust, der im benachbarten Palast residiert, dies noch nicht genug. Er verlange ihren gesamten Besitz und habe ihnen eine Umsiedlung in sein ‚Paradies‘ vorgeschlagen.

„Eigentum und Herrschaft (10187) sind ihm (Faust) längst selbstverständlich, und mit ihnen wächst gesetzmäßig der Trieb, beides zu mehrer“ (Arens 1989: 847 – Einf. FL)

Der ehemals abgelehnte lebende Faust, der nach letzter Erkenntnis strebte, verlangt nun „nach Herrschaft und Eigentum“ und überhebt sich zum Herrscher über Untertanen (Arens 1989: 843). Er setzt seine ökonomische Macht gegen Schwächere durch.

„BAUCIS:

Denn es ging das ganze Wesen
Nicht mit rechten Dingen zu.

(...)

Wo die Flämmchen nächtig schwärmten,
Stand ein Damm den andern Tag.
Menschenopfer mußten bluten,

Nachts erscholl des Jammers Qual;
Meerab flossen Feuergluten,
Morgens war es ein Kanal.
Gottlos ist er, ihn gelüftet
Unsre Hütte, unser Hain;
Wie er sich als Nachbar brüftet,
Soll man untertänig sein.“ (11113-11134).

Die maßlose Besitzgier von Faust gilt im bäuerlichen Selbstverständnis, das auf Gegenseitigkeit basiert, als gottlos. Während Philemon noch Verständnis für das Angebot zum Tausch aufbringt, erwägt Baucis die Gefahren, die mit dem neugewonnen Land verbunden sind.

„PHILEMON:
Hat er uns doch angeboten
Schönes Gut im neuen Land!
BAUCIS:
Traue nicht dem Wasserboden,
Halt auf deiner Höhe stand!“ (11135-11138).

Das vom Tauschwertstandpunkt her betrachtet günstige Angebot von Faust erscheint unter der Perspektive des sozialen Tausches und Gebrauchs als schlechtes Geschäft für die Bauern, die aus Erfahrung entscheiden. Wie später deutlich wird, ist die Entscheidung gegen das Angebot und für den sicheren Siedlungsplatz begründet. Der materielle Tauschwert des neugeschaffenen Landes entspricht weder dem sozialen Wert noch dem realisierten Gebrauchswert des bestehenden Landes. – Die eindeutig gegen Faust und sein Werk sprechende Passage wird von Faust-Apologeten als Phantasterei von Baucis umgedeutet, um Faust reinzuwaschen.

„Bei den Faustologen herrscht die Tendenz, der Baucis Darstellung herunterzuspielen (...) Denn es ging natürlich immer darum, ihn (Faust) zu entlasten und reinzuwaschen. (...) Das alte Paar mag noch so konservativ, fromm und gütig sein, es hat der Forderung Fausts bisher trotzdem widerstanden, auch dem fairen Angebot eines schönen neuen Gutes auf der neuen Erde, das zweifellos einen höheren materiellen Wert darstellt als sein jetziger Besitz“ (Arens 1989: 844f – Einf. FL).

Szenenwechsel: Im ‚Palast‘ klagt der alte Faust sein Leid¹⁵, nicht allmächtig zu sein und dass ihm durch das widerständige Bauernpaar der ästhetische Genuss an ‚seiner‘ Leistung verdorben wird:

„FAUST:
(...)
Mein Hochbesitz, er ist nicht rein,

¹⁵ In der Gegenüberstellung von Philemon und Baucis' Hütte und dem Palast von Faust, die als benachbart beschrieben werden, klingt schon Georg Büchners Motto von 1834 an: ‚Friede den Hütten! Krieg den Palästen!‘ – nur dass im Faust II wie meistens der Krieg von Seiten der Palastbesitzer gegen die Menschen in den Hütten geführt wird.

Der Lindenraum, die braune Baute,
Das morsche Kirchlein ist nicht mein.
Und wünscht' ich, dort mich zu erholen,
Vor fremdem Schatten schaudert mir,
Ist Dorn den Augen, Dorn den Sohlen;
O! wär' ich weit hinweg von hier!“ (11156-11162).

In dieser Aussage wird deutlich, dass das künstliche Paradies zwar mit Merkmalen des bewirtschafteten Landes versehen wird, die gewöhnlich der Ernährung dienen, vom Landespfleger Faust aber als ästhetisches Feld entworfen werden, das er aus der Distanz betrachten möchte, ohne von der Landarbeit berührt zu werden. In diesem Abschnitt deutet Faust an, dass das Ziel der landespflegerischen Intervention nicht die Landeskultivierung ist, die nur als Mittel zum ästhetischen Genuss fungiert. Das Ziel ist also vielmehr Fausts Selbstgenuss, der auf die Einrichtung eines Landschaftsparks hinausläuft. Dem gemäß werden nicht nur die Landarbeit und –melioration ästhetisiert, auch die Menschen erscheinen als Staffage; so treten die Menschen, die das Land bearbeiten, nicht direkt im Drama auf und werden nur als ‚Gewimmel‘ angedeutet.

„Es ist nun aber auffallend, daß von all den Bewohnern dann niemals auch nur einer in Erscheinung tritt, ebenso wenig von Fausts Arbeitern, den Knechten. Beide Gruppen kommen nur in seinen Reden vor, sind sozusagen als Zielvorstellungen nur im Futurum da. So werden die Siedler und die ‚Völker‘ (11249f) erwähnt und in seiner Zukunftsvision (11563-80) ins Land gedacht“ (Arens 1989: 842).

Wer konkret auftritt, das ist das Bauernpaar, das sich dem Landtausch und dem landespflegerischen Zugriff widersetzt. Wie immer, wenn Faust auf Probleme trifft, kommt wieder Mephistopheles, ohne den Faust keines seiner Abenteuer hätte bestehen und keine Leistung vollbracht haben könnte, ins Spiel¹⁶ Er unterstützt ihn bei seiner Landeskultivierung maßgeblich und hat auch für die Binnenkolonisation die passenden Mittel zur Hand, die schon die äußere Kolonisation ermöglichen:

„MEPHISTOPHELES:

(...)

Man hat Gewalt, so hat man Recht.

Man fragt ums Was, und nicht ums Wie.

Ich müßte keine Schiffahrt kennen:

Krieg, Handel und Piraterie,

Dreieinig sind sie, nicht zu trennen.“ (11184-11188).

¹⁶ Im IV Akt führte Faust als Warlord für den Kaiser einen Krieg, den Mephisto zu seinen Gunsten beeinflusste. Dafür wurde er vom Kaiser mit eben dem Landstrich beschenkt, den er im V Akt zu kultivieren gedenkt.

Nach dieser klaren Aussage, über das Verhältnis zwischen Gewalt und Recht¹⁷, und darüber, mit was Faust rechnen muss, wenn er Mephisto einsetzt, wird dieser dennoch von Faust beauftragt, das Bauernpaar beiseite zu schaffen – worunter er späterhin verstanden wissen will, das Häuschen zu erwerben und die alten Leute, die darin wohnen, lebendig umzusiedeln. Wir haben im diesem Fall eine ‚sekundäre Rationalisierung‘ vorliegen, eine psychische Verdrängungsfunktion, die Absichten angesichts der für das Selbstbild unangenehmen Folgen verleugnet, indem für das Handeln später andere Gründe vorgeschoben werden, die zu jenem Handlungszeitpunkt jedoch nicht entscheidend waren. Trotz dieser Verdrängungsleistung bleibt Faust primär wichtig, dass die alten Leutchen weichen, damit er den Siedlungsplatz bekommt, um vom erhöhten Ort feldherrngleich sein Meisterstück zu überschauen.

„FAUST:

(...)

Die Alten droben sollten weichen,
Die Linden wünscht' ich mir zum Sitz,
Die wenig Bäume, nicht mein eigen,
Verderben mir den Weltbesitz.
Dort wollt' ich, weit umherzuschauen,
Von Ast zu Ast Gerüste bauen,
Dem Blick eröffnen weite Bahn,
Zu sehn, was alles ich getan,
Zu überschauen mit einem Blick
Des Menschegeistes Meisterstück,
Betätigend mit klugem Sinn
Der Völker breiten Wohngewinn.“ (11239-11250).

Das eigene Vorhaben und der Widerstand des Pärchens gegen dessen Umsetzung, lassen diese in seinen Augen als Verbrecher erscheinen, die widerrechtlich auf ihren Besitz bestehen und daher enteignet werden dürfen.

„Er als die Quelle des Rechts fabriziert sich hier eins, die Alten gegen ihren Willen umzusiedeln, da er erstens nicht warten oder gar verzichten kann, zweitens keine Lust hat zu einem neuen Versuch zur Einigung“ (Arens 1989: 860).

Die Alten sollen weichen, weil ihr kleiner Besitz Faust daran erinnert, dass sein Weltbesitz nicht total ist, und sie damit seinen Genuß einschränken. Die Forderung nach ästhetischem Genuß an der Landeskultivierung bezeichnet ein wesentliches Charakteristikum der Landesverschönerung, jene mit dem Prinzip

¹⁷ „Goethe hat den Reim Gewalt/ Gestalt geliebt. In seiner Tragödie *Faust* taucht er nicht weniger als achtmal auf: einmal in *Der Tragödie Erster Teil*, siebenmal in *Der Tragödie Zweiter Teil*“ (Osterkamp 1999: 297). Allerdings versteht Goethe unter ‚Gewalt‘ sowohl die zerstörerische Kraft (engl. ‚violence‘) als auch die schöpferische Kraft (engl. ‚power‘) (Osterkamp 1999: 297). Aus dem Munde von Mephistopheles ist an dieser Stelle von der zerstörerischen Kraft, die angeblich das ‚Recht‘ stifte, die Rede, womit offenbar wird, dass Faustens ‚Schöpfung‘ durch die Macht zur Zerstörung ermöglicht wird.

des Landschaftsparks zu verbinden (Däumel 1961). Die Melioration des Landes solle nicht nur nutzen, vielmehr auch schön sein, wobei sich der genauen Lektüre der landespflegerischen Proklamationen und erst recht deren Umsetzungen ergeben, dass der behauptete ‚Nutzen‘ als schöner Schein inszeniert wird (Lorberg 2007). Das paradox erscheinende Unterfangen der Landespflege wird verständlich, wenn die Funktion der Ästhetisierung bedacht wird. Wie Pierre Bourdieu dargelegt hat, fungiert der rein ästhetische Genuss als Repräsentation ökonomischer und politischer Macht, die als natürliche Anlage des besitzenden Individuums erscheinen soll, das im ‚interesselosen Wohlgefallen‘ seine Macht genießt (Bourdieu 1978).

„Erst der Anblick des Besitzes bedeutet dessen eigentliche Realisierung, der Blick des Herrschers wird zur Eroberung, das ins ‚Unendliche‘ (11345) gerichtete Schauen zur Usurpation der Umwelt“ (Hesse-Belasi 1992: 218).

Zwar wird das ‚Allgemeinwohl‘ als Grund für die Enteignung vorgeschoben, hier wie auch später immer wieder in der Landespflege, doch nicht den Menschen gilt sein Interesse, sondern seinem Selbstgenuss im Anblick ‚des‘ – d.h. seines ‚Menschengeistes Meisterstücks‘

„Auch jetzt behauptet er nicht, daß das ganze Großunternehmen der Gewinnung weiter neuer Siedlungsflächen diene, sondern nur, daß das bei seinem ‚Meisterstück‘ herauskam, wenn man seine Worte genau nimmt“ (Arens 1989: 857).

Wiederholt zeigt der Text, dass Faustens Ziel ist, seine „persönliche Begierde“ zu befriedigen und ästhetischer Genuss, dem Philemon und Baucis weichen sollen (Arens 1989: 860). Faust und Mephistopheles fahren fort:

„FAUST:

Das Widerstehn, der Eigensinn
Verkümmern herrlichsten Gewinn,
Daß man, zu tiefer, grimmiger Pein,
Ermüden muß, gerecht zu sein.

MEPHISTOPHELES:

Was willst du dich denn hier genießen?
Mußt du nicht längst kolonisieren?

FAUST:

So geht und schafft sie mir zur Seite! –
Das schöne Gütchen kennst du ja,
Das ich den Alten ausersah.

MEPHISTOPHELES:

Man trägt sie fort und setzt sie nieder,
Eh' man sich umsieht, stehn sie wieder;
Nach überstandener Gewalt
Versöhnt ein schöner Aufenthalt.“ (11269-11281).

Faust wird hier nicht von Mephisto verführt, sondern heckt mit ihm und in verteilten Rollen das Verbrechen aus; Gewalt ist dabei nicht ausgeschlossen (A-

rens 1989: 861). Nicht Mephisto, der Faust an dieser Stelle ‚nur‘ sagt, was dieser hören will, und ihn bei der Umsetzung unterstützt, sondern „Faust ist die eigentlich destruktive Macht“ (Schieb 1999: 286) im Rahmen des Faust-Dramas.

„Die Betonung in Fausts Rede legt Goethe aufs Zurseiteschaffen – Ausrufezeichen, Gedankenstrich. Solchermaßen deutlich vom entscheidenden Befehl abgesetzt, läßt Faust, wieder mit sich und der Welt in scheinhaftem Einklang, gönnerhaft und nebensächlich die Anweisung zur Umsiedlung nachfolgen“ (Jaeger 2004: 405).

Das widerständige alte Pärchen möchte nicht ausziehen, weil sie angesichts der Gewalt, die das ‚Paradies‘ dem unsicheren Grund abgerungen hat, das Angebot lieber ausschlagen. Daraufhin wird es von Mephistopheles enteignet und soll unter Zwang umgesiedelt werden; nebenbei geht scheinbar aus Versehen die Hütte in Flammen auf und verbrennt samt den alten Leutchen und dem Wanderer¹⁸ Faustens ‚Probleme‘ lösen sich in Rauch auf.

‚Tiefe Nacht‘ gibt die Regieanweisung als Handlungshintergrund an, vor dem das Drama vollzogen wird. Nach der affirmativen These in der ersten Szene mit Philemon und Baucis, auf die die Antithese in der zweiten Szene antwortet, indem sich Faust von dem Glockenton angewidert abwendet, folgt die Destruktion: „In der dritten Szene des 5. Aktes, während der tiefen Nacht, erreicht der Handlungsverlauf der gesamten Tragödie den moralischen Nullpunkt“ (Jaeger 2004: 406). – Der Nachtwächter Lynkeus berichtet nach Art der Chronisten, was er sieht (Arens 1989: 873):

„LYNKEUS DER TÜRMER:

(...)

Funkenblicke seh' ich sprühen

Durch der Linden Doppelnacht,

Immer stärker wühlt ein Glühen,

Von der Zugluft angefacht.

Ach! die innre Hütte lodert,

Die bemoost und feucht gestanden;

Schnelle Hülfe wird gefordert,

Keine Rettung ist vorhanden.

Ach! die guten alten Leute,

Sonst so sorglich um das Feuer,

Werden sie dem Qualm zur Beute!“ (11308-11318)

Dass keine Rettung vorhanden sein soll und der Wächter keine Hilfe herbeiruft, obgleich sie gefordert sei, deutet darauf, dass die ‚Völker‘ und das ‚bunte Gewimmel‘, von dem Faust im Zusammenhang mit seinem Projekt spricht, eine

¹⁸ Der Wanderer, der in dem mythologischen Motiv ursprünglich für Zeus und später in der Malerei auch für Christus, den zum Menschen gewordenen Gott, steht, hätte im Finale als strafender Gott-Vater wieder auftreten können, wie auch im Mythos. Wir haben es im Faust II allerdings nicht mit einem christlichen Lehrstück zu tun (s.u.).

Zukunftsvision sind. Der Türmer „beschreibt genau, was er sieht; er schreit nicht Feurio! Und alarmiert Helfer – wer sollte das sein?“ (Arens 1989: 875). Wie oben angedeutet, existieren auf der dramatischen Ebene nur die auftretenden Personen; das ‚Völkergewimmel‘ erscheint als reine Projektion und ästhetischer Hintergrund ohne Existenz in der Handlung. Lynkeus fährt in seinem Bericht fort:

„(...)
Das Kapellchen bricht zusammen
Von der Äste Sturz und Last.
Schlängelnd sind, mit spitzen Flammen,
Schon die Gipfel angefaßt.
Bis zur Wurzel glühn die hohlen
Stämme, purpurrot im Glühn. –
(Regieanweisung: Lange Pause, Gesang)
Was sich sonst dem Blick empfohlen,
Mit Jahrhunderten ist hin.“ (11330-11337)

Mehr als ein kleines Anwesen ist in dieser Nacht niedergebrannt; ein Stück Geschichte ist verloren gegangen – genauer ausstrahlt worden. Als Faust die Nachricht erfährt, ist er bestürzt, schon weil sein geplanter Lindensitz gerade abgebrannt ist, und versichert, das alles nicht gewollt zu haben, akzeptiert aber das Ergebnis vor dem Hintergrund seiner Utopie.

„FAUST:
(...)
Mein Türmer jammert; mich, im Innern,
Verdrießt die ungeduld'ge Tat
Doch sei der Lindenwuchs vernichtet
Zu halbverkohlter Stämme Graun,
Ein Luginsland ist bald errichtet,
Um ins Unendliche zu schau'n.
Da seh' ich auch die neue Wohnung,
Die jenes alte Paar umschließt,
Das, im Gefühl großmütiger Schonung,
Der späten Tage froh genießt.“ (11340-11349)

In der Rede wird deutlich, dass Faust verdrängt, was er sich nach der Schilderung von Lynkeus hätte ausmalen können, und durch sein Wunschbild ersetzt. Faust verdrängt das durch ihn bzw. seine Maßnahme verursachte Leid:

„wenn bei der Aktion des Teufels und seiner Diener die Linden in Flammen aufgingen, was mußte dann mit den beiden Alten und ihrer Hütte geschehen sein? Das war doch die nächstliegende Frage, aber er stellt sie nicht. Er weiß von nichts und will vielleicht nichts wissen“ (Arens 1989: 877f).

Ihn bekümmern nur die vernichteten Linden. Als eindringliches Korrektiv, das Faust das reale Geschehen nochmals schildert, geben der Vollstrecker Mephis-

topheles und seine drei Gesellen über die Umsiedlungsaktion ein Einsatzprotokoll:

„MEPHISTOPHELES UND DIE DREIE:

(...)

Wir klopfen an, wir pochten an,
Und immer ward nicht aufgetan;
Wir rüttelten, wir pochten fort,
Da lag die morsche Türe dort;
Wir riefen laut und drohten schwer,
Allein wir fanden kein Gehör.
Und wie's in solchem Fall geschicht,
Sie hörten nicht, sie wollten nicht;
Wir aber haben nicht gesäumt,
Behende dir sie weggeräumt.
Das Paar hat sich nicht viel gequält,
Vor Schrecken fielen sie entseelt.
Ein Fremder, der sich dort versteckt
Und fechten wollte, ward gestreckt.
In wilden Kampfes kurzer Zeit
Von Kohlen, ringsumher gestreut,
Entflammte Stroh. Nun lodert's frei,
Als Scheiterhaufen dieser drei.“ (11352-11369)

Ohne moralische Skrupel bekennen die vier Teufel ihre Tat, die ihnen durch den Erfolg berechtigt erscheint: „wir aber haben (...) behende *Dir* sie weggeräumt“ (11360f; Herv. FL). In dieser servilen Auftragserfüllung für Faust kommt die instrumentelle Rationalität zum Ausdruck, in der die Reflexion allein zur Perfektionierung der Mittel für vorgegebene Ziele dient (Horkheimer 1936; Habermas 1968). Nach kurzen Skrupeln fängt sich Faust wieder, der die Folgen seinen Handlangern anlastet.

„FAUST:

Ward ihr für meine Worte taub?
Tausch wollt' ich, wollte keinen Raub.
Dem unbesonnenen wilden Streich,
Ihm fluch' ich; teilt es unter euch!“ (11370-11373)

Scheinbar war die Aktenlage so uneindeutig, dass die Leute statt ins irdische ins himmlische Paradies ‚umgesiedelt‘ wurden; ein Versehen, mit dem Faust alle Schuld von sich weist¹⁹

„Er macht einen feinen Unterschied zwischen einem Zwang zum Tausch und Beraubung. Ihm genügt es, daß er einen höheren materiellen Wert für das Besitztum geboten hat, um den gewaltsamen Tausch nicht mehr als schreiendes Unrecht zu empfinden: es ist nur eben nicht ganz recht (11271f). Er kriegt es

¹⁹ Nicht so Goethe, der Fausts Worte durch den Chorus kommentieren lässt: „Das alte, alte Wort erschallt: / Gehorche willig der Gewalt!“ (11374f).

fertig, die Vernichtung von drei Menschenleben und einem ganzen Anwesen einen ‚unbesonnenen wilden Streich‘ – einen Streich! zu nennen. Das ist die Sprache eines Mannes, der auch über Leichen geht, der eine Untat, in seinem Dienst begangen, nachsehen, aber den geringsten Widerstand gegen seinen Willen nicht hinnehmen kann“ (Arens 1989: 880).

An diese dramatische Stelle schließt das Gespräch mit der Sorge an, das damit endet, dass Faust erblindet. In dem Zwischenspiel ‚Mitternacht‘ wird geschildert, wie Faust die Sorge scheinbar abwehrt, obgleich in der vorhergehenden Handlung dargelegt wurde, dass sie ihn schon längst befallen hat. Exemplarisch für die latente Sorge, die Faust plagt, steht das Glockenmotiv, mit dem sein Gram über Philemon und Baucis verbunden ist, und das sich durch den gesamten letzten Akt zieht²⁰ (Arens 1989: 841, 850, 862, 886). – Die Vernichtung der Hütte samt Kapelle dient auch dazu, das „Erinnerungszeichen (zu) vernichten, doch das latente Weiterleben der Erinnerung kann er (Faust) sich damit nicht ‚vom Gemüte‘ schaffen“ (Matussek 1999: 295 – Einf. FL). Nicht die Sorge selbst hat Faust abgewehrt, sondern das Bewußtsein, von ihr getrieben zu sein. In seinem wahnhaften Fetischismus, der die Vorstellung und das Symbol mit der ‚Realität‘ verwechselt, ignoriert er die Wirklichkeit seines eigenen Leides und das der anderen, und gibt sich letztlich der totalen Imagination hin. Denn zugleich mit dem Verlöschen des äußeren Lichts, leuchtet in seinem Geist ein helleres Licht auf; der Wahn verliert jeden relativierenden Realitätskontakt.

„FAUST:

Die Nacht scheint tiefer tief hereinzudringen,
Allein im Innern leuchtet helles Licht;
Was ich gedacht, ich eil' es zu vollbringen;
Des Herren Wort, es gibt allein Gewicht.
Vom Lager auf, ihr Knechte! Mann für Mann!
Laßt glücklich schauen, was ich kühn ersann.
Ergreift das Werkzeug, Schaufel rührt und Spaten!
Das Abgesteckte muß sogleich geraten.
Auf strenges Ordnen, raschen Fleiß
Erfolgt der allerschönste Preis;
Daß sich das größte Werk vollende,
Genügt ein Geist für tausend Hände.“ (11499-11510)

Nachdem die Schuldfrage für Faust also geklärt ist, befiehlt er, das Projekt fortzusetzen. Plötzlich scheinen die Arbeiter, die bei dem Brand nicht zur Hand waren, aber jetzt in der Anweisung Faustens vorausgesetzt sind, wieder zu existieren.

²⁰ Siehe die Verse: 11072, 11141, 11151, 11253, 11258-11268.

Der Glockenklang, der im letzten Akt von Faust II den unzufriedenen Faust verdrießt, errettete ihn in der Szene ‚Osternacht‘ im Faust I, die vor dem Pakt mit dem Teufel spielt, vor dem Suizid. Das Symbol der Hoffnung und Rettung erzeugt ihm am Ende nur mehr Ekel und wird zur Totenglocke (Schieb 1999: 285).

tieren. Anders als der Nachtwächter sagt der erblindete Faust an dieser Stelle jedoch nicht, was er sieht, sondern was er *will*. Der Realitätsstatus der Arbeiter, ob es leibhaftige Menschen, Mephistos Geister oder Fausts Traumgestalten sind, bleibt an dieser Stelle nebulös – später sind sie Fiktion. Nun tritt Faust auf den ‚Vorhof vor dem Palast‘ und während unbemerkt der Tod naht, hört Faust die Spaten klirren und sieht vor dem inneren Auge sein Projekt, für Millionen ein irdisches Paradies zu errichten, vollendet, obgleich ihm real nur sein Grab geschaufelt wird.

„FAUST:
Wie das Geklirr der Spaten mich ergetzt!
Es ist die Menge, die mir frönet,
Die Erde mit sich selbst versöhnet,
Den Wellen ihre Grenze setzt,
Das Meer mit strengem Band umzieht.
MEPHISTOPHELES (beiseite gesprochen):
Du bist doch nur für uns bemüht
Mit deinen Dämmen, deinen Bühnen;
Denn du bereitest schon Neptunen,
Dem Wasserteufel, großen Schmaus.
In jeder Art seid ihr verloren;--
Die Elemente sind mit uns verschworen,
Und auf Vernichtung läuft's hinaus.“ (11539-11550)

Während Faust von der Erweiterung seiner landespflegerischen Maßnahmen ins Unermessliche phantasiert, fallen die trockengelegten Flächen, auf die Philemon und Baucis umgesiedelt werden sollten, wieder dem Meer anheim:

„die gewaltige Anlage aber, die Mephisto mit Faust geschaffen hat, wird nicht von Dauer sein. Aber auch in diesem Vernichtungsbild erscheinen die Menschen nicht, die zum Ertrinken verurteilt sind“ (Arens 1989: 936).

Baucis Befürchtung, dass dem Wasserboden nicht zu trauen sei, wird bestätigt, und damit die Faustapologeten, die Baucis abergläubische Phantasterei vorwerfen, im Text widerlegt²¹

Im Laufe der Handlung verliert Faust jeglichen Schatten eines Gewissens und wird in seinen Anforderungen immer rücksichtsloser und maßloser:

„FAUST:
Wie es auch möglich sei,
Arbeiter schaffe Meng' auf Menge,
Ermuntere durch Genuß und Strenge,
Bezahle, locke, presse bei!
(...)
Ein Sumpf zieht am Gebirge hin,

²¹ Durch die Geschichte der Faust-Interpretation bewegt sich ein analphabetisches Germanistenheer schon Jahrzehnte vor der PISA-Studie 2002.

Verpestet alles schon Errungene;
Den faulen Pfuhl auch abzuziehn,
Das Letzte wär' das Höchsterrungene.
Eröffn' ich Räume vielen Millionen,
Nicht sicher zwar, doch tätig-frei zu wohnen.

(...)

Im Innern hier ein paradiesisch Land,
Da rase draußen Flut bis auf zum Rand,

(...)

Das ist der Weisheit letzter Schluß:

Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
Der täglich sie erobern muß.

Und so verbringt, umrungen von Gefahr,

Hier Kindheit, Mann und Greis sein tüchtig Jahr.

Solch ein Gewimmel möcht' ich sehn,

Auf freiem Grund mit freiem Volke stehn.“ (11551-11580)

In der pathetischen Rede geht es Faust einzig um seine Erfüllung und eigene Freiheit, zu herrschen. Mit der Freiheit der anderen ist es bei Faust nicht allzuweit her, so „spielt der humanitäre Freiheitsbegriff im ‚Faust‘ keine Rolle“ (Arens 1989: 940), vielmehr schwelgt er in dem von ihm entworfenen Bild der ‚Freiheit‘, die er den Menschen geben müsse. Denn letztlich traut er ihnen nicht zu, aus eigenen Stücken frei zu sein, steht doch das ‚Gewimmel‘ im vorangehenden 4. Akt deutlich im Zusammenhang mit „Zerstreuter Ameis-Wimmelhaufen“ (10151), der dazu diene, den Führern, ob nun Mephisto oder Faust, zu huldigen (10150-10154). Faust sieht in der bürgerlichen Freiheit nur eine Brutstätte für Rebellen (10155-10159).

„Will man die politischen Implikationen von Fausts letzten Zielen aktualisieren, so liegen imperialistische, ja faschistische Staatsformen näher als die eines demokratischen Sozialismus“ (Schlaffer 1976: 775 zit. in. Gaier 1999b: 630f).

Der landespflegerische Illusionismus ist perfekt. In seiner Phantasie entwirft Faust „ein Werk für die Menschheit – ohne Menschen“ (Arens 1989: 929). Innerhalb dessen spielt sich alles nur noch zwischen wahnhaften (Zukunfts-) Visionen ab – d.h. Leitbildern. Wer sich auf diese Ebene der Diskussion begibt, ist damals wie heute verloren. – Fausts Projekte werden permanent von neuen Projekten ersetzt und übersteigert. Seine Wunschproduktion verliert sich ins Unermessliche und verdrängt mit immer phantastischeren Zukunftsvisionen die Vergangenheit. Faust, der mit Mephisto in die Welt aufgebrochen ist, um Erfahrungen zu machen, macht letztlich keine Erfahrung, auf die er in seinem Handeln zurückgreifen könnte. Er wird weder klug noch weise, sondern verrückt. Wie schon die Kolonien in den ‚Wanderjahren‘ so entwickelt auch Faust mit seiner Kolonie ein Arbeitslager – zumindest als Vision, das durch rhetorische Übersteigerung und Gefahr gerechtfertigt erscheinen soll.

„Faust imaginiert megaloman: Räume für Millionen sollen eröffnet werden. Die moderne, ungeduldige Utopie kalkuliert grundsätzlich mit dem Unendlichen. Der Rausch des Maßlosen, die Faszination der großen Zahl, ersetzt die klassische Utopie des Maßes.

Zum anderen entwirft Faust das neue Paradies in der Weise, daß eine von außen permanent drohende Gefahr im Inneren für pausenlose und disziplinierende Bewegung sorgt. (...)

In Fausts Kolonie kann und darf niemand ins (selbst-) kritische Nachdenken geraten, es wird hier keinen Augenblick mehr Ruhe geben. (...) Und nur der verdient hier das Leben, der die Kraft aufbringt zur permanenten Aktion. (...) Wer seine Individualität aufgibt und in der bewegten Masse der Millionen aufgeht, der ist ‚frei‘ Wer nicht mitmachen will oder nicht mehr mitrennen kann, der verliert seine Freiheit und das Leben“ (Jaeger 2004: 437f).

Kindern wird vielleicht noch das Potential, sich später nützlich zu machen, zugestanden, aber schon bei weniger arbeitstauglichen Jugendlichen, Arbeitslosen, körperlich oder geistig weniger Fitten, Kranken und Alten sieht die Lebenserwartung in dieser Arbeitskolonie ziemlich düster aus. Auf der Höhe seines Wahns vollendet sich das irdische Schicksal von Faust, der die entscheidenden Worte spricht, die dem Pakt mit dem Teufel gemäß die Einwilligung in seinen Tod bedeuten²² Er antizipiert den erfüllten Augenblick, in dem er das Vorgefühl seines Glücks genießt. Für Faust ist das Glück nur als Illusion zukünftigen Glücks möglich, nicht als gegenwärtiges. Mit dieser Geisteshaltung kann das verheißene Glück verhängnisvoll auf das Glück der gegenwärtig lebenden Menschen wirken, das vor jenem ‚absoluten Glück‘ nicht zur Geltung kommen darf (vgl. Giono 1963).

FAUST:

„Zum Augenblicke dürft' ich sagen:

Verweile doch, du bist so schön!

Es kann die Spur von meinen Erdetagen

Nicht in Äonen untergehn. –

Im Vorgefühl von solchem hohen Glück

Genieß' ich jetzt den höchsten Augenblick.“ (11581-11586)

Letztlich sind nicht die Menschen – weder die realen noch die imaginierten – Zweck seines Handelns, sondern sie sind ihm Mittel zu seiner Erfüllung. Nachdem er die Vision seines zukünftigen Ruhmes genossen hat, verlässt ihn das Leben und sein verbindlicher Kumpan Mephisto steht plötzlich ‚betrogen‘ mit

²² Die Bedeutung der Worte „Verweile doch, du bist so schön!“ und der Ausgang der Wette sind in der Faust-Interpretation umstritten. Dass Faust „im Vorgefühl“ seines Glücks „jetzt den höchsten Augenblick“ genießt, deutet meines Erachtens nach darauf, dass der Pakt erfüllt wurde und Mephisto die Wette gewonnen hätte, worauf auch der Tod deutet, der auf Faustens Bekenntnis hin eintritt. Dass die Geschichte dann eine andere Wendung nimmt, ist eine Pointe, mit der Goethe die Erwartung, die traditionell an eine Tragödie gestellt wird, unterläuft, und eine intellektuelle wie emotionale und ethische Herausforderung an den Leser bzw. Zuschauer.

leeren Händen da. Denn in der Zwischenszene ‚Grablegung‘ erweist sich, dass der alte Teufel viel zu traditionell und beständig ist für die neue Weltordnung.

MEPHISTOPHELES:

„Der Körper liegt, und will der Geist entfliehn,
Ich zeig' ihm rasch den blutgeschriebenen Titel; –
Doch leider hat man jetzt so viele Mittel,
Dem Teufel Seelen zu entziehn.

(...)

Herkömmliche Gewohnheit, altes Recht,
Man kann auf gar nichts mehr vertrauen.

(...)

Bei wem soll ich mich beklagen?
Wer schafft mir mein erworbenes Recht?
Du bist getäuscht in deinen alten Tagen,
Du hast's verdient, es geht dir grimmig schlecht.

(...)

So ist fürwahr die Torheit nicht gering,
Die seiner sich am Schluß bemächtigt.“

(11613-11622 und 11832-11843)

Der grammatikalische Bezug der ‚Dritten Person singular‘ ist nicht eindeutig, kann aber zwanglos sowohl auf Faust als auch auf Mephisto bezogen werden, der sich in dieser Passage ironisch distanziert betrachtet.

Die Szenerie wechselt zu weltentlegenen, nun gänzlich menschenleeren ‚Bergschluchten‘. Faustens Erlösung ist nun rein metaphysisch durch göttliche Gnade erwirkt, die ihn dem Zugriff des (weltlichen) Teufels entzieht – wortgewaltig und bilderreich an der Grenze zum Kitsch. Angesichts der irdischen Katastrophe, auf die der Versuch, mit den Mitteln der Landespflege das Paradies zu errichten, hinausgelaufen ist, wird die Rettung ins Jenseits verlagert.

„Es ist, als wäre nichts Schreckliches geschehen, es fällt nicht ins Gewicht für Fausts künftiges Schicksal. Dies wird kein christliches sein, sieht nur so aus, tatsächlich wird es ein Schlag ins Gesicht jedes moralisch denkenden Christenmenschen sein. Das war dem Dichter gewiß klar, aber er ließ es bei der Herausforderung, er konnte es nicht ändern: tatsächlich zog sie sich ja durch das ganze Stück, dessen Geist (und) Moral konsequent verkannt wurden, wenn man sie für christlich hielt“ (Arens 1989: 883f – Einf. FL).

Der Skandal ist scheinhaft, weil er eine metaphysische Krämerseele voraussetzte, die Gleiches mit Gleichem vergelte. Die humanistische Lehre in diesem Skandal für das Kirchenchristentum ist, dass die göttliche Güte selbst dem bösen Individuum seine Sünden vergibt und es ins Paradies einlässt. Eine Weisheit aus dem chassidischen Judentum besagt, dass es die Hölle wohl geben mag, sie aber leer sei, weil Gott in seiner Güte nicht so herzlos sein kann, einen

Menschen in sie hinein zu stoßen. Der gütige Gott wiederum erfährt im Finale des Faust II ‚Bergschluchten‘ eine Geschlechtsumwandlung²³

„CHORUS MYSTICUS:

Alles Vergängliche

Ist nur ein Gleichnis;

Das Unzulängliche,

Hier wird's Ereignis;

Das Unbeschreibliche,

Hier ist's getan;

Das Ewig-Weibliche

Zieht uns hinan.“ (12104-12111)

Das ‚Ewig-Weibliche‘ ist eine sehr deutliche Reminiszenz an heidnische Mutterkulte, aus denen Teile in die christliche Religion übernommen wurden, z.B. der Marienkult. Heckten noch zu Beginn im Faust I ‚Prolog im Himmel‘ die metaphysischen Männer – Gott und Teufel – in verschworener Kumpanei eine Wette aus, so findet sich im Finale des Faust II ein weibliches Wesen auf dem Himmelsthron, das Liebe verbreitend Faust dem bösen Wettkampf entzieht. Damit ‚unterliegt‘ neben dem leer ausgegangenen Mephistopheles auch sein alter Gegenspieler, der strafende Vatergott, der göttlichen Liebe und universellen Gnade. Diese eklatante Konterkarierung des Philemon-Baucis-Mythos – sowohl in antiker als auch christlicher Gestalt – transformiert das Faust-Drama von einem moralischen Lehrstück höherer Gerechtigkeit, mit der Erniedrigte und Geknechtete auf Erden im Jenseits rechnen könnten, die sie aber zugleich unterwirft, zu einer metaphysischen Allegorie jenseits von Gut und Böse. Dem transzendenten Sieg der Liebe entsprechend, wird letztlich dem ‚patriarchalen Streben‘ von Faust eine ‚matriachale Entelechie‘²⁴ zugrunde gelegt, die schon in sich erfüllt ist und die faustsche Seele aufnimmt.

Ein großes Finale, das mit der Vergänglichkeit der Welt alles Leid metaphysisch zu rechtfertigen *scheint*. So werde auch die Umwelt des alten Ehepaars als morsch beschrieben und falle sozusagen naturläufig dem Verfall anheim, was die Schuld an Mord und Todschatz zu mindern scheine.

²³ Vom dekonstruktiven Feminismus her betrachtet, erweist sich der alte Goethe fast als früher Theoretiker der Gender-Diversität (vgl. Protze 2009).

²⁴ Das griechische Wort ‚entelecheia‘ meint bei Aristoteles das dem Wesen innewohnende Ziel, auf das hin sich ein Dasein seiner Natur gemäß entfaltet. Sie ist der innere Zweck der Wirklichkeit, bei Aristoteles die ‚energeia‘ (Im-Werk-sein; ‚Energie‘ im Sinne von Wirklichkeit), die das Dasein *ist*. „Die Griechen nannten Entelechie ein Wesen, das immer in Funktion ist. Die Funktion ist Dasein, in Tätigkeit gedacht“ (Goethe Bd. 12: 371). Die Entelechie vergeht in den wechselnden Gestalten eines Seienden nicht, weshalb Goethe in der Bühnenanweisung auch ‚Fausts Unsterbliches‘ seine ‚Entelechie‘ nennen kann (Gaier 1999a: 1120); so in der Handschrift H^d, siehe Weimarer Ausgabe I. Band 15.2 (WA 1888: 165). „(...) Faustens *Unsterbliches tragend*) Das wird man nicht im gängigen Sinn als ‚christlich‘ verstehen dürfen. In H^d (...) hieß es noch: *Chor der Engel. (Faustens Enetelechie heran bringend)*“ (Schöne 1994: 799 – Klammern mit Text im Original).

„Das besagt zweierlei: erstens, das Idyll geht aus sich heraus zu Ende, es ist überlebte Vergangenheit; zweitens, wenn Mephisto mit den Seinen es vernichtet, ist die Untat nicht so groß, wie es zuerst erscheint, und somit auch Faustens Schuld nicht“ (Arens 1989: 839).

Das wiederum ist folgenreich für das Verständnis von Schuld sowohl innerhalb der Tragödie als auch außerhalb der Tragödie z.B. in der Welt der Faust-Interpreten. Denn in der Betonung der Vergänglichkeit alles Weltlichen schließt sich die göttliche Wahrheit mit der des Teufels zumindest in Bezug auf die diesseitige Welt zusammen²⁵; in der Logik der Tragödie spricht Mephisto schon eingangs (Faust I im Studierzimmer) diese metaphysische Wahrheit aus:

„MEPHISTOPHELES:

Ich bin der Geist, der stets verneint!

Und das mit Recht; denn alles, was entsteht,

Ist wert, daß es zugrunde geht;

Drum besser wär's, daß nichts entstünde.“ (1338-1341)

Arbeitsteilig haben Teufel und Gott die Welt in Diesseits und Jenseits unter sich geteilt. In der Tradition der ‚aufgeklärten Theodizee‘ wird angesichts des weltlichen Leids der ‚ungerechte‘ Gott durch den Menschen legitimiert und in diesem Falle im Gedicht für die profane Welt gerettet; die aufgeklärte Religion gewinnt im literarischen Kunstwerk Gestalt²⁶ Goethe konstruiert in der Bergschluchten-Szene „seine eigene *Kunstreligion*“ (Mirmehdi 1999: 281).

„Zwecks Rettung Fausts wird in der Bergschluchten-Szene eine neue Kultkonstruktion vorgestellt, die erfahrene Sinnlosigkeit und reale Katastrophen in eine Meta-Realität überführt; eine Realität, die als alternativer Heilsstand esoterisch reduziert ist“ (Mirmehdi 1999: 284).

Die Erlösung resultiert nicht aus Faustens maßlosem Streben, sondern aus der (matriarchalen) Güte, die das endlose (patriarchale) Streben unterbricht und beendet. Die ironische Brechung in der Formulierung: „Wer immer strebend sich bemüht, / Den *können wir* erlösen“ (11936f; Herv. FL), ist im Konjunktiv geradezu greifbar²⁷; denn weiter unten fährt der Text fort: „Wer zerreißt aus eigener Kraft / Der Gelüste Ketten?“ (12026f). Schuld, so können wir resümieren, ist ein moralisches Verhältnis zwischen Menschen, das die transzendente Gnade nicht berührt. Damit bleibt umgekehrt die Schuld zwischen Menschen von der göttlichen Gnade unabgegolten. Die Schuld wird sowenig von der Gnade auf-

²⁵ Fausts Tod und die Aussage des Chors, dass es vorbei sei, kommentiert Mephistopheles: „Da ist's vorbei! Was ist daran zu lesen? / Es ist so gut als wär' es nicht gewesen, / Und treibt sich doch im Kreis, als wenn es wäre. / Ich liebte mir dafür das Ewig-Leere.“ (11600-11603).

²⁶ Im 19. Jahrhundert wird die Kunst die Religion ersetzen, beispielhaft in Wagners Opern, und zum ‚Mythos der Moderne‘ werden (Vosskühler 2002).

²⁷ In diesem Sinne kommentiert auch Ulrich Gaier: „die Erlösbarkeit ist eine ‚Kann-Bestimmung‘ und die Erlösung kein automatischer Vorgang“ (Gaier 1999a: 1143), der sich aus dem ‚stehenden Bemühen‘ ergäbe. Laut Eckermann sah Goethe (6.6.1831) in diesem Gesang der Engel den Schlüssel zu Faustens Errettung (Eckermann 1848: 471).

gehoben wie das Verbrechen auch nicht rückgängig gemacht werden kann, sondern die Schuld bleibt in der Gnade bestehen.

Die apologetische Wendung am Ende und zwar innerhalb der Tragödie wird von den meisten Faustkommentatoren auf die gesamte Tragödie angewendet, wie Hans Arens in seiner minuziösen Faustlektüre und dem Vergleich mit den maßgeblichen Faustinterpretationen herausstellt (Arens 1989). Nicht der Widerspruch zwischen Schuld und Vergebung wird thematisiert, sondern die Schuld unter dem Aspekt von Faustens Errettung als Unschuld ausgelegt. Als verbürge die göttliche Gnade, dass Fausts Schuld so groß nicht gewesen sein könne. Eine solche Interpretation verkennt die Inkommensurabilität zwischen dem Diesseitigen und dem Jenseitigen und versachlicht dabei das Jenseits zur idealen Bürokratie; als wäre ‚Gott‘ ein Finanzbuchhalter, bei dem Soll und Haben sich auf Null summieren müssten.

„Aus der vorherrschenden positiven, ja verklärenden Einstellung der Kommentatoren zu Faust ergibt sich die Tendenz, seine Fehler zu mildern, zu beschönigen, zu verharmlosen, zu leugnen, ja in faustischem Geiste ins Positive zu verkehren; wer nichts von alledem tun kann oder will oder keine eigene Meinung hat, – der schweigt. Eine Verurteilung Faustens ist die Ausnahme, da man sich nicht die Mühe macht, den Text genau zu lesen und Fausts Handeln genau zu analysieren“ (Arens 1989: 863).

Im Gegensatz zu Goethe selbst, der seinen Helden nicht entschuldigt oder dessen Handeln beschönigt (Arens 1989: 844, 871), wird Faust und sein Handeln von einem Germanistenheer mittels drei Strategien verteidigt²⁸ (Arens 1989: 870):

1. Die Handlung sei echt faustisch und stehe damit jenseits der Moral.
2. Das sei der Lauf der Welt, dem Faust eingegliedert sei; das machten alle so – nur manche weniger und der Ausnahmecharakter Faust eben mehr.
3. Mephistopheles hätte Faust verführt, der zum Opfer erklärt wird.

Gestaltung der Landespflege

Ganz ähnlich werden die Fehlschläge und Verfehlungen der Landespfleger in der Ahnengalerie der Landespflege weißgewaschen und als Erfolgsgeschichte ausgestellt (vgl. Hard 1978). Ihre guten Absichten gelten als Ausweis ihrer Schuldlosigkeit, weshalb die Schuld an den Fehlschlägen vom bescheidenen Schmuckplatz, der nach wenigen Jahren renovierungsbedürftig ist, bis hin zu den großen Vertreibungen den ‚Verhältnissen‘ und der ‚Zeit‘ zugeschrieben wird.

²⁸ Das verzweifelte Harmoniebedürfnis der Interpreten scheint Goethe geahnt zu haben, wie in einer von Eckermann berichteten Äußerung Goethes vom 3.1.1830 deutlich wird. „Der ‚Faust‘, fuhr er fort, ‚ist doch etwas ganz Inkommensurables, und alle Versuche, ihn dem Verstand näher zu bringen, sind vergeblich“ (Eckermann 1848: 359).

Alle drei Entschuldigungs-Strategien werden auch auf das Dritte Reich und die Geschichte der Landespflege angewandt; z.B. die Täter zu Opfern ihrer Zeit erklärt.

Das Verbrechen selbst wird im Kunstwerk ästhetisch überhöht und erscheint insofern als moralischen Erwägungen enthoben und damit letztlich gerechtfertigt. Der Ästhetizismus reagiert auf den religiösen Sinnverlust und die wissenschaftlich-technische Verdinglichung der gelebten Welt, die samt Menschen zum berechenbaren Objekt wird (Lukacs 1923; Benjamin 1936; Ritter 1963).

„Fausts Welt einer technokratischen Selbstapotheose kann nur existieren in der Negation mythologischer Narratio. Den Initiationsweg der Identifikation mit dem Vorbild antiker Götter hat Faust hinter sich gelassen, zwischen dem Abstrakt-Unendlichen und dem verdeckten Prozeß schonungsloser Natur- und Menschenausbeutung bleibt kein Raum für sinndeutendes Erzählen. Fausts Eingreifen pervertiert die traditionelle Geschichte und versucht, die Bestandtheit ihrer Verhaltensmodelle auszulöschen, um das eigene Projekt universaler Herrschaft nicht dem Pluralismus des Mythologischen zu überlassen“ (Hesse-Belasi 1992: 220).

Mit der rein technokratischen Entzauberung der Welt wird diese merkwürdig entwirklicht. Die Beschreibungen von Faustens Landesverschönerung entbehren der Menschen, die als ‚Gewimmel‘, ‚Völker‘ und ‚Menschheit‘ rhetorisch inszeniert werden, so sehr, dass ihr Realitätsstatus zunehmend ungewisser wird – nicht erst in der abschließenden Phantasmagorie (Gaier 1999b: 636). Die Landgewinnung erscheint als permanentes Projekt, das nie ans Ziel gelangen wird, weil es immer umfassender entworfen wird, und mit ihm wird die gesamte moderne Welt zum ‚Simulacrum‘²⁹ (Gaier 1999b: 637f). Diese Entwirklichung der Welt durch Prospektion und Projektion erinnert an die postmodernen Diskurse über die Realität des Realen und der Simulation, unter denen soziale Gerechtigkeit zu einer Frage von Zeitgeist und Mode wird. Sowohl der moderne Technizismus als auch Ästhetizismus erklären die Welt zum Gegenstand und Feld der Gestaltung, die z.B. in der Landespflege und dem Städtebau betrieben wird. Wie im Faustdrama sollen herrschaftliche Gewalt und soziale Konflikte unter dem schönen Schein verschwinden, wie er in der bloßen Betrachtung präsentiert wird. So charakterisiert Gabriele Hesse-Belasi die Funktion der ästhetischen Einstellung in der Faust-Tragödie:

„Die ästhetische Besetzung läuft mithin parallel zur Akkumulierung von politischer Macht und ökonomischem Kapital, wobei der Prozeß der Akkumulierung selbst verborgen bleibt. (...) Die Ästhetisierung des Bildes ist das notwendige Korrelat der schrankenlosen Usurpation. Das Gesehene wird nicht verstanden

²⁹ Den Begriff des ‚Simulacrum‘ prägte der französische Soziologe Jean Baudrillard, der zu den Theoretikern der ‚Postmoderne‘ gezählt wird. Mit dem Begriff bezeichnet er eine Simulation, die dermaßen perfekt ist, dass sie nicht nur *als* Wirklichkeit aufgefasst wird, wie bei herkömmlichen Trugbildern, sondern den Unterschied negiert, so dass man nicht mehr zwischen ‚Realität‘ und ‚Fiktion‘ unterscheiden und sie selbst zur Wirklichkeit werden kann (Baudrillard 1978). Dies wird möglich, weil jede Aussage eine ontologische Setzung beinhaltet. Die Simulation ist wirklich. Wird nun in der logischen Abstraktion das Attribut ‚wirklich‘ mit dem Subjekt ‚Simulacrum‘ über die Konjunktion ‚ist‘ identifiziert und als eine selbstständige Substanz aufgefasst, dann *ist* das Simulacrum die Wirklichkeit bzw. diese eine Simulation.

als Zeichen seiner Genese, sondern als autonomes Objekt einer ästhetischen Erfahrung“ (Hesse-Belasi 1992: 219).

Mit dem Tod von Philemon und Baucis sowie dem Wanderer einerseits und der autoritären Ingenieursleistung durch den Utopisten Faust und seinem Vollstrecker Mephistopheles andererseits wird die Vernichtung der bäuerlichen Welt, die auf dem Besitz von einem Stück Land und einem Haus und dem sozialen Prinzip der Gegenseitigkeit beruhte, symbolisiert³⁰

Goethe kontrastiert „zwei Formen des Wirtschaftens, nämlich die der mit Hilfe eines ‚Gärtchens‘ offenbar autarken Subsistenzwirtschaft bei äußerst geringen Bedürfnissen der alten Leute, und die Wachstumswirtschaft der zum Selbstzweck gewordenen Befriedigung unendlicher imaginärer Bedürfnisse. Und es ist die punktuelle Störung der imaginären Totalität des ‚Welt-Besitzes‘, die Faust veranlaßt, die alten Leute beseitigen zu lassen“ (Gaier 1999b: 631).

Geschichtlich gesehen wird diese Beseitigung durch den modernen Fleiß (Industrie) betrieben, die unter anderen von Landespflegern vorangetrieben wird (Lorberg2005).

„Die ökonomische Lesart bildet eine Sinnschicht nicht nur im Zweiten, sondern schon im Ersten Teil. (...) von der Subsistenzwirtschaft des späten Mittelalters und dem Ausgang ins frühe Bürgertum über Merkantilismus/Kameralismus, Physiokratie, Kapitalwirtschaft (Fremdkapital und Scheinkapital), Kriegswirtschaft bis zur Erwerbs- und Wachstumswirtschaft des 19. Jahrhunderts, die letztlich nur noch Selbstbestätigungscharakter hat. Die Bedürfnisse steigern sich von den natürlichen über die ins Ungemessene wachsenden imaginären Bedürfnissen bis zum Bedürfnis, es möge der Befriedigung künftiger möglicher Bedürfnisse absolut kein Hindernis entgegenstehen; die Bedürfnisbefriedigung wird damit zum Zweck in sich selbst, dem das Gros der Menschen in Sklaverei unterworfen wird“ (Gaier 1999b: 638).

Faust als Landespfleger und das Faust-Drama sind in der ökonomie- und professionsgeschichtlichen Lesart immer noch aktuell. Wie Faust wollen Landespfleger immer nur das Beste:

„Philemon und Baucis hat sein Herrschaftsprojekt weiter nichts zu bieten als den Verlust ihrer Freiheit – und damit eben zerstört Faust das, was eigentlich das Ziel seiner Bemühungen war“ (Hesse-Belasi 1992: 241).

Letztlich unterliegen die Protagonisten des technisch-sozialen Fortschritts selber der Dialektik der Aufklärung, dass sie an ihren Idealen scheitern und mit der technischen Gewalt sowohl andere ins Verderben stürzen als auch ihr eigenes Grab schaufeln. Selbst Mephisto und die seinen sehen sich zum Schluß um den spekulativen Ertrag ihres Bemühens betrogen.

³⁰ Die göttliche Liebesbotschaft, mit der das Drama endet, steht der ‚kleinen‘ Welt von Philemon und Baucis näher als der ‚großen‘ Welt von Faust & Co, die von Ungenügen, Hass und Neid durchzogen ist.

„Die wahre Tragödie im Schlußteil aber ist die des geprellten Mephistopheles“ (Mirmehdi 1999: 284).

An ihm exemplifiziert sich seine nihilistische Maxime, dass alles, was entsteht, wert sei, dass es zugrunde geht – folgerichtig auch sein eigenes Bemühen um die Seele von Faust (11825-11843). Goethe nennt die Tendenz der modernen Zeit, dass nichts bleiben und reifen kann: veloziferisch – eine teuflische Eile, in der alles verdampft und veraltet. Eine Zeitdiagnose, die an Parallelstellen aus dem ‚Kommunistischen Manifest‘ erinnert, wenn in der kapitalistischen Industrie ‚alles Ständische verdampft‘ (vgl. Marx/Engels 1848).

„Für das größte Unheil unserer Zeit, die nichts reif werden läßt, muß ich halten, daß man im nächsten Augenblick den vorhergehenden verspeist, den Tag im Tage vertut und so immer aus der Hand in den Mund lebt, ohne irgend etwas vor sich zu bringen. Haben wir doch schon Blätter für sämtliche Tageszeiten! ein guter Kopf könnte wohl noch eins und das andere interkalieren. Dadurch wird alles, was ein jeder tut, treibt, dichtet, ja was er vorhat, ins Öffentliche geschleppt. Niemand darf sich freuen oder leiden als zum Zeitvertreib der übrigen; und so springt's von Haus zu Haus, von Stadt zu Stadt, von Reich zu Reich und zuletzt von Weltteil zu Weltteil, alles veloziferisch.“ (Goethe 1829: 289).

Eingedenk dieses Verschwindens entwickelt gerade das Faust-Drama, dessen tragischer Held die Vergangenheit verdrängt, im permanenten Fortschritt ins Unermessliche Momente der Besinnung und Erinnerung verweigert, ein kulturelles Gedächtnis der Moderne, das ihrem Schwindel widersteht (Matussek 1999: 296). Erklärt der ‚Chorus Mysticus‘ das Vergängliche zum Gleichnis, so wird es in der Fabel des Faust-Dramas gerettet, womit sich in diesem Fall das literarische Kunstwerk als reflexives Medium und Archiv erwiesen hat. Verallgemeinert lässt sich sagen, dass die Kunst für spätere Generationen ein Seismograph der Geschichte ist (vgl. Benjamin 1940; Ginzburg 1979; Berger 1991). Zwei Jahrhunderte, nach dem Goethe den ‚Faust‘ gedichtet hat, kommt Roswitha Schwieb über Goethe und seinen Faust zu dem Resümee:

„Das Vorausspüren einer ‚veloziferisch‘ veränderten Zeit durch einen alten Mann, der sich vom aktuellen Zeitgeschehen längst verabschiedet hat, läßt vor allem Faust II zu einem hochreflektierten Instrumentarium werden, das über die aufkommende Moderne Auskunft gibt, indem es den Helden in eben diese Richtung eilen läßt, während die Sprache, die alle seine Regungen und Bewegungen, auch seine Sprünge durch verschiedene Zeitschichten hindurch registriert, immer, ob sie will oder nicht, in die entgegengesetzte Richtung weist, nämlich in das Reich der Vergangenheit.

Goethe hat mit dem Faust II am Ende seines Lebens eine frühe Dialektik der Aufklärung geschrieben, die sich der Ambivalenz des Fortschritts nicht nur in höchstem Maße bewußt ist, sondern sie auch spannungsvoll in Waage halten kann“ (Schieb 1999: 290).

In der ästhetischen Reflexion der Landespflege im Faust II, durch die einige Widersprüche und Folgen unbedachter Gestaltung verdeutlicht wurden, erweist sich die literarische Gestalt als brauchbares Mittel zur Kritik an Gestaltung.

„Was Faust selbst nicht gelingt – die Erlösung aus dem Kreislauf gescheiterter Signifikationsprozesse – ist mithin die Aufgabe des Rezipienten“ (Hesse-Belasi 1992: 252).

Insofern ist auch die freiraumplanerische Kritik an Gestaltung sinnvoll und keine vergebliche Mühe, weil ihr immaterieller Ertrag primär weniger im Verhindern von ästhetisierender und enteignender Gestaltung liegt, wenn sie darauf hinwirkt, schadet es nicht. Vielmehr liegt der Ertrag freiraumplanerischer Kritik darin, an die Wirklichkeit zu erinnern und das kollektive Gedächtnis der Profession gegen alle Zumutungen der gestalterischen Beliebigkeit zu erhalten.

finis – ?

Literatur

- Arens, H. 1989:** Kommentar zu Goethes Faust II; Heidelberg 1989
- Baudrillard, J. 1978:** Die Agonie des Realen; Berlin 1978
- Benjamin, W. 1936:** Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit; in: ders. Illuminationen; Frankfurt am Main 1985
- Benjamin, W. 1940:** Über den Begriff der Geschichte; in: ders. Illuminationen; Frankfurt am Main 1985
- Bergemann, F. 1981:** Nachwort zu ‚Gespräche mit Goethe‘; in: Eckermann 1836; S. 732-738; Frankfurt am Main 1992
- Berger, J. 1991:** Begegnungen und Abschiede; München 1993
- Blumenberg, H. 1984:** Arbeit am Mythos; Frankfurt am Main 1996
- Buttler, A.v. 1989:** Der Landschaftsgarten; Köln 1989
- Däumel, G. 1961:** Über die Landesverschönerung; Geisenheim 1961
- Eckermann, J.P. 1836:** Gespräche mit Goethe – in den letzten Jahren seines Lebens; Hrsg. Fritz Bergemann; Frankfurt am Main 1992
- Gaier, U. 1999a:** Faust-Dichtungen. Kommentar I; Stuttgart 1999
- Gaier, U. 1999b:** Faust-Dichtungen. Kommentar II; Stuttgart 1999
- Ginzburg, C. 1979:** Spurensicherungen; München 1988
- Giono, J. 1963:** Das Phantom der Helena; in: ders. Die Terrassen der Insel Elba; Frankfurt am Main 1989
- Goethe, J.W.v. 1778:** Triumph der Empfindsamkeit; in: Werke Weimarer Ausgabe; Abt. I; Bd. 8; München 1987
- Goethe, J.W.v. 1795:** Wilhelm Meisters Lehrjahre; in: Werke Hamburger Ausgabe; Bd. 7; München 1998
- Goethe, J.W.v. 1809:** Die Wahlverwandtschaften; in: Werke Hamburger Ausgabe; Bd. 6; München 1998

- Goethe, J.W.v. 1829:** Wilhelm Meisters Wanderjahre; in: Werke Hamburger Ausgabe; Bd. 8; München 1998
- Goethe, J.W.v. 1833:** Faust II; in: Werke Hamburger Ausgabe; Bd. 5; München 1998
- Habermas, J. 1968:** Wissenschaft und Technik als Ideologie; in: ders. Technik und Wissenschaft als Ideologie; Frankfurt am Main 1991
- Hard, G. 1979:** Die Disziplin der Weißwäscher; in: Zur Situation der Geographie in Deutschland zehn Jahre nach Kiel; Hrsg. Peter Szlesak; Osnabrück 1979
- Hesse-Belasi, G. 1992:** Signifikationsprozesse in Goethes ‚Faust‘ Zweiter Teil; Frankfurt am Main 1992
- Jaeger, M. 2004:** Fausts Kolonie. Goethes kritische Phänomenologie der Moderne; Würzburg 2004
- Klauck, E.J. 2007:** Wind, Wetter, Wiesenblumen; Kassel 2007
- Lorberg, F. 2006:** Der Landschaftspark im Seifersdorfer Tal als geronnene Bewegung empfindsamer Spaziergänge; in: Von Zeit zu Zeit; Bd. 1; Hrsg. Arb.gem. Freiraum und Vegetation; Kassel 2006
- Lorberg, F. 2007:** Metaphern und Metamorphosen der Landschaft. Die Funktion von Leitbildern in der Landespflge; Notizbuch 72 der Kasseler Schule; Hrsg. Arb.gem. Freiraum und Vegetation; Kassel 2007
- Lucks, T. 1986:** Zur Theorie einer ‚Möchtegern-Wissenschaft‘; in: Garten und Landschaft; Heft 7; 1986
- Marx/ Engels 1848:** Das Kommunistische Manifest; MEW Bd. III; Berlin 1973
- Matussek, P. 1999:** Faust II – die Tragödie der Gedächtniskultur; in: Peter Stein inszeniert Faust; Hrsg. Roswitha Schieb; S. 291-296; Köln 1999
- Muschg, A. 1982:** ‚Bis zum Durchsichtigen gebildet‘. ‚Wilhelm Meisters Wanderjahre‘; in: ders. Goethe als Emigrant; S. 105-143; Frankfurt am Main 1996
- Osterkamp, E. 1999:** Gewalt in Goethes Faust; in: Peter Stein inszeniert Faust; Hrsg. Roswitha Schieb; S. 297-302; Köln 1999
- Ritter, J. 1963:** Subjektivität und industrielle Gesellschaft; in: ders. Subjektivität; Frankfurt am Main 1989
- Rousseau, J.J. 1762:** Emile oder über die Erziehung; Paderborn 1988
- Sahmland, I. 2005:** Ein Pionier der Gesundheitsförderung; Deutsches Ärzteblatt; H. 37/ 2005; S. 2457-2461
- Schieb, R. 1999:** Veloziferische Zeit – Faust und die Dialektik des Fortschritts; in: Peter Stein inszeniert Faust; Hrsg. Roswitha Schieb; S. 285-290; Köln 1999
- Schneider, G. 1989:** Die Liebe zur Macht; Notizbuch der Kasseler Schule; Hrsg. Arb.gem. Freiraum und Vegetation; Kassel 1989
- Schöne, A. 1994:** Johann Wolfgang Goethe. Faust. Kommentare; Sämtliche Werke I. Abt. Bd. 7/2; Frankfurt am Main 1994
- Vosskühler, F. 2000:** Kunst als Mythos der Moderne; Würzburg 2004
- WA 1888:** Lesarten zu Faust Zweiter Theil; Goethes Werke Weimarer Ausgabe; I. Abt. Bd. 15/2; München 1987
- Zika, A. 2001:** Parterre. Studien und Materialien zur Kulturgeschichte des gestalteten Bodens; Dissertation an der Bergischen Universität Wuppertal; 2001

Bernd Sauerwein

Lyrisch in Anlehnung an Goethes Faust

Pränuntiation

*Vom sein zum sein geht alles leben über,
gestaltung reift zur umgestaltung nur.
(Christoph August Tiedge *1752 †1841)*

Gestaltende Gestalten

(eine Auswahl)

oder

Das gestalterische Element

1. GOtt

Der Wecker klingelte mit Macht.
Und aus des Alles finstern Dunkel,
noch gänzlich ohne Sterngefunkel,
ist GOtt erschreckt und aufgewacht.
Denn angesichts der dunklen Nacht,
konnt' er nicht mehr an sich halten,
reif: ich muß jetzt mal 'ne Welt gestalten!

Dies war das Wort zu Anbeginn*;
Gestaltung folgte gleich sohin.
Als erstes Sonne, Mond und Sterne,
das haben alle Menschen gerne.
Sodann das Wasser, kühl und spritzig;
Festland, mit Bergen, auch ganz witzig.
Strauch und Pflanzen wohl plaziert,
weil bloßer Fels allein geniert.

* GOtt (ca. 2687 v. Chr.): Das alte Testament.
1. Buch Moses. In dergl. Die Bibel

Im Wasser: Fische, klein und groß;
zum Tummeln, wär' sonst nix los.
Und oben in des Himmels Blau,
sind Vögel, auch dem Mensch zur Schau.
Schließlich auf der Erde Grund,
noch viel Getier, groß, klein und bunt.
Welch' herrlich Spiel auf flacher Scheibe,
zu Wasser, Land, Luft: Tiergetriebe,
zwischen Felsen und der Wäldern Licht,
da ist die Welt doch ein Gedicht.
Sie ist gar herrlich, wohl gestaltet,
was fehlt, ist jemand, der da waltet.
Waltet - und verwundert schaut;
Warum, wär' sie denn sonst gebaut?
Fast hätt' doch GOtt den Mensch vergessen,
wär' ER nicht auf wen versessen,
der wundernd blickt zum Firmament,
und sagt: toll, wie dort die Sonne brennt
und wunderbar, wie's irdisch kreucht,
selbst der Nacktmolch, der entfleucht.

Hierzu wurd' der Mensch geschaffen,
bekam selbst Eva nur zum gaffen.
Geschnitzt aus Rippe, zweit gebaut,
war ihr Gestaltung nicht vertraut.
Ein Apfel, voller Schönheit rot,
ist doch kein Speiseangebot!
Er dient zum Staunen und zum Schauen;
Der Mensch kann sich an ihm erbauen.
Doch nein!, so wie die Schlange spricht;

Die Eva gleich den Apfel bricht;
Und als sie auch noch biß hinein,
war's aus mit schönem Weltenschein.

Aus dem Blick in des Himmel Ferne,
der Mensch den Jahresgang erlernte*;
Lieblich Getier, aus Wald, vom Fels geschossen,
hat er als Wildbrät dann genossen;
selbst frischen Fisch, an Land gezogen,
war er im Appetit nicht abgewogen.

Aus GOTTes wohlgestalter Erde,
macht er Äcker mit Pflug und Pferde;
Und selbst Eva tut er nicht nur schauen:
Zu zweit tun sie sich vieles trauen.

Schon hier ist deutlich klar zu sehen,
daß was gestaltend GOTT gebaut,
zerstört der Mensch, - wenn nicht nur schaut.
Genutzt, muß es zugrunde gehen.

Und das mit Recht; denn alles was gestaltet steht;
Ist wert, daß es zugrunde geht;
Drum besser wär's das nix entstünde,
so ist denn alles, was ihr Sünde,
Zerstörung, kurz das Böse nennt:

Das gestalterische Element.

2. Ein SONNTAGSKIND

Ein SONNTAGSKIND, fast GOTTesgleich,
der PÜCKLER - der war auch mal reich -
hat sich aus teutschem Lande aufgemacht,
hin zu Englands wohl gestalt'er Parkespracht.
Parks und Gärten nicht allein,
ein reiches Fräulein sollt's auch sein.

* vgl, die sog. Himmelscheibe zu Nebra vor
ihrer prächristlichen aber dennoch GÖTTlichen
Umgestaltung mit Himmelsbarke etc.

Beides im Zusammentrott,
bringt, verzögert den Bankrott.

Doch langsam und auch mit Gemach,
schauen wir was er vollbracht:
ER schrieb, und das sehr gelungen,
Gestaltungen sind Andeutungen*,
die dann praktisch angewandt,
bewirken viel und allerhand.

Dem GOTTes Werk, vom Mensch verbraucht,
wird eine Seele eingehaucht.
Werden Wiesen noch genutz',
im Parke stehen sie zum Putz.
Mannigfaltig eingeeht,
von Sträuchern, Bäumen, wohl gepflegt,
entsteht ein herrlich' Landschaftsbild,
dem selbst die Wegeführung gilt.
Auch Wasser, Felsen und dergleichen,
tun einiges zum Bilde reichen.

Und falls ein Baum mal falsch gewachsen,
'ne gold'ne Axt und ohne Faxen,
schon ist er weg -

von jenem Fleck;
Doch Großbaum trefflich hingestellt,
gleich dort das Landschaftsbild erhellt;
(quasi ein Gestaltungsgeck).

Aha, das ist das Lösungswort,
denn damit sind die Grenzen fort;
Dem Parke friedlich beigestellt,
sind Landschaft und das weite Feld.

* Hermann Fürst von Pückler-Muskau (1833):
Andeutungen über Landschaftsgärtnerei
verbunden mit der Beschreibung ihrer
praktischen Anwendung.

Doch ach, die Mittel, die sind knapp,
und die Gestaltung, die macht schlapp.
Selbst der Frauen Hochzeitsgelde,
verbraucht ist es in aller Bälde.

Hier ist deutlich klar zu sehen,
daß was gestaltend ist errichtet,
das ganze Land für sich verpflichtet;
PÜckler tut es nicht verschmähen;
Zerstört selbst dort, wo nicht gebaut,
gerade weil nur hingeschaut.

Und dies ist Schlecht; denn alles was gestaltet steht;
Ist wert, daß es zugrunde geht;
Drum besser wär's, daß nix entstünde,
so ist denn alles, was ihr Sünde,
Zerstörung, kurz das Böse nennt:

Das gestalterische Element.

3. NAtur

Auch die NAtur ist GOTTes Kraft,
doch vieles die Natur nicht schaff.
Gar garstig ist sie zugerichtet,
obwohl doch die NAtur verpflichtet.
Gegen des Menschen Bauen und Walten,
hilft nur NAtur erhalten und gestalten *
Wird sie zerstört an einem Ort,
Gestaltet, lebt sie doppelt fort.

Dort wo wenig zu versäumen,
gepflanzt sind von der Äpfel Bäumen.
Diese, selbst wenn kaum noch wüchsig,
sind für die Würmer wohlgenüßlich.

* Dt. Buntestag (1972):
BundesNAturschutzgesetz

Ein Tümpelchen in einer Wiese,
damit's ein Fröschlein wohl genieße:
Selbst wenn dort nur noch Algen schweben,
kann man gleichwohl NAtur erleben.

Ohne Nutzung: Sukzession;
kommt die Brennessel gleich schon.
Als mitteleuropäischer Zentralverband*,
nimmt die NAtur schon Überhand.

Hier ist deutlich klar zu merken,
daß der NAtur NAturgestalten,
tu'n jetzt das ganze Land verwalten
Gar wenig kann der Menschen noch werken.
Äcker, dem Paradiese abgerungen,
sind gestaltet, - so gelungen,
wiederum dann wild Natur,
grad wenn mit Brennessel und pur**

Und dies ist Gut; denn alles was gestaltet steht;
Ist wert, daß es zugrunde geht;
Gleich besser wär's das nix entstünde,
So ist denn alles, was ihr Sünde,
Zerstörung, kurz das Böse nennt:

Das gestalterische Element.

Besonderen Dank an Johann Wolfgang Goethe,
dessen Faust das hier völlig neu gestaltete
Versmaß entnommen und gleicher Maßen an
Heike Lechenmayr, für die Gestaltung des
Layouts wie an Hannes Volz für Hinweise zur
orthographische Gestaltung.

* s. die hochakademischen Ausführungen Dr.
B. Gehlkens in Notizbuch 70(1): 178-180

** vgl. die professoralen Erläuterungen K.H.
Hülbuschs zur vorerst finalen
Landschaftsgenese: Notizbuch 67:144-157

Spaziergänge durch Hersfeld und Bad Hersfeld

Bernd Sauerwein

*Des Geographen und des Landschaftsplaners "Frage: "Was ist dort?"
läuft letzten Endes immer auf die Frage hinaus: "Was spielt sich dort ab?"
Er nimmt einen Komplex von Vorgängen als Wirkungssystem wahr."
(Schmithüsen 1976: 156)*

Während der Symposien enthalten die Spaziergänge Raum zur gemeinsamen Betrachtung des für viele neuen und unbekanntes Tagungsortes. In gemeinsamer Betrachtung können die zuhandenen Erfahrungen, Kenntnisse, Überlegungen und Geschichten an Beispielen des Ortes über "Belehrung, Beispiel und Kommentar" (J. Berger) weitergereicht und vergleichend debattiert (vgl. Hülbusch 1996) werden.

"Die Spaziergängerinnen und Spaziergänger erhalten den Status der Nähe nur aufrecht, wenn Vergleichen und Verstehen dominant bleiben. So ist dann jeder Spaziergang eine Übung des Verstehens. Dazu ist jeder Ort [und jeder Gegenstand] angemessen" (Hülbusch 1996: 418).

Auf den Symposien fanden zunächst thematische 'Spaziergänge' statt: durch die Lackprofilssammlung R. Tüxens im Naturkundlichen Museum Oldenburg und zur 'Landschaft Worpswedens am Beispiel von Bildern der Worpsweder Künstlergalerie' (Lechenmayr, Moes & Sauerwein 2005: 16, 17). Mit der Ausrichtung der Symposien an 'neuen' Orten, die vielen Beteiligten unbekannt waren, lag nahe, die Städte zu erkunden. Dabei ist die planerische Betrachtung vom Interesse an der Ökonomie der Arbeit geleitet. Deshalb sehen wir bei einem Spaziergang durch die Landschaft nicht 'Natur' oder bei einem Spaziergang durch die 'fremden' Städte nicht 'historische Bauwerke', sondern die Bedingungen und Früchte der Arbeit (Hülbusch 1996: 417).

Konkret war die Aufmerksamkeit bei den Stadtspaziergängen auf die Bautypologie, d.h. auf Baustile und Baustruktur gerichtet, da über deren Kenntnis leicht auf die Ökonomie der Stadt in den jeweiligen Stilepochen zu schließen ist (Bednar, Beekmann et al. 1996; Hauser 1988). Der Vergleich trägt ein erstes Verstehen des unbekanntes Ortes.

Wenngleich besondere Gebäude, wie das Melanchthonhaus in Wittenberg an der Elbe oder die Stiftsruine in Bad Hersfeld die 'Besonderheit' des Ortes kennzeichnen, ist die konkrete Stadtgeschichte nicht an den Bauwerken selbst zu ersehen. Will man nicht in einem allgemeinen typologischen Vergleich beharren oder in der touristischen Einzigartigkeit der Gebäude (Appel 1992) schwelgen,

muß die Geschichte der Stadt und müssen die Stadtgeschichten hinzuerzählt (oder nachgelesen) werden. Dies unterscheidet die Spaziergänge der Symposien von denen der Kompaktseminare (Arndt, Braun et al. 2007), auf denen im Eingangsspaziergang Aufmerksamkeiten zur weiteren Arbeit angelegt werden, um diese auf einem zweiten, abschließenden Spaziergang zu prüfen, ohne explizit auf archivarisches Wissen oder lokale Kenntnisse zurückzugreifen. Die Stadtsparziergänge auf den Symposien waren daher Führungen zu Orten an denen die Geschichte der Stadt deutlich zu erkennen oder leicht zu erzählen ist.

Der erste Stadtsparziergang wurde spontan von A. Heinrich auf dem Symposium 2004 in Wittenberg an der Elbe improvisiert (Lechenmayr, Moes & Sauerwein 2005: 17). Mit der Wahl Bad Hersfelds übernahm ich, aufgewachsen im benachbarten Friedlos, die Organisation der Spaziergänge. Gerne - es ist durchaus eine Ehre - wollte ich durch die Stadt meiner Jugend führen, zumal mir die Stadt bekannt und die Orte vertraut sind.

Bei der Planung des Spaziergangs, gemeinsam mit Norbert Witzel, wurde rasch deutlich, daß die Vertrautheit mit der Stadt, obgleich planerisch reflektiert (Sauerwein 1985; 1986a; 1987a, b), im Wesentlichen auf der Kenntnis vertrauter Orte alltäglicher Handlungen basiert.

"Erinnerungen zu den Häusern und Gebäuden, den Straßen, an denen sie stehen oder eben nicht, der Organisation von Grundstücken und Siedlungen waren mir für kleine Bereiche von Hersfeld präsent. Die Blässe der Erinnerung, die jahrzehntelange 'Unaufmerksamkeit' gegenüber dieser Stadt verblüffte mich. Die Bilder waren nur dort konkret, wo mich die Stadt ärgerte und ich über sie stolperte. Dabei ist die Unaufmerksamkeit plausibel: Mein heutiger erinnernder Blick kommt aus einem professionellem Blickwinkel. Er beabsichtigt eine andere Art des Zurechtfindens, nicht ein Zurechtfinden wie es die 'Eingeborenen' (vgl. BERGER und KELLNER 1984: 35) - - benötigen, um ihre Arbeiten, Besorgungen und Geschäfte zu erledigen, sondern ein reflektiertes Zurechtfinden aus dem Blickwinkel eines Menschen, der nicht (mehr) dort wohnt" (Witzel, N. in Buckel, Czekaj et al. 2000: 80).

Das 'reflektierte Zurechtfinden' basiert auf vergleichender Betrachtung der Erfahrungen mit Kenntnissen analoger Bau- und Freiraumstruktur. Diesen Vergleich muß ein verständiger Spaziergang organisieren, damit das Erzählen der Stadtgeschichte nicht im Erzählen von Stadtanedoten stecken bleibt. Bei der Planung und mehr noch bei der Nachbereitung der Spaziergänge wurde mir deutlich, wie überaus klar im Grundriß der mittelalterlichen (Innen-)Stadt die Geschichte Hersfelds, von der romanischen Dominanz des Klosters über die in der Gotik prosperierende Stadt, bis hin zu gründerzeitlichen Inwertsetzungen zu erkennen ist. Die Erzählung der Spaziergänge ist daher weniger auf die baulichen Besonderheiten der Stadt ausgerichtet, die in kunsthistorischen Büchern

(Wiegand 1999) reich bebildert nachzuschauen sind, sondern zielt auf die Geschichte die in der Baustruktur abgebildet und sichtbar ist.

Beginnend am Quartier unternahmen wir in Bad Hersfeld während der Symposien 2005 bis 2007 drei Spaziergänge, die zunächst durch den alten, romanischen Stadtkern zur gotischen Stadtkirche und zum Renaissance-Rathaus führten, dann durch die spätere, gotische Stadterweiterung ebenfalls zum Rathaus und schließlich in den frisch 'begrünplanten' Kurpark.

1. Spaziergang vom Stift zur Stadt

Der erste Spaziergang durch die ältere, romanische Geschichte der Stadt begann am Quartier, dem Falkenheim, das im Stiftsbezirk steht. Erste Station war die Stiftsruine; die Ruine einer romanischen Basilika, die noch heute den von einer Mauer umschlossenen Stiftsbezirk dominiert. Von hier aus führte der Spaziergang über das weite Feld des großen Marktplatzes in die engen Gassen des romanischen Stadtkerns, wo er an der gotischen Stadtkirche und am Renaissance-Rathaus endete.

Vor den mächtigen Mauern der Stiftsruine ist der (kunsthistorisch interessierte) Besucher ehrfürchtig erstaunt:

"Es ist etwas anderes, ob eine mittelalterliche Kirche sich in guter Erhaltung, geschmückt mit vielem alten Bildwerk, als lebendige Stätte des Gottesdienstes darstellt, oder ob es sich um eine Ruine handelt, in die der blaue Himmel hineinsieht, Eines hat die Ruine jedoch voraus. Die Sprache der Architektur ist kraftvoller, packender. Befreit vom Verputz und von hemmender Decke scheinen die Mauern gewaltiger emporzusteigen, die weiten Bögen mächtiger zu schwingen" (Meyer-Barkhausen 1962: 2).

Für den Hersfelder ist die Ruine hingegen selbstverständlich, nicht der Rede wert. Sie steht da eben, ist marginal und die 'kraftvolle Sprache der Architektur' bleibt im Alltag ungehört. Allenfalls durch die Festspiele, die seit 1951 in den Gemäuern stattfinden, wird die Ruine sommerlich beachtet und ist infolge der zunehmenden touristischen Vermarktung seit den 1980er Jahren präsenter. Hingegen war der Stiftsbezirk, der durch stadtmauerartige Stiftsmauern klar umgrenzt und von der Stadt getrennt ist, als innerstädtischer Spiel- und Streifraum wesentlich. In dem dysfunktionalen Freiraum (Heinemann & Pommerning 1989) verbrachten wir, Schüler einer benachbarten Schule, verbotenerweise unsere Freistunden.

Daß dieser Freiraum nicht ohne die Ruine, resp. ohne die Klostergründung und -geschichte der Stadt bestünde, war im spielenden Herumstreifen weder klar noch wichtig. Die Größe der Ruine, im Hersfelder Alltag selbstverständlich, und damit Größe der vor der Ruinierung bestandenen Basilika, wie die Bedeutung des Klosters, wird erst im 'reflektierten Zurechtfinden' verständlich, d.h. in vergleichender Betrachtung mit anderen Kirchen- und Klosterbauten und im vermittelten Geschichtswissen. Angesichts des Baues können wir davon ausge-

hen, daß im 12. Jhd., als die Basilika vollendet war, das Kloster die Entwicklung der Stadt dominierte und über diese hinaus herrschte.

Gründungsmythen: Die Schatten der Chatten

Die mächtige Ruine dominiert das lokale Geschichtsverständnis. Noch in den 1970er Jahren wurde im schulisch vermittelten Wissen in der Klostergründung der Ursprung des Orts gesehen. Zuerst habe Sturmius, ein Gefolgsmann Bonifazius und von diesem beauftragt, eine geeignete Stätte für ein Kloster zu finden, in der damals waldreichen Einöde Buchonia 736 eine Einsiedelei gegründet. Sie hatte nicht lange Bestand, da angesichts der Bedrohung durch die heidnischen Sachsen das Kloster sicherer im heutigen Fulda errichtet wurde. Jedoch gründete bereits 23 Jahre später, 759 der Fuldarer Abt Lullus (gen. Lull) das Benediktiner-Kloster, von dem die im Jahre 1144 geweihte Basilika als Ruine noch steht.

Dieser Gründungsmythos, reduziert auf das missionarische Tun, ist merkwürdig. Warum sollten auf Missionierung schielende Mönche in einem wenig bevölkerten Gebiet eine Einsiedelei und schließlich ein Kloster gründen, zumal nicht nur die zu missionierenden Schäfchen fehlten, sondern auch keinerlei Infrastruktur, die auch für 'einsiedelnde' Mönche zum Aufbau und zur Unterhaltung eines Klosters notwendig ist (Brooke 2001), vorhanden war?

Entgegen dem Mythos ist schon der Name der Stadt, der auf 'Haereulfisfelt' zurückgeführt wird (Wiegand 1999: 20), Indiz, daß die Mönche an einem bereits besiedelten Platz siedelten. Das 'Feld der Herulfs' auf dem Einsiedelei und Kloster errichtet wurden, war kulturell wie ökonomisch bereits vorchristlich bedeutend*

Wenn auch nicht artefaktisch nachgewiesen, ist davon auszugehen, daß die (Kloster-)Kirche, wie viele Kirchen, auf einem vorchristlichen (hier: chattischen) Heiligtum errichtet wurde. Bemerkenswert ist, daß die nach der Klostergründung errichteten, nah benachbarten Kirchen, die Kapelle auf den Frauenberg (800) und die Propsteien auf dem Petersberg (vor 1000) und auf dem Johannesberg (1012), eine erstaunliche Geometrie bilden:

* Nachtrag: Hier bin ich wohl, wie die heimathistorischen Autoren, den leicht eingängigen Schlüssen früher etymologischer Deutungen aufgesessen, die, später auch nationalsozialistisch hofiert, darauf hinaus waren, unterstellte germanische Gründungsmythen in Ortsnamen zu manifestieren. Obgleich die Namensgebung nach einer Person vor dem heutigen kulturellen Hintergrund vordergründig plausibel ist, ist jedoch äußerst unwahrscheinlich, daß egalitär organisierte neolithische Volksgruppen Orte nach Herrschern, die sie als solche nicht kannten, benannten. Hingegen: " -feld meint gewöhnlich einen Quellort. [Daher ist A]uch für Hersfeld ein Gewässername Her_s anzusetzen ..., ein Pers.-N[ame] [steht] im Widerspruch zu der Regel, das Feld sich nur mit Naturwörtern (Bachnamen) verbindet" (Bahlow, 1965: 215). Folgt man den Ausführungen Bahlows ist Hersfeld nach der Quelle, den Salz-Quellen, benannt. Wenngleich diese Namensdeutung keinen Bezug zu einer Gründung resp. Gründungsfigur herstellt und weitaus weniger prägnant ist, verweist der Name auf das Alter der Stadt resp. des Siedlungsortes und dessen kontinuierliche Besiedlung bzw. Bedeutung.

"Zieht man Linien zwischen den Propsteien und der Stiftskirche, ergibt sich ein gleichschenkliges Dreieck. Die gleiche Figur erhält man, wenn man die Kapelle auf dem Frauenberg mit einbezieht, die Stiftskirche liegt dann allerdings auf der Mittelachse des Dreieck" (Wiegand 1999: 16).

Das geographische, bauliche Dreieck ist unchristlich. Es ist m.E. Indiz, daß die Mönche einen in der räumlichen Ausdehnung der christlichen Bebauung, die Hersfeld und die umschließenden Berge umfaßt, einen kulturell bedeutsamen Ort der Chatten besetzten. Der Bau des Klosters an zentraler Stelle machte die bauliche Besetzung der umgebenden Kultstätten erforderlich, um den neuen Glauben, d.h. die neue Macht zu manifestieren.

Die ökonomische Bedeutung des Ortes verdeutlichen eisenzeitliche Salzsiedepfannen, die in den 1990er Jahren nahe der Stiftsruine gefunden wurden (Wiegand 1999: 24). Sie sind Indiz, daß im Bereich des heutigen Hersfelds Salz gewonnen wurde, ein wertvolles eisenzeitliches Handelsgut. Auch lag der Ort an einer Handelsstraße (Wiegand 1999: 20; Birkelbach 1992), mittelalterlich bekannt als Handelsweg 'Kurze Hesse', weshalb er über die lokale Salzgewinnung hinaus ökonomisch bedeutend war¹

Wenngleich das heidnische Heiligtum induktiv nur aus der Lage der Kirchen erschlossen werden kann, sind die eisenzeitlichen (und führen La Tène zeitlichen) Artefakte (Wiegand 1999: 20) unübersehbare Hinweise auf eine chattische Besiedlung.

"[Sie sprechen] gegen den Topos [der Klostergründung in] einer zivilisationsfernen Wildnis, die sich hier [in Bad Hersfeld], so wollen es die Chronisten, ausgebreitet habe" (Wiegand 1999: 20).

Vorchristliche Siedlungen werden in der Stadtgeschichtsschreibung der "Chronisten" allenfalls am Rande erwähnt (z.B.: Fischer 1986; Zillinger 1986). Dies beruht, freundlich interpretiert, auf einem sprachlichen Mißverständnis. Als Einsiedelei wurde in früher, benediktischer Klostergründungszeit nicht nur das Leben in der Abgeschiedenheit bezeichnet. Der Begriff umfaßte auch das monastisches Leben in Klöstern und in Siedlungen sowie predigendes Mönchtum, damit die Mönche beim notwendigen missionarischen Tun dem cassianischen Ideal der 'eremitischen Kontemplation in der Wüste' zumindest 'formal' genügen konnten (Brooke 2001). Mit der Vehemenz, mit der der Mythos der Gründung des Klosters in einer Einöde vorgetragen wird, wird über die chattische Geschichte des Ortes hinweggesehen. Die Vorgeschichte ist gleichsam nur als ein Schatten präsent, denn vorgeblich begann die Zivilisation mit der Christianisierung. Dieser Gründungsmythos war vom Klostergründer Lull selbst vorbereitet,

¹ Heimathoffierend und -glorifizierend kann gemutmaßt werden, daß in den 'Salzkriegen' der Chatten mit den Hermanduren im nahen Werragebiet, die Gaius Iulius Caesar (1992) erwähnt, auch 'alte Hersfelder' verstrickt waren.

denn in (überlieferten) Schriften sind keine Hinweise auf vorchristliche Siedlungen.

Kloster und Kaiser

Die Klostergründung profitierte von dem chattischen Reichtum und machte ihn dem christlichen, Fränkischen Reich zugänglich. Er war eine gute Basis für die Politik Lulls Einfluß, Macht und Reichtum des Klosters herzustellen und zu mehren. Mit Reliquien gab er dem Kloster kultische Bedeutung. Früh lies Lull die Gebeine des heiligen Wigberts (1. Abt von Fritzlar) nach Hersfeld überführen und sich nach seinem Ableben selbst dort begraben, wodurch das Kloster "*Berühmtheit und Reichtum (Pilger)*" (Fischer 1986: 61) erlangte. Wesentlicher jedoch steigerte Lull den politischen Einfluß des Klosters durch Andienung an die weltliche Macht. Indem er 775 das Kloster Karl dem Großen 'schenkte', stellte er es nicht nur unter königlichen Schutz, sondern bekam in Umkehrung der Schenkung zahlreiche Güter auch von den folgenden Königen resp. Kaisern geschenkt. Die Besitztümer des Klosters, "*zur eigenständigen Territorialmacht entwickelt*" (Backes 1964: 219), reichten von Erfurt bis Würzburg. Die daraus resultierende politische Bedeutung an der Grenze zu den noch heidnischen Thüringern und Sachsen zeigt der Bau der dem Kloster benachbarten Kaiserpfalz (um 1000). Vom Kloster resp. von der Kaiserpfalz Hersfeld aus, zog Heinrich IV 1073/74 ein Heer gegen die thüringischen und sächsischen Heiden zusammen. Sein Sohn, Konrad III wurde 1074 im Kloster Hersfeld geboren. Das Kloster erhielt Münzprägerechte (11. Jhd.).

Die hieraus entstammende Machtfülle und der Reichtum ermöglichte nach einem Brand der karolingischen Vorgängerkirche den Bau der großen Basilika im 11. und 12. Jhd.² Die Anwesenheit der Kaiser Heinrich III (1040) und Konrad III (1144) bei Weißen, verdeutlicht das Zusammenwirken von kirchlicher und weltlicher Macht in der Romanik, von dem heute noch die mächtige Stiftsruine zeugt.

Der Reichtum und die Machtfülle trugen den Aufbau eines umfangreichen Scripturiums. Tacitus Germania ist (angeblich) in einer Abschrift aus dem Hersfelder Kloster überliefert (Demandt 1980: 535; kritisch dazu: Fleck 2006). Lampert von Hersfeld (1028-1082), ein bedeutender mittelalterlicher Geschichtsschreiber, wirkte im Hersfelder Kloster (bis er in Opposition zu Heinrich IV 1077 in das Stift Hasungen/Zierenberg emigrieren mußte).

² Der Bau dauerte einige Zeit: 1040 Weihe der Krypta; 1144 Weihe der (unfertigen) Kirche; Fertigstellung des Westchores und des südlichen Turmes um 1160/70. Der nördliche Turm wurde vermutlich nie vollendet, sondern stürzte während des Baus spätestens zu Beginn des 13 Jhd. ein (Ludwig 2002).

Das Kloster beförderte die Entwicklung der nahen Siedlung, die auch nach der Verleihung der Stadtrechte 1170 und eines "vollendeten Befestigungsring" (Wiegand 1999: 21) weiterhin dem Kloster (Abt) unterstand.

Ruine: Turmeinsturz und Kirchenbrand

Heute sind von der Klosteranlage neben der Stiftsruine und der (fast vollständig erhaltenen) Stiftsmauer nur noch wenige weitere Relikte, wie Teile der in der Renaissance überbauten Klausur und der freistehende Katharinenturm erhalten. Von der einst mächtigen Basilika stehen die Außenmauern des Schiffes und Langchores (Ostchores). Im Westen ist ein Turm erhalten, während der zweite verfallen ist. Angesichts der Ruine scheint der Verfall zeitgleich und aus einer Ursache zu resultieren. Dies ist jedoch nicht der Fall. Über fünfhundert Jahre, von 12. Jhd. bis 1761, bestand die Basilika mit eingestürztem Nordturm bevor sie nieder brannte.

Der Nordturm stürzte bereits während des Baus oder kurz nach Fertigstellung zu Beginn des 13. Jhd. ein (Backes 1964: 219; Ludwig 2002). Dies auf dem Spaziergang referiert, wurde mit Kopfschütteln bedacht. Wie konnten die Baumeister so nachlässig bauen? Und warum wurde der Schaden nicht behoben? Über ersteres gibt die Bauarchäologie Auskunft. Bauarchäologische Untersuchungen zeigen, daß Turmeinstürze romanischer oder gotischer Kirchen, so unwahrscheinlich sie uns, die wir nur das Stehengebliebene sehen, scheinen, keine Seltenheit waren (Conrad 1990). Türme waren der statisch problematischste Bauteil beim Kirchenbau. Oft führte die starke, punktuelle wirkende Last der hochauferichteten Türme zu einer ungleichmäßigen Setzung. Im günstigsten Falle kippten die Türme, fielen um oder blieben, wie der berühmte Turm von Pisa, in Schiefelage hängen. Auch führte ein ungeeigneter Mauerverbau zum Einsturz. Dieter Naruhn, ein Baugutachter und Teilnehmer des Kompaktseminars der FH Neubrandenburg in Bad Hersfeld (Groth, Sterna et al. 2006), erkannte angesichts des eingestürzten Turmes den frühen Bauschaden. Er konnte auch die wahrscheinliche Ursache nennen: einen zu hohen Fugenanteil³ Warum der Turm jedoch nicht wieder aufgebaut wurde, ist baugutachterlich resp. bauarchäologisch nicht zu erschließen. Die Gründe werden im weiteren Verlauf des Spaziergangs anhand der Stadtstruktur ersichtlich.

Den Ruin der Basilika bewirkte schließlich ein Kirchenbrand im Sieben Jährigen Krieg 1761. Fliehende französische Truppen hatten in der Kirche gelagertes kriegswichtiges Korn angesteckt, damit es nicht den nahenden Hessen und Preußen in die Hände fiel. Die Schäden des Feuers selbst waren vergleichsweise gering (Wiegand 1999: 25). Jedoch war die Schädigung Ausgangspunkt

³ Auf Nachfragen, daß der Fugenanteil aus nachträglichen Restaurierungen entstammen könnte, stellte er klar, daß man diesen Unterschied sehe.

des weiteren Verfalles, da keine Notwendigkeit der Unterhaltung oder gar zum Wiederaufbau bestand.

Bereits zum Zeitpunkt des Brandes war das Kloster aufgelöst. Der auf Säkularisation erpichte Landgraf Moritz von Hessen-Kassel hatte 1592 im Zuge der Reformation einen persönlichen Freund, Joachim Röhl, zum Abt ernannt. Dieser leitete, von der katholischen Kirche nicht anerkannt, das katholische Kloster im reformierten Hessen. Letztlich übergab Landgraf Moritz das Lehn seinem Sohn Otto von Hessens, der als weltlicher Herrscher das Kloster 'verwaltete' resp. abwickelte. Somit wurde das Kloster Besitz der Landgrafen von Hessen-Kassel, die es als sommerlichen Wohnsitz und Lustgarten nutzten (Ludwig 2002: 19). Am Erhalt der Kirche, die bereits vor dem Brand (1730) als baufällig bezeichnet wurde (Wiegand 1999: 126), hatten sie wenig Interesse. Da ohne Nutzung, konnten die französischen Truppen 1761 leicht die Basilika als Lagerraum verwenden. Nach dem Brand ließen die Hessischen Landgrafen das Kupferdach zum Guß der Herkulesstatue (Kassel Wilhelmshöhe) abbrechen. In der Folge wurde die Basilika als Steinbruch zur Gewinnung von Baumaterial genutzt und zerfiel zunehmend.

Erst Landbaumeister Leonard Müller gebot dem Verfall Einhalt. Als 'Baukonduktor' 1827 mit der baulichen Entwicklung der Stadt von den Hessischen Landgrafen beauftragt, sollte er die Steine der Ruine für Neubauten nutzen. Er drehte den Auftrag - der historizistischen Mode der Zeit entsprechend - um und sammelte Geld zum Erhalt der Ruine.

Tor und Pranger zur Stadt

Im weiteren Spaziergang verlassen wir den Stiftsbezirk. Wir durchschreiten die Stiftsmauern etwa auf Höhe des ehemaligen Tores zur Stadt und gelangen auf einen kleinen, als Grünfläche gestalteten Platz. Historisch war er nicht nur Vorplatz des Klosters zur Stadt; an seiner Ostseite grenzte die Kaiserpfalz an. Auf diesem Platz, wo klösterliche und weltliche, lokale und territoriale Macht räumlich zusammentrafen standen Gerichtslinden, unter denen das Hochgericht tagte. Praktischerweise waren Pranger und Galgen direkt benachbart. Der Ort war klug gewählt und verdeutlicht symbolisch die Herrschaft des Klosters über die Stadt in romanischer Zeit.

In wilhelminischer Zeit wurde der Platz zur Grünfläche umgestaltet und ein Denkmal errichtet mit dem die Stadt 'ihrem Erretter' Lingg von Linggenfeld gedenkt. Wir folgen hier den Gegebenheiten des Weges und unterbrechen den Spaziergang mit der Erzählung der 'denkwürdigen Errettung der Stadt'.

Exkurs zu fünf folgenlosen Brandlegungen

Während der Napoleonischen Kriege, zu Zeiten des Königreiches Westfalen, waren auch in Hersfeld 1806 französische Soldaten (italienischer Nation) einquartiert. Zumindest einer der Soldaten erlaubte sich "*Unziemlichkeiten gegen die Hausfrau*" (Kraft

2006: 134) seines Quartiersgebers. Dieser rief die Nachbarn zu Hilfe, worauf in der ohnehin gegenüber den Franzosen feindlich gestimmten Bevölkerung ein Tumult ausbrach. Ein Franzose (resp. Italiener) wurde erschossen und die französischen Truppen (italienischer Nation) flüchteten aus der Stadt. Dies sah der in Kassel das napoleonische Königreich Westfalen regierende König Jérôme nicht gerne. Trotz der alsbald dargebotenen (Ausgleichs- resp.) Sühne-Zahlungen der Stadt wollte bzw. mußte er ein Exempel statuieren, um seine Macht zu verdeutlichen. Das Haus, aus dem geschossen wurde, wurde geschliffen und der (vermeintliche) Schütze, Johannes Schüsler, exekutiert. Auch sollte die Stadt geplündert und zum niederbrennen an vier Ecken und mittig angesteckt werden. Der damit beauftragte Leutnant eines badischen Jägerbataillons Johann Baptist Lingg folgte dem Befehl, schonte aber die Stadt. Er verlas den Befehl zur Plünderung dem Bataillon, jedoch in solcher Art und - nach Überlieferung - in solchem Tonfall, daß keiner der Jäger zu plündern wagte. Anschließend ließ er ein allein stehendes Haus am Markt und vier an den Ecken vor der Stadt stehende Häuser, die vorher geräumt werden konnten, anstecken. Die Brandstätten waren so gewählt, daß das Feuer nicht auf die Stadt übergreifen konnte. Nach Niederlage der Franzosen erhob der reintronierte Kurfürst Wilhelm I Lingg in den Adelsstand (v. Linggenfeld); die Stadt errichtete nicht nur das Denkmal, sondern unterstützte nach dem Krieg verarmte Jäger des Bataillons. Daß das Handeln Linggs, wie heute klar ist, in Billigung des französischen Oberst de Barbot geschah, tut seiner Zivilcourage keinen Abbruch, denn bei einer Entdeckung der List hätte er sich allein verantworten müssen. De Barbot war in Kenntnis der besichtigen Handlung Linggs am Vortage aus der Stadt und damit von der direkten Verantwortung abgerückt (Schwarz & Kraft 2006).

Distanz und Ebenheit

Durch die Taten Linggs ist die Altstadt erhalten. Um zu ihr zu gelangen, müssen wir zunächst den weiten Marktplatz durchschreiten. Der heute als Parkplatz genutzte, im Grundriß quadratische 'Marktplatz' ist auffällig groß. Mit ca. der vierfachen Größe des Kasseler Königsplatzes übertrifft der Marktplatz die Ausdehnung der Märkte nordhessischer mittelalterlicher Städte um etliches. Auch ist die Lage des Marktplatzes, fernab des Rathauses am Rande der Stadt, ungewöhnlich. Entlang des Platzes, stehen neben neueren Gebäuden Renaissancehäuser aus Fachwerk und wie aus Stein. Bei näherer Betrachtung ist u.a. an der Form der Eingänge und Fenster deutlich, daß diese, heute hübsch auf Renaissance renoviert, Aus- oder Umbauten gotischer Häuser sind. Sowohl die Größe wie die azentrische Lage des Marktplatzes sind mit Blick in die Geschichte verständlich. Die Nutzung des Platzes als wöchentlicher Markt ist relativ jung. Erst im 18. Jhd. wurde der bis dato als 'Ebenheit' bezeichnete Platz für wöchentliche Märkte genutzt. Lediglich die drei, ab 1566 fünf, größeren Jahrmärkte der Stadt könnten auf dem Platz stattgefunden haben (Wiegand 1999: 20). Allein für diese den großen Platz freizuhalten und ihn früh, zu Zeiten Heinrich I (919-936), zu befestigen, erscheint ziemlich aufwendig. Die Gründe

für die Offenhaltung werden stadthistorisch unterschiedlich debattiert. So könnte dort eine für Hersfeld erwähnte Burg oder eine befestigte Fliehbürg (für Frauen, die nicht in den Mauern des Stiftes Schutz finden durften) gestanden haben, der Platz könnte zum Lager des kaiserlichen Gefolges während des Aufenthalts der Kaiser in der Kaiserpfalz gedient haben, er könnte schlichtweg zwischen der Bebauung des Klosters und der Stadt übriggeblieben oder bewusst belassen sein, um eine Distanz zwischen Stadt und Kloster herzustellen (vgl. Wiegand 1999: 21). Wahrscheinlich ist u.E. ein praktischer Anlaß, Lagerplatz für die Gefolgsleute des Kaisers, Grund für die Herstellung und frühe Befestigung des Platzes, der dann durchaus symbolisch vom Stadt und Kloster als Distanzraum verstanden und frei gehalten wurde. Bemerkenswert ist, daß ab der Gotik auf der dem Kloster zugewandten Seite Ministerialen und Amtspersonen des Klosters und auf der der Stadt zugewandten Seite des Platzes Honoratioren der Stadt repräsentative Bauten errichteten. In prächtigen Häusern demonstrierten sie sich Macht und Reichtum.

Romanische Altstadt

Den weiten Platz durchschreiten und verlassend, führt der Spaziergang in die vom Markt abzweigende Obere und Untere Frauenstraße. Beide Straßen verlaufen parallel zur alten, romanischen Stadtmauer. Im Vergleich zur Weite des Marktes sind die mit Fachwerkhäusern auf Haushufen bestandenen Straßen eng (Straßenquerschnitt ca. 6-7 m).



In der Unteren Frauenstraße (s.Abb.) dominieren barocke Fachwerkbauten, die sowohl trauf- wie giebelständig zur Straße stehen. Letzteres zeigt, daß auf älteren Grundrissen barock bebaut oder ältere Häuser barock überformt wurden. Über Tordurchfahrten, die regelmäßig in den Häusern vorhanden sind, ist der Hof der Haushufen erschlossen. Der für

Ackerbürger notwendige Hof erforderte neben der Zufahrt, daß die Bebauung auch nicht bis an die rückwärts anschließende Stadtmauer heran reichte. Heute sind die Tordurchfahrten vielfach zu Garagen und großen (Schau-)Fensterläden dortiger Geschäfte umgebaut.

In der Unteren Frauenstraßen stehen klassizistische, vielfach mit Schiefer verschindelte Fachwerkhäuser. Auch sie stehen auf älteren Bauten. Die in Fisch-

grätenmuster behauenen Steine der Grundmauern sind Indiz für eine frühere Bebauung in der Renaissance. In Baulücken ist zu sehen, daß die Haushufen von geringer Tiefe sind und an einer Hangkante enden. An ihr verlief topographisch günstig die frühe Stadtmauer. Der Bereich wurde vermutlich erst nach der Entaktualisierung der Verteidigungsanlage mit der gotischen Stadterweiterung bebaut. Aufgrund der Hanglage entbehren die Häuser eines Hinterhofes, so daß sie keine Tordurchfahrten benötigen. Ein Hinterhof war auch nicht notwendig, da hier vermutlich Färber und Gerber wohnten, die ihr (stinkendes) Gewerbe unterhalb des Hanges außerhalb der frühen Stadtmauer ausführten. Diese Gewerbe trugen lange Zeit erheblich zur Ökonomie und Reichtum der Stadt bei (Neuhaus 1950; Braun 2003; Buckel, Czekaj et al. 2000).

Kirchplatz und Kirche

Am Ende der Unteren Frauenstraße ist der Straßenraum aufgeweitet. Hier steht, von einer kleinen Straße, dem Kirchplatz, umschlossen, die gotische Stadtkirche. Am Rand der Kirche liegt eine kleine Grünfläche, der ehemalige Friedhof der Stadt. Er war bis in die Gotik ausreichend, da die Gebeine regelmäßig in ein Beinhaus umgebettet wurden. Jedoch nicht lange. Früh, 1590, wurde vor den Toren der Stadt ein Friedhof angelegt. Er ist bis Ende der 1980er Jahre belegt worden (Sauerwein 1986b; 1987a). Entlang der Straße stehen auf der Westseite der Kirche Fachwerkhäuser, während auf der Ostseite die Rückseite des Rathauses zur Kirche zeigt.

Die Fachwerkhäuser sind ideal für einen direkten stilgeschichtlichen Vergleich. Unterschiedliche Fachwerkstile von der Renaissance zur Klassik sind nebeneinander zusehen. Eingangs zum Kirchplatz steht ein traufständiger klassizistischer Fachwerkbau. Er wurde 1741 als Pfarrstelle errichtet. Die Balken sind im Vergleich zu dem benachbarten gotischen Haus (1452 ebenfalls als Pfarrhaus gebaut), schmal und gleichmäßig gesägt. Dessen breite Hölzer wurden gebeilt. Die Spuren der Axthiebe sind deutlich zu erkennen. Erhalten und restauriert sind Teile des gotischen Stipp-Putzes. Am auffälligsten ist jedoch, daß das alte gotische Pfarrhaus giebelständig ist und nur ca. ein Drittel der Breite der neuen Pfarrstelle umfaßt⁴ Während das Pfarrhaus in der Ökonomie des gotischen Stadtgrundrisses errichtet ist und 'nur' durch Ornamentik hervorgehoben wurde, bricht der Bau der 'neuen' Pfarrstelle den Grundriß auf, indem das Gebäude über drei Haushufen erstreckt ist. Ebenso breit und ebenfalls traufständig ist das barocke (private) Fachwerkhaus eines Gewerbetreibenden am Ende des Platzes errichtet.

⁴ Bemerkenswert ist die Änderung der Benennung: von (katholischen) Pfarrhaus zur (evangelischen) Pfarrstelle.

Die Kirche, im Mittelpunkt des Platzes, ist eine gotische Hallenkirche. Sie wurde 1350-1370 am Ort einer kleineren Marktkirche errichtet. Die barocke Haube erhielt der Turm nach einem Brand 1439⁵

Weltliche Macht: das Rathaus

Durch ein Tor verlassen wir den Kirchplatz, begeben uns zur Vorderseite des Rathauses, das im Stil der (Weser)Renaissance ornamentiert ist. Nur spärlich sind in der Fassade gotische Relikte zu erkennen, die zeitlich auf den gotischen Ursprung des Gebäudes verweisen (Wiegand: 1999. 197). Merkwürdig mutet an, daß die Rückseite des Rathauses der Kirche zugewandt und der Rathausplatz zudem durch eine Mauer von der Kirche getrennt ist.

Auf dem Spaziergang wurde diskutiert, daß die bauliche Abkehr von der Kirche durch eine spätere 'Drehung' des Rathauses bedingt ist. Nach baugeschichtlichen Studien war diese Ausrichtung bereits gotisch vorhanden und wurde in der Renaissance fortgeführt. Ein weiterer Ausbau des Rathauses erfolgte erst um 1900. An der Grenze zum Kirchplatz stehende, auf den Rathausplatz ausgerichtete Häuser wurden abgerissen, um das Rathaus um einen Seitenflügel zu vergrößern (Wiegand 1999: 196ff).

Rückblickend auf die Debatte, ist m.E. die bauliche Ausrichtung des Rathauses in der (Bau-)Geschichte des Kirchplatzes begründet. Am Ort der heutigen Stadtkirche stand (seit ca. 1060) eine Marktbasilika, die 1323 als Marienkapelle vergrößert, um 1330 um einen Turm ergänzt und schließlich in den Jahren 1350-1370 unter Beibehaltung des Chores zur gotischen Hallenkirche, der Stadtkirche, vergrößert wurde. Mit der Vergrößerung der Kirche schwand der Platz für den Markt um sie herum (zumal noch Raum für den Friedhof freigehalten werden mußte). Das gotische Rathaus wurde nur wenig später (1371) errichtet. Mit dem Bau der Hallenkirche demonstrierte die Stadt ihre liturgische Unabhängigkeit vom Kloster; mit der baulichen Ausrichtung auf den Markt ist das Rathaus der Quelle des städtischen Reichtums, dem aus der Enge des Kirchplatzes verlegten Markt, zugewandt. Es war der Ort, auf dem die Produkte des städtischen Handwerkes (Färberei, Weberei: Neuhaus 1950) realisiert wurden.

Die Zunahme der städtischen Macht und des städtischen Reichtums, die in den Gebäuden zum Ausdruck kommen (Hauser 1988), war mit heftigen Konflikten mit dem Kloster begleitet. In der ersten Hälfte des 14. Jhd. sahen sich die Städter zunehmend in ihrer Handelsfreiheit eingeschränkt und rebellierten gegenüber dem Kloster, dem sie unterstellt waren. Abt Berthold, der damals das Klos-

⁵ Lokalanekdotisch ist hinzuzufügen, daß die Hersfelder, durch den Brand aufgeschreckt, den Kirchturm und mögliche Feuer aufmerksam beobachteten. Als im Sommer 1674 eine dunkle Wolke am Turm beobachtet wurde, ward Feueralarm geben. Die mit Leitern und Wassereimern erstürmte Wolke war jedoch nichts weiter als ein Mückenschwarm, worauf die Hersfelder den Spotnamen 'Mückenstrümer' erhielten, der bis heute präsent ist.

ter leitete, wollte die Macht des Klosters gegenüber der aufmüpfigen Stadt wieder herstellen und sichern. Er lud in der Vitalisnacht (27./28. April 1378) Räte und Schöffen zu einem vorgeblich versöhnenden "Schöffenimbiß" ins Kloster und dinge gleichzeitig (Raub-)Ritter⁶, die nächstens die Stadt befrieden sollten. Entgegen der vom Abt unterstellten Gepflogenheiten des 'Raubrittertums' war einem der Ritter, Simon von Haune, die alte Ritterehre präsent. Er übte keinen Verrat, wie vielfach lokalhistorisch geschrieben, sondern überbrachte der Stadt hochhoffiziell den Fedehandschuh.

Von dem geplanten Angriff in Kenntnis gesetzt, mäßigten sich die Räte und Schöffen beim Trunke. Die Stadt konnte den Überfall niederschlagen. Anschließend plünderten aufgebrachte Bürger das Kloster (Butte 1998). Hiernach gewann die Stadt, die sich zum Schutz den Landgrafen zu Hessen-Kassel anordnete, gegenüber dem Kloster zunehmend an Macht. Noch heute kündigt eine von einem Armbrustpfeil durchgeschossene Sturmhaube⁷ von diesem Sieg der Stadt.



In Betrachtung der Baugeschichte, Kenntnis dieser Vorgänge und der in ihnen zum Ausdruck kommenden veränderten Ökonomie können wir verstehen, warum der eingestürzte Nordturm der Klosterkirche nicht wieder errichtet wurde. Das Kloster hatte schlichtweg kein Geld. Auch mangelte es ihm an weltlicher Unterstützung durch die Landesherren, die sich zunehmend der Stadt zuwandten.

Bereits während des Baus der Basilika führten Lehnstreitigkeiten mit dem Mainzer Erzbischoftum und Konflikte mit dem thüringischen Adel und sächsischen Fürsten zu Verzögerungen, die die lange, fast zwei Jahrhunderte dauernde Bauzeit bedingten (Ludwig 2002: 16). Mit dem Aussterben der hessisch-thüringischen Herrscherlinie der Ludowinger im frühen 13. Jhd. und den daraufhin folgenden Erbstreitigkeiten verlor das Stift an Einfluß und thüringischen Gütern (Stobbe 1992). Solcherart geschwächt, gaben die Aufstände und Verweigerungen der direkt untergebenen Stadt dem Stift dem Rest. Ab dem

⁶ Gemeint sind Ritter, die sich gegen Bezahlung oder Anteil an der Plünderung verschiedenen Herrn verdingten.

⁷ Es ist in Duplikat. Das (angebliche) Original ist im Stadtmuseum.

13./14. Jhd. konnte es wahrlich nicht mehr den zusammengefallenen Kirchturm erneuern.

"Während des 13. und 14. Jahrhunderts bot die Abtei Hersfeld das selbe Bild des Zusammenfalls wie Fulda" (Demandt 1980: 357).

Hingegen nahmen der Reichtum und die Bedeutung der Stadt zu. Diesen Wandel konnten wir am nicht wiederaufgebauten Nordturm, vor allem aber an der gotischen Hallenkirche, der Stadtkirche und am prächtigen Rathaus sehen.

"Die Kunst der gotischen Kathedralen zumal ist eine wesentlich städtische und bürgerliche Kunst, im Gegensatz zur Romanik, die eine Kloster- und Adelskunst war" (Hauser 1988: 195).

Der Wandel ist auch im Grundriß der gotischen Stadterweiterung zugegen, durch die wir auf dem zweiten Spaziergang streiten.

2. Spaziergang durch die gotische Stadterweiterung

Der Spaziergang durch die gotische Stadterweiterung begann ebenfalls am Quartier im Stiftsbezirk. Nach einer kurzen Replik der Baustile und der Klostergeschichte wandten wir uns dem Stiftsbezirk zu.

Die den Stiftsbezirk umschließende Stiftsmauer war wesentlich für die Nutzung des Raumes auch nach dem Niedergang des Klosters. Nach Säkularisation und Brand wurde die verfügbare stadtnahen Parzelle herrschaftlich zur Errichtung von Großbauten genutzt: für eine Kaserne (1867; das jetzige Finanzamt) und für ein Forstamt. Heute dient sie repräsentativ dem herrschenden Kulturbetrieb als Festspielort. Nur an den Rändern konnte die großflächige Nutzung langsam aufgelöst werden. Von der Stadt aus wurden zunächst als Garten angelegt und später, um 1900, vereinzelt Häuser gebaut. In diesen Bereich liegt unser Quartier, das in den 1920er Jahren errichtete Falkenheim.

Gotische Stadterweiterung und Neumarkt

Am Ausgang des Stiftsbezirks zur Stadt lassen wir den großen Marktplatz links liegen und biegen nach rechts in die schmale Hospitalsgasse. Sie führt entlang der Rückseiten barocker und klassizistischer Fachwerkhäuser, die hier an die Stadtmauer bzw. den Wehrgang grenzten. Die Rückseiten der Bauten sind mit allerlei Umbauten (Garageneinbauten, 'Balkone', Verschindelung) versehen, vom Gebrauch bestimmt, während die zur Fußgängerzone hin zeigenden Vorderseiten kunsthistorisierend restauriert sind.

Den Häuserrückseiten gegenüber liegt der Eingang zu einem Altersheim, daß eine große Parzelle einnimmt. In den Siebziger-Jahre-Bau des Altenheims ist eine gotische Kapelle einbezogen. Sie ist ein Relikt des ehemaligen Hospitals. Die große Parzelle des Altersheims ist ebenfalls herrschaftlichen Ursprungs. Auf ihr stand (vermutlich) die Kaiserpfalz. Nach ihrem Niedergang wurde ein klösterliches Hospital errichtet, wobei die Parzellierung nicht wesentlich angegriffen wurde. Dies zeigt, wie stark die längst vergangene Herrschaftsge-

schichte und Parzellierung in der aktuellen Inwertsetzung und Baustruktur präsent ist.

An der späteren Geschichte des Hospitals ist die auch zunehmende Macht der Stadt gegenüber dem Kloster erkenntlich. Es wurde 1239 vom Kloster errichtet. In Geldnot geraten, verkaufte 1344 das Kloster das Hospital an die Stadt (Wiegand 1999: 119). Damit waren auch die fürsorglichen Aufgaben an die Stadt übertragen. Sie betrieb das Hospital weiter und errichtet im 14. Jhd. die schlichte gotische Kapelle.

Im Weitergehen biegen wir in die Straße 'Am Neumarkt' ein (s. Abb.). Wie die Straßen des ersten Spazierganges verläuft sie parallel zur Stadtmauer, die hier jedoch die gotische Stadterweiterung (seit 1230) umschließt. Der Straßenquerschnitt (10-12 m) ist gegenüber den Straßen der romanischen Stadt (6-7 m) auffällig breiter.



Die Bebauung ist sehr heterogen. Neben spätgotischen, barock überformten Ständerbauten, barocken und klassizistischen Fachwerk auf schmalen Haushufen stehen gründerzeitliche Wohn- und Geschäftsgebäude, die doppelte oder dreifache Haushufenbreite umfassen. Prägnant sind 'Großbauten', die entgegen dem

Hospital, das außerhalb der städtischen Parzellierung steht, über mehrere Hausparzellen der gotischen Parzellierung erstreckt sind. Zu Beginn der Straße steht ein in den 1970er Jahren errichtetes Park- und Geschäftshaus, das fast einen halben Häuserblock einnimmt. Auf der großen Parzelle stand vorab die Hersfelder Brauerei⁸. Ihr gegenüber steht ein über vier Hausbreiten ausgehnter klassizistischer Steinbau (1836): die Luisenschule. Lange Zeit diente er als Mädchen- und später als Realschule. 1996 wurde im Gebäude eine Einkaufsgalerie gestaltet. Eine ebenfalls große Fläche nimmt die am Ende der Straße gelegene Klosterschule, deren Schulhof von einer stadtmauerähnlichen Mauer umgrenzt ist ein. Die Schule wurde im 15. Jhd. unter Nutzung von Gebäuden und Mauer auf einem im 13. Jhd. gegründeten Franziskanerkloster errichtet (Wiegand 1999: 176). Die heutige Bebauung ist vom Umbau zum Städti-

⁸ Das Bier der Engelhardtbrauerei wird gemeinhin von alten Hersfeldern gelobt. Bei dem Lob mag Nostalgie und Lokalpatriotismus mitschwingen; sicherlich war das Bier besser als das der Bindingbrauerei, die die Hersfelder Brauerei aufkaufte und platt machte.

schen Gymnasium zu Beginn des 20. Jhd. geprägt. Berühmtester Lehrer war Konrad Duden, mit dem ich nicht nur in diesem Text zu kämpfen habe. Letztlich steht am Neumarkt das erste Hersfelder Kino, ein 1939 errichteter Großbau. Das Nebeneinander von schmalparzelligen Häusern und Großbauten ist bemerkenswert. Es entstammt der Bebauungsgeschichte der gotischen Stadterweiterung. In der gotischen Stadterweiterung sind bereits die Straßen breiter angelegt als die des romanischen Stadtkerns. Die ebenfalls größeren Parzellen wurden nur zögerlich bebaut. Noch 1750 war ca. 1/2 unbebaut (Wiegand 1999: 22). Hier lagen die innerstädtischen Gärten. Die innerstädtischen 'freien' Flächen boten Platz für klassizistische 'Großbauten', die Luisenschule oder für Betriebe wie die Brauerei.

Das Nebeneinander unterschiedlich großer, breiter, oft klassizistischer Gebäude und älterer wie ebenfalls klassizistischer, Häuser auf Haushufen sowie die vergleichsweise breiten Straßen kennzeichnet die Bebauung früher, gotischer Stadterweiterungen. Im Gegensatz zu Inwertsetzungen bzw. repräsentativen Aufwertungen der romanischen Stadt sind nicht nur die Häuser resp. Gebäude größer. Während die klassizistische Pfarrstelle an der Kirche innerhalb der romanischen Parzellierung über drei Hausparzellen errichtet ist, sind die spätklassizistischen Bauten innerhalb der gotischen Stadterweiterung von der Parzellierung gelöst. Da dort die Stadt nicht bebaut war, konnten sie abgerückt von den Straßen errichtet werden. Die ohnehin breiten Straßenquerschnitte sind auf 12 m verbreitert.

"Es sind einige Gebäude mit öffentlichen Funktionen darunter, die beginnen die Regel zur Reihung von schmalen Haushufen aufzulösen" (Buckel, Czekaj et al. 2000: 87).

Die Breite Straße, der gotische Markt



Vom Neumarkt gelangen wir zu Breitenstraße, deren großer Querschnitt (22 m) ihrem Namen entspricht. Im ersten Augenschein erinnert die Breite der (heute z.T. zur Fußgängerzone grünplanerische umgestalteten) Straße an eine gründerzeitliche Straßenanlage, jedoch fehlt die erwartete gründerzeitliche Blockrandbebauung. Beidseitig

stehende barocke Fachwerkhäuser sind sicheres Indiz, daß die Straße älter ist. Die Straße wurde mit der gotischen Stadterweiterung als Straßenmarkt angelegt. Direkt hinter dem Stadttor (Peterstor) konnten die Händler, die auf der Handelsstraße 'Kurze Hesse' von Frankfurt/Oder nach Frankfurt/Main zogen, ihre Waren auf der 'Breiten Straße' feil bieten. Dieser Markt war der Hauptmarkt der Stadt, bis er beginnend im 18. Jhd. auf den heutigen Marktplatz verlagert wurde (Wiegand 1999).

Markt am Rathaus

Die ökonomische Entwicklung der Stadt in der Gotik verdeutlicht der Vergleich des Straßenmarktes Breite Straße mit ältern Märkten, die direkt am Rathaus gelegen waren.

Im Vergleich zur Breitenstraße ist der Platz vor dem Rathaus klein. Ebenso sind die einmündenden Straßen romanisch schmal (6-7 m). Der Querschnitt beträgt nur ca. 1/4 des Querschnittes der Breitenstraße. Platz und Straße scheinen kaum Raum zur Errichtung von Marktständen zu bieten, zumal durch diese engen Gassen die Handelsstraße 'Kurze Hesse' verlief. Gerade deshalb waren der Platz und die Straßen am Rathaus der wichtigste Marktort der romanischen Stadt.

"Auch der Name der angrenzenden Straße "Unter den Hütten" (für Verkaufsstände) deutet darauf hin, daß der für die Versorgung der Bevölkerung wichtige Wochenmarkt dort, ..., lag" (Wiegand 1999: 20).

Für die Entwicklung des Handels wurde über die Notwendigkeit eines Wochenmarktes für den lokalen Bedarf hinaus Platz benötigt und mit dem Straßenmarkt der gotischen Stadterweiterung hergestellt.

"Offenbar blühte die Stadt im 13. und 14. Jh. richtig auf: Hospitalgründung und Übernahme durch die Stadt (1344), gotisches Rathaus, Kaufhaus, größere Stadtmauer, neues Gotteshaus (Chorweihe der Stadtkirche 1323), Ansiedlung eines Bettelordens" (Wiegand 1999: 22).

Dritter Spaziergang durch Bad Hersfeld

Der dritte Spaziergang führte, wiederum am Stift beginnend, in die 'moderne' Stadt, in den Kurpark Bad Hersfelds.

Heilquelle und Heilbäder

Nahe der Stiftsruine, am südlichen, der Stadt gegenüberliegenden Ausgang des Stiftsbezirkes wurden die ältesten Hinweise auf Vorkommen salzhaltiger Quellen und Nutzung salzhaltigen Wassers gefunden: eisenzeitliche Salzsiedepfannen. Sicherlich war den Chatten auch die heilende Wirkung der Wasser, die aus den Tiefen des Zechsteins zu Tage trugen, bekannt. Der Bau des Klosters nahe der Siedepfannen ist Indiz, daß diese über den praktischen Gebrauch

der Salzgewinnung und Heilwassernutzung hinaus auch kultische Bedeutung hatten. Dies, wie auch eine zu vermutende Nutzung der Heilwässer durch die Hersfelder Mönche, ist u.W. nicht belegt. Erstmals 1518 wurde die Mineralquelle als 'gemahlter Born' (meint: bemaltes Brunnenhaus) urkundlich erwähnt und erlangte in der Folgezeit zunehmend an ökonomischer Bedeutung. *"Der Kurbetrieb stand in den Jahren 1629 - 1631 in großer Blüte"* (Matthess 1967: 179). In dieser Zeit wurde ergänzend zum Brunnenhaus eine Lindenallee nahe des heutigen Kurparks gepflanzt.

"Im Schatten der Linden wurden die Heilung Suchenden an einem Opferstock um milde Gaben gebeten" (Wiegand 1999: 255).

Die schriftliche Erwähnung des Mineralbrunnens gegen Gallenleiden und der zaghaft mit der Alleepflanzung beginnende Bau von 'Kuranlagen' kennzeichnen einen Bedeutungswandel der Heilquellen, die Fuhs (1992: 21ff) als 'Entwicklungsprozeß' vom mittelalterlichen Bäderwesen zum Kurwesen bezeichnet:

"Während mit dem Niedergang des mittelalterlichen, städtischen Badewesens der Großteil der Bevölkerung vom Baden ausgeschlossen wurde, konnte sich die Fahrt ins Wildbad als Teil der Luxuskultur wohlhabenden Adliger und Bürger etablieren. Das Aufkommen der Badefahrt gegen Ende des Mittelalters ging einher mit einer sozialen Aufwertung des Heil-Badens, die aus einer allgemeinen Badepraxis aller städtischen Bevölkerungsgruppen ein exklusives Privileg machte. / Neben ihrer medizinischen Bedeutung erhielten so einige Mineralbäder während des 16. Jahrhunderts die Funktion eines 'gesunden' exklusiven Treffpunktes. / In den Bädern entwickelte sich um 1700 eine zunehmende Trennung der Stände und Baden wurde mit dem Bau von Kuranlagen auch in der Architektur sichtbares Distinktionsinstrument. // Architektonisch läßt sich die Entstehung dieser aristokratischen Gesellschaftskultur, die primär auf 'Vergnügung' abzielte, an der Errichtung nicht-medizinischer Gesellschafts-Bauten ablesen" (Fuhs 1992: 22-23, 24).

In Hersfeld kam die beginnende Entwicklung zu einer Kurstadt alsbald zum Erliegen, da um 1700 eindringendes Flußwasser der Fulda die Heilwirkung der Quelle aufhob (Matthess 1967: 179). Sie wurde jedoch nicht vergessen. Zunächst jedoch wurden die Stadtmauern geschliffen.

Stadtring

Landbaumeister Leonard Müller, der die Stiftsruine 'errettete', prägte auch den südlichen Rand des Stiftsbezirkes indem er die Stifts- und Stadtmauer öffnen ließ.

"Nach der von Leonard Müller initiierten Umwandlung der Wälle und Gräben in Gärten, Gewerbeflächen und einen Park in den 1830er Jahren war die weitere Entwicklung der Stadt vorgezeichnet. Es entstand ein ringförmiger Straßenzug rund um die Altstadt ..." (Wiegand 1999: 29).

Die neue Erschließung hatte eine 'Aufwertung' des südlich des Stiftes gelegenen Garten- und Grabelandes zur Folge. Von der Stadt aus bewirtschaftet, wa-

ren die Gärten selbstverständlicher Teil der Subsistenzwirtschaft städtischer Haushalte (vgl. Buckel, Czekaj et al. 2000; Helbig 2003). Mit dem Schleifen der Verteidigungsanlagen wurden sie für Repräsentationszwecke erschlossen und zu Gartenanlagen mit *"klassizistischen oder gründerzeitlichen Gartenhäusern"* (Wiegand 1999: 46) umgestaltet. Vielfach waren sie im Eigentum von Gewerbetreibenden, die ihren Betrieb auf der anderen, unfeinen Seite der Stadt hatten. Über den im ehemaligen Glacis angelegten *'ringförmigen Straßenzug'* konnten sie ihre Gartenvillen leicht erreichen.

"Der Wechsel zu anderen Regeln und Prinzipien des Städtebaus findet mit der Überwindung der Mauer und Funktionalisierung von Flächen und Gewerbe im Klassizismus statt" (Buckel, Czekaj et al. 2000).

Neben den Gartenvillen war die Bebauung zunächst spärlich. Die ersten Häuser, die am 'Stadtring' errichtet wurden, waren Kneipen; abseits der Stadt gelegen: Tanzlokale von oft zweifelhaften Ruf⁹. Bemerkenswert ist, daß einige von ihnen bis heute Bestand haben und - mit mehr oder weniger besseren Ruf - noch immer Treffpunkt von Jugendlichen sind.

Erst in der Gründerzeit wurde der 'Stadtring' mit meist dreigeschossigen Einspannern bebaut. Die Geschoßhäuser stehen oftmals einzeln und sind seitlich erschlossen. Da die Bebauung nie geschlossen war, konnten in der Nachkriegszeit 50er Jahre Gebäude am Ring errichtet werden.

Kurviertel

Jenseits des 'Stadtrings' führt der Spaziergang in eine Kaffeemühlen-Villensiedlung. Die dort einst gelegenen Grabeländer hatten nach Aufwertung mit Gartenvillen nicht lange Bestand. Bereits 1899 wurde ein Fluchtlinienplan zur Bebauung des sog. 'Hasenwinkels' in der Hoffnung auf eine baldige, erfolgreiche Heilquellenerbohrung erstellt. Nach Erbohrung der Quelle (1904), Eröffnung des Badebetriebes (1906) und Bau der ersten Kurhalle (1922; Wiegand 1999: 255) wurde das Viertel rasch bebaut. Die Bebauung erscheint, nach unterschiedlichem Geschmack, von historistischen Bauten bis hin zu Gebäuden mit Flachdächern *"im Stil des "Neuen Bauens"* (Wiegand 1999: 262) errichtet, sehr heterogen. Entgegen dem optischen Schein ist jedoch die Organisation der Gebäude und Grundstücke sehr einheitlich. Gemeinsam ist allen Gebäuden ein quadratischer Grundriß und ein (sofern die Topographie dies zuließ) tiefer, repräsentativer Vorgarten. Vom Straßenfreiraum sind sie über räumliche Distanz, topographische Höhenunterschiede sowie durch Zäune oder dichte Bepflanzung abgerückt.

⁹ Die Kneipen sind am rückwärtigen, der Stadt abgewandten Tor des Klosters auffällig konzentriert. Daher ist zu vermuten, daß an diesem Ort bereits vor der Schleifung des Glacis Kneipen bestanden und den Mönchen über fröhlich-gesellige Umtrünke hinaus allerlei Vergnügungen boten, worin der z.T. noch heute bestehende 'zweifelhafte Ruf' erklärlich ist

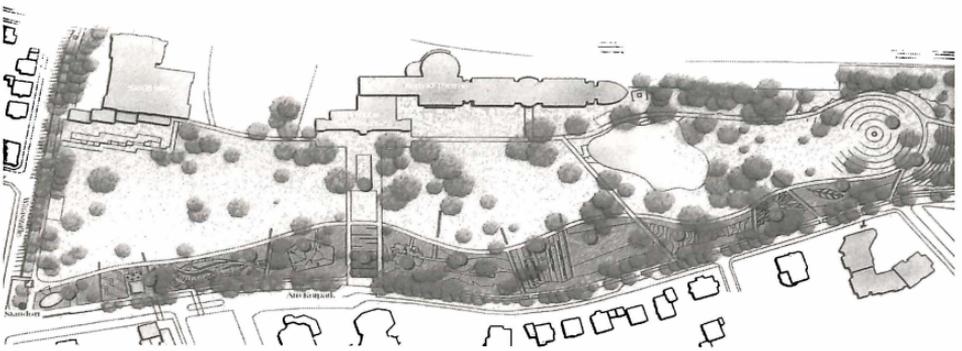
Auf alten Plänen ist zu ersehen, daß die Bebauung mit Führung der Straßen und mit der Anlage eines Rasenplatzes (Pseudo-Angers) axial auf die Kuranlagen ausgerichtet ist. Real ist dies nicht zu erkennen, da bereits die Lage der Kurhalle (1935), die Anlage des Kurparks und der neuere Bau des Kurhotels (um 1980) von diesem stadtplanerischen gestalteten Grundrißentwurf abweicht.

Kurpark: Steine, Scherben, Heiße Luft

Der Kurpark wurde zum Zeitpunkt unseres Spazierganges gänzlich neu gestaltet. Der alte Entwurf mit Sichtachsen-Beziehungen zu den zentralen Kurgebäuden kann nur noch erahnt werden. Bemerkenswert ist, daß ein in den 1950er Jahren angelegter zentraler Teich erhalten bleibt. Die aktuelle Grünplanung tobte sich vor allem am Rande des Parks zur anschließenden Straße, die in diesem Zuge verkehrsberuhigt wurde, aus. Am Rande begegnete uns alles, was in der Grünplanung 'up to date' ist. Bekannt sind thematische Gestaltungen nach Jahreszeiten: 'Frühling-, Sommer-, Herbst- und Winterbeete', nach Sonnenstand: 'Schatten- und Sonnenbeete' oder nach Substraten: Stein- und Kalkschotterbeete. Neu wurden im Kurpark Altglasscherben in Gabionen ausgestellt und eine 'Nebelquelle' angelegt. In der 'Nebelquelle', die zum Zeitpunkt unseres Besuches noch nicht fertig gestellt war, soll künstlicher Nebel, heiße Luft, über Erdwälle quellen.



Kurpark Bad Hersfeld – Park der Jahreszeiten



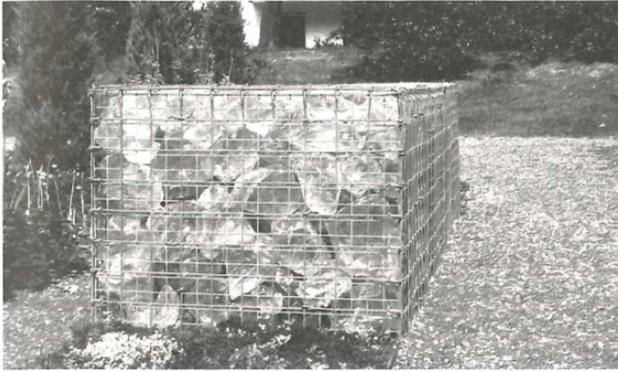
- | | | |
|------------------|----------------|-----------------------|
| 1 Quartiersstein | 2 Bierse | 3 Frühlingsbeet |
| 4 Riosk | 5 Stubengarten | 6 Sommerbeet |
| 7 Hofgarten | 8 Brunnen | 9 Herbstbeet |
| 10 Hausgarten | 11 Rabatgarten | 12 Wintergarten |
| 13 Familiensfeld | 14 Ras | 15 Mispel im Quartier |



Entwurf der Jahreszeiten

Der demonstrative Aufwand, mit dem der Kurpark runderneuert wurde, ist zunächst nicht fehl am Platz. Kuranlagen bedürfen eines repräsentativen Parkes.

Jedoch könnten die Wege praktischer, die Pflanzungen und Staudenbeete handwerklich geschickter angelegt werden. Dies mächte (bei zugegeben hohem Pflegeaufwand) die Arbeit und das Gärtnern leichter, die Blüte bunter und die Anlagen als Freiräume nutzbarer.



Der verwendete Popanz, die Altglasgabionen, Steinbeete und Pseudo-Hecken zeugt davon, daß dem praktischen Handwerkszeug nicht getraut wird. Eine Staudenpflanzung erscheint zu einfach und simpel, da das für sie erforderliche gärtnerische Wissen und Können unbekannt ist. So sind die gestalteten 'Beete' Eröffnungsgrün, das vor allem auf der Plangraphik glänzt. Bereits der Bau ist umständlich, aufwendig und ärgerlich. Mehr noch erfordert der Erhalt des Eröffnungsglanzes immensen Pflegeaufwand, der nicht bedacht ist. Monetär bedingt dies hohe Pflegekosten. Konkret verdeut-



licht die Gestaltung die disziplininhärente Ignoranz der Planer gegenüber denjenigen, die die praktische Arbeit machen (müssen), gegenüber den Gärtnern.

"Wir haben da das Beispiel des Kurparks in Hersfeld. Dessen Mitte ist auf den großartigen Teich mit Fontäne gebrasselt. Und in seiner Ikonographie der fünfziger Jahre hat der Teich ja auch etwas. [D]ieser Teich hat alle anbrausenden Umgestaltungsversuche überlebt, im Gegensatz zum Rand des Parks; daran probieren sich die Gestalter nun schon zum dritten Mal. Nach allem, was sich absehen läßt, dürfte diese Umgestaltungsphase noch kürzere Halbwertszeiten besitzen, als die davor liegenden. Ein idealtypisches Phänomen, alle Anstrengungen sind auf die Inszenierung der Mitte gerichtet, ..., der Rand gilt nichts und so kommt er nicht zufällig immer wieder unter das Messer der Zeit. Der neue Rand jedenfalls bedient alle postmodernen Zufälligkeiten und Beliebigkeiten, die sich nur denken lassen: vom biedereren Staudenbeet, ..., über den gemeinen Baumplatz, trassiert mit wassergebundener Decke, wo nichts mehr

stimmt und der intendierte Platz in Wahrheit als Baumbeet fungiert, dem Glasgarten, dessen Zynik mit Wegen als Glasscherben schon nicht mehr zu überbieten ist, bis hin zur magischen Quelle: dieser kitschige Abklatsch von irgendwas, der sich nun wirklich eines jeden Kommentars entzieht" (Groth, Sterna et al. 2006: 12-13).

Was im Fluchtlinienplan zu Beginn des 20. Jhd. noch gegeben war, die Orientierung der Parkanlage, wie des angrenzenden Quartiers auf die Kurhalle, ist nunmehr gänzlich aufgehoben. Das zentral auf die Kurhalle führende 'Baumbeet' (Groth, Sterna et al. 2006: 13) hat mit einer Allee allenfalls die Bäume gemeinsam. Mit der grünplanerisch terrassierten Baumpflanzung sind nicht nur die praktischen Gebrauchsmöglichkeiten einer Allee aufgehoben, auch deren repräsentative Funktion als markanter Zuweg zur Kurhalle. Dies umso mehr, da sie am Ausgang des Parks auf die Hinterseite eines in den 1970er Jahren gebauten Kurhotels trifft. Der Entwurf des Parks wie der Entwurf des Kurhotels erfolgten separat, ohne Blick auf das Benachbarte. Hieraus entsteht die permanente Umgestaltung des Randes. Der Park ist ohne Bezug zum angrenzenden Quartier oder gar zur Stadt entworfen. Praktisch hat dies zur Folge, daß der Kurpark im Alltagsleben der Hersfelder keine Rolle spielt. Man besucht den Park allenfalls bei einem Sonntagnachmittagsausflug.

"Nur wenige Hersfelder verirren sich in das abgelegene, saubere Grün der Gartenarchitekten" (Buckel, Czekaj et al. 2000: 90).



Die aktuelle Umgestaltung hat einen konkreten Anlaß. Mit der Reform des Kur- und Gesundheitswesens sind der Kurverwaltung die Kassenpatienten entschwunden. Dem soll mit der Neugestaltung entgegengewirkt werden. Die Konkurrenz um zahlende Kurgäste findet weniger auf dem Gebiet der Heilwirkung der Mineralwässer oder der Qualität der Kuren und Heilbehandlungen statt, sondern auf dem Gebiet der Repräsentation (Fuhs 1992). Bezeichnend war in der Wandelhalle kein Kurwasser zu erhalten, da der Brunnenbetrieb gerade mal pleite war. Der 'moderne' Kurpark symbolisiert in der Präsentation der Kuranlagen die 'moderne' Kur. Der Entwurf ist dem Entwurf der 'Gesundheitsreform' analog: Glasscherben und Heiße Luft aus magischen Quellen.

Hersfeld - Bad Hersfeld

Auf unseren Spaziergängen haben wir sowohl die alte, wie die neue Stadt gesehen. Die Spaziergänge durch die alte Stadt waren vergnüglich, weil wir die Geschichte der Stadt verstehen und nachvollziehen konnten. Der Spaziergang in den Kurpark war ärgerlich, bestenfalls absurd, weil nichts direkt verstehbar war. Die Geschichte einstiger Gärten ist unter der Bebauung und unter dem Park verschwunden und diese ist in der Aus-, Um- und Neugestaltung immer wieder neuinszeniert. Ebenso wie des Randes nicht bedacht wird, ist die Geschichte in der Neuplanung nicht enthalten. Bad Hersfeld, die Kurstadt, hat wenig mit dem Hersfeld der Hersfelder gemein.

Literaturverzeichnis

- Appel, Andrea 1992:** Reisen ohne das Weite zu suchen. Notizbuch der Kasseler Schule 26: 11-72, Selbstverlag der AG Freiraum und Vegetation, Kassel.
- Arndt, Petra;** Ulrike Braun; Hendrik Falkenberg; Bernd Gehlken; Manfred Greulich-Blaß; Roland Keller; Eberhard-Johannes Klauck; Conny Kübler; Jörg Kulla; Frank Lorberg; Maria Martens; Henrike Mölleken; Bernd Sauerwein; Paul Schuh; Hannes Volz & Johannes Wurmthaler 2007: Eifel-Reise. Flora und Vegetation in Schönecken/Kalkeifel. Notizbuch der Kasseler Schule 73: 17-132 + Anlagen, Selbstverlag der AG Freiraum und Vegetation, Kassel.
- Backes, Magnus 1964:** Dome Kirchen und Klöster in Hessen. Dome Kirchen Klöster 14. 240 S., Weidlich, Frankfurt/M.
- Bahlow, Hans 1965:** Deutschland geographische Namenswelt. Suhrkamp Taschenbuch 1221. 554 S., Suhrkamp, Frankfurt/M.
- Bednar, Beatrice;** Helena Beekmann; Florian Bellin; Tom Braun; Ulrike Braun; Thomas Himmelsbach; Jörg Kulla; Georges Moes; Robert Plath; Käthe Protze; Martina Richarz & Dagmar Stefan 1996: Der Stil der Ökonomie. Der wirtschaftliche Wandel städtischer Lagewerte: die Arbeit, der koloniale Handel und das symbolische Kapital. 127 S., unveröffentlicht, Kassel.

- Birkelbach, Rainer 1992:** Von der fränkischen bis zur staufischen Zeit. in Güssgen, Achim & Reimer Stobbe (Hg.): Hessen und Thüringen. Die Geschichte zweier Landschaften von der Frühzeit bis zur Reformation: 37-58, Selbstverlag der Hessischen Landesanstalt für Politische Bildung, Wiesbaden.
- Braun, Peter 2003:** Die Hersfelder Textilindustrie. Vergangenheit und Gegenwart. Veröffentlichungen des Hersfelder Geschichtsvereins 6. 109 S., Hoel-Druck, Bad Hersfeld.
- Brooke, Christopher 2001:** Klöster. Geist, Kultur, Geschichte. 319 S., Hohe-Verlag, Erfstadt.
- Buckel, Simone;** Thomas Czekaj; Tatjana Heil; Stefan Hollönder; Conny Kübler; Hennig Schwarze; Kirstin Werner; Norbert Witzel & Johannes Wurmthaler 2000: Vom 'Lokalisationsimpuls' zum alterungsfähigen Quartier - Über Stadtgeschichte, Siedlungstypen und deren Freiräume. Projektarbeit an der GhK Fb 13. o.S., unveröffentlicht, Kassel.
- Butte, Heinrich 1998:** Vitalisnacht 1378. in König, York-Egbert & Thomas Wiegand (Hg.): Bad Hersfeld, ein Lesebuch: 31-32, Husum-Verlag, Husum.
- Caesar, Gaius Iulius (zuerst 52/51 v.u.Z) 1992:** Der Gallische Krieg. Reclam 1012. 259 S., Reclam, Stuttgart.
- Conrad, Dietrich 1990:** Kirchenbau im Mittelalter. 351 S., 4. Aufl., Dornier, Leipzig.
- Demandt, Karl E. 1972/1980:** Geschichte des Landes Hessen. 719 S., Johannes Stauda, Kassel.
- Fischer, Lothar 1986:** Die Gründung eines Klosters. Beiträge zur Hersfelder Geschichte. 72 S., Glockdruck, Bad Hersfeld.
- Fleck, Michael 2006:** Der Codex Hersfeldensis des Tacitus. Eine abenteuerliche Geschichte aus der Zeit der Renaissance. Hersfelder Geschichtsblätter 1: 98-116, Selbstverlag des Hersfelder Geschichtsvereins, Bad Hersfeld.
- Fuhs, Burkhard 1992:** Mondäne Orte einer vornehmen Gesellschaft. Kultur und Geschichte der Kurstädte 1700 - 1900. 486 S., Olms, Hildesheim, Zürich, New York.
- Groth, Nils;** Martin Sterna; Johannes Piehl; Franziska Barthel et al. 2006: Ein Stück Landschaft sehen, beschreiben, verstehen. Kompaktseminar im Sommersemester 2007 Bad Hersfeld. Studienarbeit am Studiengang Landschaftsarchitektur der FH Neubrandenburg. 109 S., unveröffentlicht, Neubrandenburg.
- Hauser, Arnold 1988:** Kunst und Gesellschaft. dtv 4477 241 S., dtv-Verlag, München.
- Heinemann, Georg & Karla Pommerening 1989:** Struktur und Nutzung dysfunktionaler Freiräume. Notizbuch der Kasseler Schule 12. 129 S., 2. Aufl., Selbstverlag der AG Freiraum und Vegetation, Kassel.
- Helbig, Regina 2003:** Der Garten zum, am und ohne Haus. Notizbuch der Kasseler Schule 64: 122-152. Selbstverlag der AG Freiraum und Vegetation, Kassel.
- Hülbusch, Karl-Heinrich 1996:** Vegetationskundige Spaziergänge. Notizbuch der Kasseler Schule 40: 417-420. Hrsg. AG Freiraum und Vegetation, Kassel.
- Kraft, Gerhard 2006:** Die Hersfelder Ereignisse 1806/1807. in Schwarz, Beate Elisabeth & Gerhard Kraft (Hg.): Hersfeld in der napoleonischen Zeit und die Ereignisse um Lingg von Linggenfeld von 1806/1807: 128-165, Wartberg-Verlag, Gudensberg-Gleichen.

- Lechenmayr, Heike**; Georges Moes & Bernd Sauerwein 2005: Übersicht über die Symposien 2001 - 2004. Notizbuch der Kasseler Schule (67): 15-17, Selbstverlag der AG Freiraum und Vegetation, Kassel.
- Ludwig, Thomas 2002**: Stiftsruine Bad Hersfeld. Geschichte und Architektur. Broschüre 13. 52 S., Schnell und Steiner, Regensburg.
- Matthess, Georg 1967**: Hydrologie. in Laemmlein, Manfred (Hg.): Erläuterungen zur Geologischen Karte von Hessen 1:25.000: 166-206, Selbstverlag des Hessischen Landesamtes für Bodenforschung, Wiesbaden.
- Meyer-Barkhausen, Werner 1962**: Stiftsruine Bad Hersfeld. Amtlicher Führer 11 S. + Anhang, Gebler, München.
- Neuhaus, Wilhelm 1950**: Hersfelder Tuch. Beiträge zur Geschichte des Hersfelder Wollgewerbes. 168 S., Ott, Bad Hersfeld.
- Sauerwein, Bernd 1985**: Die Zerstörung der Straßen. Kübelbegrünung am Kurpark. Hersfelder Gemeinde 4: 4-9, 15, Bad Hersfeld.
- Sauerwein, Bernd 1986a**: Peinliche Zitate. Hersfelder Gemeinde 211: 18, Bad Hersfeld.
- Sauerwein, Bernd 1986b**: Es lebe der Zentralfriedhof. Kritische Anmerkungen zur Friedhofsplanung in Bad Hersfeld. Hersfelder Gemeinde 16: 7-8, Bad Hersfeld.
- Sauerwein, Bernd 1987a**: Landschaft gibt es auf dem Friedhof. Hersfelder Gemeinde 19: 18-19, Bad Hersfeld.
- Sauerwein, Bernd 1987b**: Stolpersteine und Stolperdrähte. Stadtpaziergänge. Hersfelder Gemeinde 22: 7, Bad Hersfeld
- Schmithüsen, Josef 1976**: Allgemeine Geosynergetik. Lehrbuch der Allgemeinen Geographie 12. 349 S., Walter de Gruyter, Berlin.
- Schwarz, Beate Elisabeth & Gerhard Kraft 2006**: Hersfeld in der napoleonischen Zeit und die Ereignisse um Lingg von Linggenfeld von 1806/1807 Zur 200. Wiederkehr der Ereignisse in der Stadt Bad Hersfeld. 358 S., Wartberg, Gudensberg-Gleichen.
- Stobbe, Reimer 1992**: Hessen und Thüringen im Spätmittelalter. in Güssgen, Achim & Reimer Stobbe (Hg.): Hessen und Thüringen. Die Geschichte zweier Landschaften von der Frühzeit bis zur Reformation: 85-110, Selbstverlag der Hessischen Landesanstalt für Politische Bildung, Wiesbaden.
- Wiegand, Thomas 1999**: Landkreis Hersfeld-Rotenburg III. Stadt Bad Hersfeld. Denkmaltopographie Bundesrepublik Deutschland Kulturdenkmäler Hessen 436 S., Vieweg, Braunschweig, Wiesbaden.
- Zillinger, Waldemar 1986**: 1250 Jahre Hersfelder Geschichte. in Ott-Verlag (Hg.): 1250 Jahre Bad Hersfeld: 7-23, Ott, Bad Hersfeld.

Dank an Heike Lechenmayr und Hannes Volz für Anmerkungen und Korrekturen.

Symposium 2008
Gegenstände, hermeneutisch betrachtet
der AG Freiraum und Vegetation

am 26.4.2008 Haus Hoher Hagen, 37127 Dransfeld bei Göttingen

Programmübersicht

Begrüßung

Heike Lechenmayr

1. Gruppe

Debattenleitung

Wann kommt das Vieh auf die Weide

Die Ökologie eines 15er Bodens

Petra Arndt

Bernd Gehlken

K.H. Hülbusch

2. Gruppe

Debattenleitung

Tapetenwechsel - Ein Zimmer im Haus der Welt

'Eudämologische Illusionen'

Helmut Böse-Vetter

Florian Bellin-Harder

Frank Lorberg

Helmut Lührs

3. Gruppe

Debattenleitung

TK25 – Anmerkungen zum Unterschied

zwischen Symbol und Klecks

Weltkulturerbe

Henrike Mölleken

Bernd Sauerwein

Conny Kübler

4. Gruppe

Debattenleitung

Seminarbericht aus der Eifel 'Eifelreise'

in NB 73:133-134

Saumgesellschaften und deren Verbreitung

bzw. Differenzen zu Schlagfluren

Hannes Volz

Paul Schuh /

Manfred Greulich-Blaß

Eberhard Joh. Klauack

EXKURSION

Führung durch den Eichen-Hainbuchenforst und Eschen-Erlenforst um Dransfeld unter Leitung von Bernd Gehlken

Schlusswort und Vereinbarungen zum Symposium 2009

Georges Moes

Publikationshinweise

*In NB: Beitrag wurde bereits i inem
anderen Notizbuch publi ert
alle anderen können gleich im Anschluss
nachgelesen werden*

(Haus hoher Hagen, Foto H. Böse-Vetter)



Wann kommt das Vieh auf die Hute

Bernd Gehlken

Anlass/Vorgeschichte

Wer landschaftsplegerische Beweidung betreibt, also Geld für die Offenhaltung und Beweidung z.B. von Kalkhalbtrockenrasen mit Schafen oder Ziegen bekommt, ist automatisch den administrativen Regelungen eines Pflegevertrages unterworfen. In diesem werden Beweidungsbeginn, Beweidungszeitraum, Viehbesatz usw. geregelt. Damit nicht genug, hat man sich auch immer wieder mit selbsternannten Naturschützern herumzuschlagen, die den Verlust einzelner geliebter Arten durch die Beweidung befürchten. Konkreter Anlass für diese kleine Recherche war eine Diskussion um die Beweidung eines Trockenrasens im Landkreis Northeim. Im konkreten Fall geht's um eine Fläche mit dem Vorkommen einiger Silberdisteln (*Carlina acaulis*), die von einer ‚befreundeten Ziegenherde‘ befressen wird.

Es fällt schwer, die eigentlich abstruse Befürchtung, dass eine Hute oder Weide durch Beweidung Schaden nehmen könnte, zu zerstreuen. Diese merkwürdige Paranoia wird genährt durch die ‚professionelle‘ Literatur, in der immer wieder auf die Gefahr des Verbisses hingewiesen und ein Loblied auf die angebliche ‚Extensität‘ der Nutzung angestimmt wird. Kalkhalbtrockenrasen gehören offiziell zur ‚halbnatürlichen‘ Vegetation, womit der Eindruck erweckt wird, dass auf Kalkhalbtrockenrasen keine Arbeit stattzufinden hat – jedenfalls keine am Ertrag interessierte. Kaum eine Pflanzengesellschaft wird professionell und mittlerweile auch in der Öffentlichkeit so selbstverständlich mit Pflege – und damit mit notwendigen Kosten – assoziiert. Jegliche Nutzung wird damit zur ‚Störung‘, die ein Sakrileg darstellt. So kommt die Beweidung in Pflegeplänen nur als notwendige und zu managende ‚Maßnahme‘ vor und nicht als ertragreiche Nutzung. Das kommt z.B. auch in dem Streit um die Trockenrasen in Schönecken (Eifel) zum Ausdruck (vgl. GEHLKEN 2009), wo in der Schutzgebietverordnung die landwirtschaftliche Nutzung (auch unter Beachtung naturschützerischer Vorgaben) explizit ausgeschlossen und die kostspielige Pflege für allein seligmachend erklärt wird.

Kleine Recherche

Gerhard HARD (1990) schreibt zur Alltagshermeneutik und dem Spurenlesen folgende Passage, mit der ich meinen Beitrag in unser diesjähriges Thema pressen will:

„Die ‚Bedeutung‘ eines Zeichens oder einer Spur ist nicht der Gebrauch; aber trotzdem kann man die **aktuellen** Bedeutungen einer ‚Spur‘ – z.B. eines *Polygono-Matricarietum* (oder auch eines *Gentiano-Koelerietum*; Erg. d.Verf.) – in erster Annäherung dadurch ermitteln, indem man eruiert, welchen Gebrauch die Leute von ihr machen und/oder bei welchen Aktivitäten sie (beabsichtigt oder unbeabsichtigt, bemerkt oder unbemerkt) entsteht; die **historischen** Bedeutungen dadurch, indem man studiert, welchen Gebrauch man früher von ihr gemacht und bei welchen Aktivitäten sie früher entstand. Kurz, die genannten Bedeutungen gewinnt man, indem man auf die Herstellungs- und Gebrauchssituationen blickt“ (ebd.: 26).

Der abstruse Streit um die **aktuelle** Pflege der Trockenrasen ist ja nur noch nervig und seit Florians Diplom zum Dörnberg (vgl. BELLIN 1996 und 1997) auch nicht mehr ertragreich. Er war aber für mich ein Anlass mal zu überlegen bzw. zu recherchieren, wie denn wohl die **historische** Nutzung der Kalkhuter, ausgesehen haben mag.

Besonders haben mich dabei die bevorzugten Beweidungszeiträume interessiert, weil ich in deren falscher Handhabung einen der wichtigsten handwerklichen Fehler vermute, der für die Erfolglosigkeit der naturschützerischen Erhaltungsversuche mitverantwortlich ist. Ich will dabei allerdings nur besser verstehen, wie die *Gentiano-Koelerieten* bewirtschaftet wurden. Es gibt keine Neuigkeiten zu vermelden, nur eine Erweiterung meines persönlichen Verständnisses¹ Es geht mir nicht um die Verbesserung irgendwelcher Pflegepläne oder eine Debatte mit den Naturschützern. Die interessiert das alles sowieso nicht. Der Naturschutz ist außerhalb historischer oder praktischer Überlegungen angesiedelt und solchen Debatten ohnehin nicht zugänglich.

Die Hute in der historischen Weidewirtschaft

Die Quellenlage für so eine Frage ist nicht gerade üppig bzw. die vorhandenen Unterlagen sind schlecht erschlossen und für ein Studium der Primärquellen fehlen mir schlicht Muße und Zeit. Eine vegetationsgeschichtliche Betrachtung führt, wie z.B. KAUTER (2002) eindrucksvoll vorführt, dank sehr dünner Quellenlage ins Reich der Spekulation. Das Phänomen ist wohl eher wirtschaftsgeschichtlich zu erhellen (vgl. HÜLBUSCH 2005). Sehr detailliert beschreibt z.B. BECK (1986) die bäuerliche Wirtschaft in einem oberbayerischen Dorf des frühen 18. Jahrhunderts. Viele Merkmale und Regeln der damaligen bäuerlichen Wirtschaftsweise können m.E. prinzipiell auf andere Gebiete übertragen werden. Das gilt vor allem für eine qualitative Betrachtung, die hier völlig ausreicht.

¹ Es war eigentlich nicht geplant, aus dieser kleinen Recherche einen Vortrag oder gar einen Text zu machen. Diese Idee kam erst durch die Nachricht, dass für das AG-Symposium 2008 nur wenige Anmeldungen vorliegen.

Es kann davon ausgegangen werden, dass Winterfutter immer und überall knapp war. Es bestand daher die Bestrebung/Notwendigkeit, die Weidezeit möglichst lang auszudehnen. Der Austrieb begann meist schon im März und reichte bis in den November.

Zur sommerlichen Ernährung des Viehs dienten nicht nur die Hutungen, sondern auch die Äcker, die Brachen, die Wiesen und vor allem der Forst. Während Wiesen und Äcker (und Brachen) primär anderen Produktionszielen dienen und über mehrere Monate nicht beweidet werden können, sind Forst und Hutungen prinzipiell die ganze Weidesaison nutzbar. Sie müssen zu bestimmten Zeiten den Ausfall der Wiesen und Äcker abpuffern, sind dann alleinige Basis der Viehwirtschaft und werden zu diesen Zeiten besonders intensiv genutzt worden sein.

Weideorte / Weidezeiten

Wiesen: Flächen, auf denen Heu für die Winterfütterung gewonnen wurde, waren von vergleichsweise geringer Ausdehnung. Sie haben wohl floristisch-soziologisch wie auch von der Bewirtschaftung her relativ wenig mit dem zu tun gehabt, was wir uns heute unter einer Wiese (*Arrhenatherion*) vorstellen. Von der Nutzung entsprachen sie eher Mähweiden, die vor dem Wiesenbann – also bis Ende April – und nach der Mahd im Juli – also ab August – beweidet wurden (vgl. BECK 1986: 44). Sie waren vor allem in den Talauen verbreitet, wo die Vegetation von der Düngung durch die Frühjahrshochwässer bzw. der künstlichen Berieselung profitierten. Entgegen der heutigen (bzw. bis in die 1970/80er Jahre verbreiteten) Wiesennutzung waren die Wiesenflächen ein wichtiger Weideort im Frühjahr, denn das Vegetationswachstum beginnt auf den relativ reichen Standorten früher als auf den hageren Hutungen und eine Abweidung des ersten zarten Aufwuchses steht nicht im Widerspruch zur Mahd, die dann allerdings eher in den Juli fällt². In diesem Zusammenhang ist es von Bedeutung, dass die Wiesen nach der Heumahd (oder auch erst nach dem zweiten ‚Grummet‘-Schnitt) bis in den Herbst hinein beweidet wurden. Denn die Herbstweide fördert den zeitigen Fröhjahrsaustrieb und schafft so die Voraussetzung für eine frühe Beweidung.

Sommerung: Etwa ein Drittel der Ackerflächen war mit Sommerkulturen bestellt. Bis zur Einführung der Kartoffeln waren dieses vor allem Sommergerste, Hafer und lokal auch Hirse. Die Sommerungsäcker konnten vor der Bestellung bis in den März beweidet werden und standen nach der Ernte im August erneut als Weide zur Verfügung.

² Wir betreiben seit einigen Jahren die frühe Beweidung der Heuflächen und es ist erstaunlich zu beobachten, wie schnell die beweideten Flächen die unbeweideten ‚einholen‘ – besonders dann, wenn dafür die reicheren Flächen genutzt werden.

Winterung: Das Drittel der mit Winterkulturen (vor allem Roggen und Gerste, nur wenig Weizen) bestellten Äcker konnten erst nach der Ernte, also ab August zur Weide genutzt werden.

Lokal war es auch verbreitet, dass die Winterung im Spätwinter der Vorweide diente. Diese hatte dann allerdings sehr früh, noch vor der Bestockung des Getreides zu passieren und wurde nicht von den lokalen Bauern betrieben, sondern von Wanderschäfern. In der Literatur (vgl. ACHILLES 1993: 58) wird diese Form der Weide in Zusammenhang mit so genannten Weideservituten erwähnt, die Guts- und Großbetrieben neben der Beweidung der eigenen Flächen, auch die Nutzung der Äcker der Bauern erlaubte. Für die bäuerliche Wirtschaft ist diese Nutzung nicht belegt. Nach mündlichen Berichten (HÜLBUSCH) war die Winterweide auf Getreideäckern von den Bauern gern gesehen, weil sie die Bestockung des Getreides anregt.

Brache: Die Brachen wurden – sofern sie nicht ‚schwarz‘ lagen – tendenziell ganzjährig beweidet. Erst im Herbst, wenn die Winterung gesät wurde, war hier die Weidezeit beendet. Häufig wurden die Brachen aber auch schon im Juni umgebrochen.

Weidezeiten

	Mä	Apr	Mai	Juni	Juli	Aug	Sept	Okt	Nov
Heu-Wiesen									
Acker Sommerung									
Winterung									
Brache									
Forst									
Hute									

Zusammenstellung nach ABEL 1978, BECK 1986, FLAD 1987

Beweidung der Hutten

Es ist plausibel anzunehmen, dass das Vieh jeweils dort hingebacht wurde, wo ein ausreichendes Futterangebot bestand. Das war in **März und April** sicher noch sehr eingeschränkt. Auf den Hutten ist zu dieser Zeit noch nichts zu holen und auch die Äcker stehen noch nicht zur Verfügung. Auf der Winterung steht die neue Kultur und die Sommerung ist spätestens im April für die Saat vorzubereiten. Was bleibt sind vor allem die Wiesen, die Brachen, deren erster Aufwuchs sicher willkommen war und der Forst, der gerade auf Kalk schon früh verwertbare Pflanzen anbietet³

³ Es ist allerdings zweifelhaft, ob die Forsten bei dauerhaft früher Beweidung den heute üblichen Geophytenreichtum aufwiesen (vgl. GEHLKEN 2008: 41).

Wenn im **Mai** die Wiesen von der Beweidung ausgespart werden, um den Aufwuchs für die Winterfütterung zu sichern, fehlt eine frühe Futterquelle. Was bleibt, sind Brachen, Forst und die Hutten. Letztere bieten ohnehin vor allem im ersten Aufwuchs unter Ausnutzung der Frühjahrsfeuchtigkeit das reichhaltigste und schmackhafteste Futter. Vor allem im **Mai, Juni und Juli** dürften sie die Hauptstütze der bäuerlichen Viehwirtschaft gewesen sein. **Ab August**, wenn wegen Wassermangel meist der Zuwachs auf den Trockenrasen stockt, stehen wieder weitere Flächen zur Beweidung zur Verfügung. Die Wiesen tragen jetzt einen verwertbaren zweiten Aufwuchs, der teilweise abgeweidet wurde und nach der Getreideernte stehen im August fast alle Äcker zur Stoppelweide bereit.

Es ist also aus zwei Gründen davon auszugehen, dass die Kalkhalbtrockenrasen in Mai, Juni und Juli am stärksten beweidet wurden: In dieser Zeit standen neben dem Forst, der auch nicht für alle Tiere zur Beweidung geeignet ist (z.B. nicht für Ziegen und Geflügel) nur die Brachen (wegen zwischenzeitlicher Bodenbearbeitung auch nur eingeschränkt) und vor allem die Hutten zur Verfügung. Wiesen und Äcker waren bis August unbrauchbar. Außerdem steht auf den Hutten genau in dieser Zeit ein quantitativ wie qualitativ brauchbares Futter bereit. Darüber hinaus wurden die Hutten sicher noch bis zum herbstlichen Weideende genutzt.

Vegetationskundliche Beobachtungen

Für diese Überlegungen bzw. Beobachtungen spricht auch die klassische Vegetationsausstattung der Kalkhutten. Vermutlich ist gerade die relativ frühe Beweidung der Grund für die Orchideenarmut der *Gentiano-Koelerieten*, der in der Literatur als kennzeichnend gegenüber den gemähten *Meso-Brometen* angegeben wird. Heute wird genau wegen dieser netten bunten Dinger häufig eine Beweidung erst ab Mitte Juni erlaubt. Also dann, wenn der vorhandene Aufwuchs bereits hart und weniger schmack- und nahrhaft ist. Der Aufwuchs wird dann unvollständig und stark selektiv verbissen, was alljährlich in fast allen Naturschutzgebieten zu besichtigen ist (vgl. z.B. BELLIN 1996, WELZ 1996). Die Beweidung dürfte auch der Hauptgrund für die (ehemalige) Verbreitung der Enziane (*Gentianella ciliata* und *G. germanica*) in den Kalkhutten sein. Denn diese Lückenbesiedler brauchen offene Stellen, auf denen sie immer wieder keimen können und genügend Platz und Wasser, um aufwachsen zu können (vgl. DIERSCHKE 1986). Ein fröhssommerlich abgeweideter Rasen bietet dazu die besten Voraussetzungen. Nicht zufällig sind die Enziane heute üppiger an Wegrändern verbreitet als in den verfilzten Naturschutz-Trockenrasenbrachen (vgl. GEHLKEN 2003: 61).

Wie bei den *Cynosurion*-Weiden auch, ist nicht nur der Tritt und die Weideselektion ein Grund für die Ausbildung einer von den Wiesen unterschiedenen klassischen Weidenarbe, sondern auch bei den Fett-Weiden liegt der Zeitpunkt

der ersten Nutzung deutlich früher als bei den Wiesen, was gerade den bienen Arten und den später blühenden Hochstauden (*Crepis biennis*, *Daucus carota*, *Anthriscus sylvestris*, *Heracleum sphondyleum*) hier das Leben schwer macht. Frühe Beweidung ist also hier wie dort eine Voraussetzung zur Etablierung einer ertragreichen Weidenarbe, die ganz nebenher auch wesentlich artreicher ist als der unterbeweidete Grasfilz.

Literatur

- ABEL, W. (1978):** Geschichte der deutschen Landwirtschaft vom frühen Mittelalter bis zum 19. Jahrhundert. – Stuttgart.
- ACHILLES, W. (1993):** Deutsche Agrargeschichte im Zeitalter der Reformen und der Industrialisierung. – Ulmer, Stuttgart: 397 S.
- BECK, R. (1986):** Naturale Ökonomie. Unterfinning: Bäuerliche Wirtschaft in einem oberbayerischen Dorf des frühen 18. Jahrhunderts. – München, Berlin: 260 S.
- DIERSCHKE, H. (1986):** Untersuchungen zur Populationsdynamik der *Gentianella*-Arten in einem Enzian-Zwenken-Kalkmagerrasen. – Natur und Heimat 46(3): 73-81. Münster.
- FLAD, M. (1987):** Hirten und Herden. Ein Beitrag zur Geschichte der Tierhaltung in Oberschwaben. – Bad Buchau: 102 S.
- BELLIN, F. (1996):** 110 Hektar Entwurf oder die Anatomie einer Enteignung. Naturschutz und Landschaftsgärtnerei am Dörnberg. In: AG Freiraum und Vegetation (Hrsg.). Notizbuch 42 der Kasseler Schule 'Land und Lüge': 71- 128.- Kassel.
- BELLIN, F. (1997):** Wirtschaftsform Brache oder was wächst denn nicht von selbst? In: AG Freiraum und Vegetation (Hrsg.). Notizbuch 46 der Kasseler Schule: 71-128. Kassel.
- GEHLKEN, B. (2003):** *Cichorium intybus*-Wegrandgesellschaften. - In: AG Freiraum und Vegetation (Hrsg.) Notizbuch 62 der Kasseler Schule 'Anthropogene Vegetation': 54-79 + Tabellenanhang. Kassel.
- GEHLKEN, B. (2008):** Der schöne ‚Eichen-Hainbuchen-Wald‘ – auch ein Forst oder: Die ‚Kunst‘ der pflanzensoziologischen Systematik. - AG Freiraum und Vegetation (Hrsg.) Notizbuch 72 der Kasseler Schule. 178 S. + Tabellenbeilage.
- GEHLKEN, B. (2009):** Vegetationskundliches Gutachten zur Möglichkeit der Erhaltung artenreicher Enzian-Schillergras-Rasen (*Gentiano-Koelerietum pyramidatae* Knapp 1942) auf dem Burgberg bei Schönecken (Eifel) durch die Beweidung mit Damwild. – In: AG Freiraum und Vegetation (Hrsg.) Notizbuch 73 der Kasseler Schule ‚Reisen um Fragen zu finden‘: 46-55. Kassel.
- HARD, G. (1990):** Disziplinbegegnung an einer Spur.- In: AG Freiraum und Vegetation (Hrsg.).Notizbuch 18 der Kasseler Schule: 73-95. Kassel.
- HÜLBUSCH, K.H. (2005):** Chronologie der anthropogenen Vegetation. - In: AG Freiraum und Vegetation (Hrsg.).Notizbuch 67 der Kasseler Schule: 144-157 Kassel.
- KAUTER, D. (2002):** „Sauergras“ und „Wegbreit“? Die Entwicklung der Wiesen in Mitteleuropa zwischen 1500 und 1900. – Ber. d. Inst. f. Landschafts- u. Pflanzenök. d. Uni Hohenh. Beih. 14. Hohenheim: 226 S.
- WELZ, C. (1996):** Von der Zerstörung produktiver Arbeit. In: AG Freiraum und Vegetation (Hrsg.). Notizbuch 42 der Kasseler Schule 'Land und Lüge': 129-206. Kassel.

Ökonomie eines 15er Bodens

Karl Heinrich Hülbusch

Laut Ackerschätzungsrahmen der Reichsbodenschätzung (1934) gibt es so niedrige Ackerzahlen nur für Sandböden der Zustandsstufe 5 - 7: Podsolbraunerden bis Podsole. Solche Böden sind im Alt-Diluvium Nordwestdeutschlands weit verbreitet. Potentiell natürlich sind das die Wuchsorte des Eichen-Birken-Waldes (*Quercetum roboris-petraea*) und im historischen Idealfall der anthropogenen Ersatzgesellschaft in düngerarmer Zeit des *Genisto-Callunetum cladonietosum* oder artenarmer *Nardus*-Rasen. Beide Gesellschaften wurden hergestellt und erhalten durch Beweidung mit Schafen (und Ziegen) sowie periodischem Plaggenhieb, der der Einstreu in den Winterstall (Nachtstall / Pferch) diente. Zwischen den Plaggenhieben im Turnus von 10 - 20 Jahren wurden auf 10 ha 10 Schafe gehütet, deren Wintermist zur Düngung von einem ha Acker reichte (s. Vetter, Chr. 1996). Dieser Mist, der im dreijährigen Turnus ausgebracht wurde, reichte also in der Dreifelderwirtschaft zur Bewirtschaftung von 3 ha Fläche - Sommerung mit Düngung, Winterung, Brache oder: Hackfrucht, Halmfrucht, Brache - und erbrachte ev. 100 dzt./ ha Ertrag an Kartoffeln (= 1 kg Kartoffeln je m²). Mit neuen Sorten zum Vergleich und einer mit etwa 80 bis 100 kg Rein-N etwa 3 x höheren Düngung lagen die Ernten in den 50iger Jahren bei ca. 120 dzt/ha. Heute rechnen die Farmer bei 200 und mehr Rein-N/ha mit Ernten von 400 (und mehr) dzt/ha.

Die Äcker wurden zur 'düngerlosen Zeit' - also z.Zt. vor der Einführung von Guano, Chilesalpeter und industriell synthetisierten Stickstoffdüngern nach dem Haber-Bosch-Verfahren (s. Ledermann, B. 1989/1995) - gedüngt, indem die Nährstoffvorräte in einer 'Gegend' über die Viehhaltung durch Weide, Fütterung, Laubstreu und Plaggenhieb von den Weideflächen (i.w.S.) auf die Äcker umverteilt wurde. Auf naturbütig feldspatreichem Ausgangsgestein, den reichen Böden, ging das vergleichsweise prima. 'Reiche' Böden und bodenreiche Bauernwirtschaften stellen deshalb eine egale Größe dar. 'Arme' Böden und bodenarme, also kleine Bauernwirtschaften sind i.d.R. ebenso typisch kombiniert. Die Einführung von industriell hergestellten Wirtschaftsdüngern, die arme Wirtschaften erst lange nach den Großbetrieben erwerben konnten (60er, 70er Jahre des 20.JHD.), stellte für die kleinbäuerlichen Betriebe eine enorme Bereicherung der ärmlichen Wirtschaft dar. Kleinbäuerliche Betriebe, die in klimatisch bevorzugten Lagen schon sehr früh von der Bauernwirtschaft zur Gärtnerei übergegangen waren, waren auf die 'Kunstdünger' angewiesen, weil bei kleiner Betriebsfläche und ohne Viehhaltung eine Nährstoffumverteilung nicht mehr möglich und nicht mehr nötig war. Selbst notwendig erachtete Mistdü-

gergaben zur Humusversorgung konnten bei relativ guten Arbeitseinkommen von Bauern preiswert gekauft und indirekt umverteilt werden.

Auch in der bäuerlichen Hauswirtschaft, der der Garten zugehört, gibt es diese Umverteilung des Nährstoffvorrats aus der Bauernwirtschaft bzw. der Viehhaltung zum Gartenbau, der i.d.R. ohne Vieh besteht und den erforderlichen Dünger immer schon 'einführt'. Ackerbau und Gartenbau sind hinsichtlich der Nährstoffversorgung der Kulturen immer schon auf die Umverteilung des Nährstoffvorrats bzw. den Import angewiesen - selbst auf den 'reichsten' Böden. Das Credo des Ökolandbaus - ist eine glatte Lüge, wissentlicher Betrug oder scheinheilige Beweihräucherung:

"Zu den Zielen des ökologischen Landbaus gehört ein geschlossener Betriebskreislauf hinsichtlich organischer Substanz und Nährstoffe " (Heilmann, H. u. Zimmer, K.O. 1990).

Dieses Ziel verbietet jeden Verkauf irgendwelcher Ernten, mit denen Nährstoffe exportiert werden. Dies sei z.B. mit der Übersicht über die Nährstoffabfuhr in dt je ha Ernte dargestellt (Abb. 1). Im Auszug aus 'Faustzahlen für die Landwirtschaft' Kapitel 'Ökologischer Landbau' S. 791 ist zu sehen, daß Anbauwürdigkeit und Erträge im Ökolandbau erst ab Ackerzahlen über (50) bzw. 60 lohnen (Abb. 2). Verschwiegen wird, daß dies nur bei Betriebsgrößen ab 50 ha, die auf 60iger Böden verbreitet sind, geht und auch dann noch den Einkauf von 'genehmigten' Düngern z.B. in Form von 'Schweineborsten' von (ganz normalen) Schlachthöfen voraussetzt. Wo doch seit spätestens des Skandals über einen Fußballtrainer jeder weiß, daß die Akkumulation von Schadstoffen vor allem in den Haaren und im Horn (-spänen) besonders groß ist.

Bei Stein-Bachinger et al (2004/ in Faustzahlen 2007:791) wird eine Übersicht der Ertragspotenziale nach den Ackerzahlen gegeben. Mit frappierender Selbstverständlichkeit wird abgebildet, daß einige Kulturen kein 'Potential' auf den armen Böden haben und für die anderen Kulturen ein gleicher Ertrag nur auf der doppelten Wirtschaftsfläche geerntet wird - wohl wissend, daß die Wirtschaftsfläche der Betriebe auf armen Böden kleiner und nicht größer als auf reichen Böden ist. Wenn die Einfuhr von Nährstoffen, die auf armen Böden bei geringen Mengen große Effekte zeitigt, nach den privilegierten Möglichkeiten der Bördeagrarien geächtet wird, sind die 'ökologischen Powerbauern' eine Konkurrenz los. Das verdeutlicht wieder, daß die Privilegierung des ökologischen Landbaus mit dem Gebot des 'geschlossenen Betriebskreislaufs', den es nicht geben kann, ausschließlich der Protektion der Großsagarier gilt. Denn die Einführung von Bestellungsmaschinen und Vollerntern hat dem Feldgemüsebau das Problem der Arbeitsintensität und der Handarbeit abgeschafft, so daß der großflächige Anbau von den Grobgemüsen zu den Feingemüsen ausgedehnt werden konnte.

Abfuhr von Nährstoffen (Kg/dt) mit den Ernteprodukten für Gemüsekulturen

Kultur	N	P	K	Mg	Erntemenge dt/ha
Blumenkohl	0,28	0,045	0,30	0,012	400
Brokkoli	0,45	0,065	0,38	0,020	200
Buschbohnen	0,25	0,040	0,25	0,025	80
Chicoree	0,16	0,040	0,35	0,020	450
Chinakohl	0,15	0,040	0,25	0,010	700
Dill	0,30	0,040	0,50	0,025	–
Eichblattsalat	0,19	0,030	0,37	0,012	–
Einlege-Gurken	0,15	0,030	0,20	0,012	–
Eissalat	0,13	0,025	0,25	0,010	–
Endivien	0,20	0,030	0,35	0,010	600
Erbsen	1,00	0,100	0,30	0,035	60
Feldsalat	0,30	0,045	0,40	0,015	80
Fenchel	0,20	0,030	0,40	0,020	400
Grünkohl	0,60	0,080	0,49	0,025	400
Kohlrabi	0,28	0,045	0,35	0,015	450
Kopfsalat	0,18	0,030	0,30	0,015	500
Lollo	0,19	0,030	0,37	0,012	–
Möhren	0,13	0,035	0,35	0,015	900
Petersilie	0,45	0,065	0,70	0,040	560
Poree	0,25	0,035	0,30	0,020	500
Radicchio	0,25	0,040	0,40	0,020	–
Radies	0,20	0,030	0,28	0,020	300
Rettich-Bund	0,17	0,033	0,30	0,016	500
Romana	0,20	0,040	0,25	0,010	–
Rosenkohl	0,65	0,085	0,55	0,025	250
Rote Rüben	0,26	0,045	0,46	0,050	600
Rotkohl	0,22	0,035	0,30	0,015	600
Schnittlauch	0,50	0,060	0,45	0,035	500
Sellerie	0,26	0,060	0,46	0,020	500
Spargel	0,40	0,035	0,25	0,018	60
Spinat	0,36	0,050	0,55	0,050	300
Stangenbohnen	0,25	0,040	0,25	0,025	250
Tomaten	0,16	0,020	0,32	0,012	–
Weißkohl	0,20	0,032	0,26	0,015	1000
Wirsing	0,35	0,050	0,32	0,015	400
Zucchini	0,15	0,030	0,20	0,015	500
Zuckerhut	0,20	0,050	0,25	0,010	–
Zuckermais	0,60	0,110	0,26	0,045	200
Zwiebel Bund	0,20	0,035	0,20	0,015	–
Zwiebel, Trocken-	0,18	0,035	0,20	0,015	500

MLUR Brandenburg (200): Rahmenempfehlung zur Düngung 2000 im Land Brandenburg

Abb.1 aus Faustzahlen für die Landwirtschaft 2005:221

"Anhaltswerte - Ökologischer Landbau"

5 Marktfrucht- und Futterbau				
Anhaltswerte für mittlere Brutto-Erträge verschiedener Fruchtarten in Abhängigkeit von vier Ackerzahlklassen im ökologischen Landbau				
Fruchtart Angaben als Bruttoertrag	Ertragspotenziale ¹⁾			
	AZ < 30 (Ø AZ 25)	AZ 31-45 (Ø AZ 38)	AZ 46-60 (Ø AZ 53)	AZ >60 (Ø AZ 79)
dt/ha				
Getreide (86% TM)				
Winterweizen	████████	25-40	35-55	45-60
Winterroggen	15-30	25-40	35-50	45-55
Wintergerste	15-25	25-35	35-50	45-55
Triticale	15-25	25-40	35-50	45-60
Dinkel	15-25	20-30	25-35	30-40
Sommerweizen	15-25 ¹⁾	25-35	30-40	40-50
Sommergerste	15-25 ¹⁾	25-30	25-35	30-40
Hafer	15-25 ¹⁾	25-35	30-40	35-45
Hackfrüchte (FM)				
Kartoffeln (22 % TM)	130-200	150-250	200-300	250-350
Silomais (30 % TM)	100-250	200-350	300-400	300-450
Futterrüben (18 % TM)	████████	300-550	450-600	
Zuckerrüben (24% TM)	████████	250-350	350-450	400-500
Körnerleguminosen (86% TM)				
Ackerbohnen		20-35	30-40	35-50
gelbe, blaue Lupine	10-25	20-30	30-35	
weiße Lupine	████████	20-35	30-40	35-40
Erbsen	10-25	20-35	30-40	35-45
Klee-Luzerne-gras				
FM ²⁾	150-250	250-350	300-450	400-600
TM	30-50	50-70	60-90	80-120
legume WZF/SZF ²⁾ (TM)	10-15	15-25	25-30	25-35
nichtlegume WZF/SZF (TM)	10-15	15-25	25-30	25-35
Grünland				
FM ³⁾	125-250	200-300	250-350	350-450
TM	25-50	40-60	50-70	70-90
Öl- und Faserpflanzen				
Winterraps (91% TM)	████████	10-20	15-25	25-35
Sonnenblumen	8-15	15-20	20-30	30-35
Öllein	████████	10-15	12-16	16-20

¹⁾ In Trockenjahren besteht bei Sommerungen ein höheres Ertragsrisiko als bei Winterungen

²⁾ WZF = Winterzwischenfrucht, SZF = Sommerzwischenfrucht, ³⁾ bei den Frischmasseangaben von Klee-Luzerne-Gras sowie Grünland wurden 20 % TM unterstellt

Stein-Bachinger, K. et al. (2004): Nährstoffmanagement im ökologischen Landbau. KTBL-Schrift 423. Darmstadt

Abb.2 aus Faustzahlen für die Landwirtschaft 2007:791

Dies ist entgegen der Proklamation auch den Autoren der 'Ziele' bekannt. Die von 'Praktikern' mitgeteilten Düngergaben im 'ökologischen Feldgemüsebau' (Heilmann, H. u. Zimmer, K.O. 1990) haben wir mit der von Becker-Dillingen (1956) empfohlenen N-Düngung verglichen. Und siehe da - , der 'ökologische Feldgemüsebau' düngt üppig mehr als der 'fortschrittlich konservative' Gemüsebau der 50iger Jahre. Und das mit N-Düngergaben, die der modernen Po-

werlandwirtschaft Paroli bieten können. Der Kreislauf, von dem geredet wird, ist real die Umverteilung bodenbürtiger Nährstoffvorräte über das Viehfutter und den Mist auf die Anbauflächen für den Gemüsebau, von wo die Nährstoffe dann im Gemüse 'verpackt' verkauft werden - und nicht wieder zurückkommen. Der 'Kreislauf' ist da offen. Über die Betriebe wird uns in der Schrift nur die grobe Adresse mitgeteilt. Es ist zu vermuten, daß es wenigstens großbäuerliche Betriebe mit mehr als 50 ha sind. Über die Adressen ist aber sicher anzunehmen, daß alle Betriebe auf Bördeböden mit Ackerzahlen von mehr als ab 70/80 Punkten wirtschaften und die Verkaufsverluste eingerechnet auch Nährstoffvorräte von der Fläche umzuverteilen haben.

Gartenbau oder Landwirtschaft.

Der Gartenbau ist arbeitsintensiver, weil der Flächenvorrat der Betriebe gering ist. Für eine düngerliefernde Viehhaltung ist in diesen Betrieben im wahrsten Sinne kein Platz. Das Programm des Ökolandbaus schafft aber nicht nur den Gartenbau, sondern auch die ebenfalls viehlose Hausgemüsegärtnerei ab. Die Hausgemüsegärtnerei auf einem 15er Boden, dessen naturbürtiger Nährstoffvorrat 0 ist, kann damit nicht betrieben werden. Oder erfordert den spekulativ teuren Einkauf von Nährstoffen aus landreichen Betrieben mit Viehhaltung, die damit wie zu Zeiten vor Justus v. Liebig ihren Reichtum in Szene setzen und die Armut der 'armen' Böden wieder mal zu ihrem Vorteil nützen können. So kann die Kenntnis der Düngung mit Mineraldüngern, die Ernten auf den naturbürtig nährstoffarmen Böden mit geringem Aufwand merklich vergrößert, wieder eingeholt werden. Propagandistisch dient das Credo des Ökolandbaus, das merkwürdigerweise schon sehr früh auf die Herkunft des Stickstoffdüngers kapriziert wurde, der Protektion des Großbetriebes auf besten Böden.

Die Menge macht's

Aus dem Vergleich der N-Düngung nach Becker-Dillingen mit den N-Gaben aus dem 'ökologischen Feldgemüsebau' (Abb. 3a+3b) ist zu ersehen, daß zur Überdüngung kein Mineraldünger, sondern nur die blöde Überzeugung, daß 'viel, viel hilft', nötig ist - wenn man's hat. Auf dem 15er - Boden hat eine Volldüngung mit einem Anteil von 15 % N - 30-50 kg/ha + Jahr (bzw. Kultur) oder 3 - 5 gr./ N m² den Effekt, daß die Kulturen überhaupt erst wachsen und dann auch noch plausible und schmackhafte Ernten erbringen. Wobei verglichen mit dem Nährstoffzug durch die Ernte immer noch ungeklärt ist, wo denn das Mehr an Entzug herkommt. Oder wirkt die allgemein behauptete N-Immission von 50 kg N aus der Luft erst, wenn man noch etwas hinzupackt. Wie z.B. bei den Leguminosen, die erst Stickstoff 'sammeln', wenn man ihnen etwas zu fressen gibt? Jedenfalls hat noch niemand nachgewiesen, daß die Herkunft des Stickstoffs die Pflanzen 'interessierte' oder dies zu unterscheiden wüssten. Die

Menge macht's. Die kann ich auf einem 'armen Boden mit Mineraldünger geradezu ideal dosieren. Ohne diese Dosierung könnte ich weder Salat, noch Spinat, noch Fenchel (u.M.a.) anbauen, weil die bei Ernährungsmangel von den Keimblättern aus gleich Blüten produzierten.

Düngergaben nach Becker-Dillingen 1956

Spinat	(S. 234)	150 kg N/ha
Kohl	(S. 288)	250 kg N/ha
Sellerie	(S. 603)	~ 150 kg N/ha
Rote Beete	(S. 221)	80 kg N/ha
Porree	(S. 715)	120 - 140 kg N/ha

Düngergaben nach 'Ökologischer Feldgemüsebau'

Hrsg.: Heilmann, H. u. Zimmer K.O. 1990

Spinat	(S.140-149)	118 kg N/ha
Kohl	(S.139-142)	208 kg N/ha
Sellerie	(S.136-138)	245 kg N/ha
Rote Beete	(S.130-135)	300-390 kg N/ha
Porree	(S.143-149)	388 kg N/ha

Abb. 3a¹

Düngung kg N / ha für

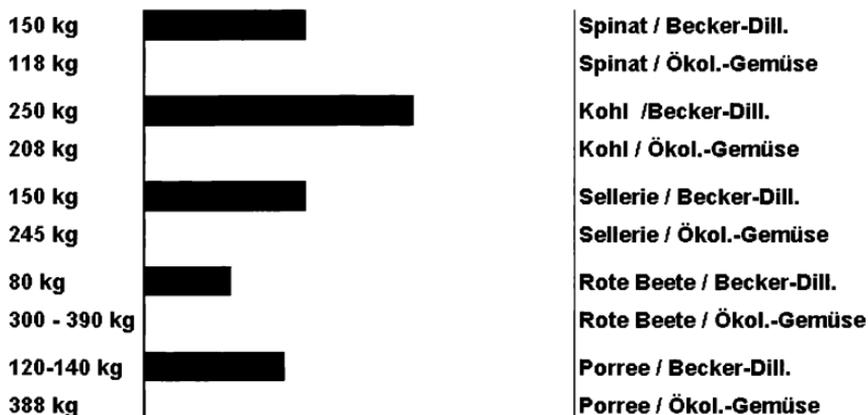


Abb. 3b

¹ Düngung nach Becker-Dillingen 1956 bzw. 'Ökologischer Feldgemüsebau'. Die hohen, unnötig hohen Düngergaben der Ökobetriebe, die nach der Adresse alle auf Bördeböden (Ackerzahlen 70-100) wirtschaften und über viel Land verfügen, lassen die Umverteilung des Nährstoffvorrats über den Viehstall auf die Feld-Gemüseflächen deutlich erkennen. Pro ha werden Dungmengen aufgefahren, die nach den Viehhaltungsgrenzen je ha / LN nur von 3 bis 4 ha umverteilt werden können.

Nein, die Frage muss lauten: warum haben die Wortführer des 'Ökologischen Landbaus' die Herkunft der Stickstoffdüngung so in den Vordergrund geschoben und nicht nur die Menge unterschlagen, sondern auch den Einsatz von Herbiziden, Fungiziden und Pestiziden auffällig heruntergespielt. Hermeneutisch betrachtet nimmt der Gärtner auf einem 15er Boden ohne naturbürtigen Nähstoffvorrat - wo nix is, is nix - die Programmatik wahr. Hinter das Programm geschaut, wird das Privileg landreicher Betriebe auf Bördeböden proklamiert, um den historischen Reichtum vor der Verfügbarkeit von synthetischen Düngern zu aktualisieren. Der Gartenbau - immer schon flächenarm und viehlos - und die Hausgemüsegärtnerei - von Haus aus viehlos - werden ebenfalls - zumindest per Proklamation aufgehoben. Die Gartenbauer müssen weiterarbeiten, wenn sie von der Arbeit leben wollen. Die Hausgemüsegärtner werden zumindest verunsichert und geben eine Produktion auf, die volkswirtschaftlich als Schwarzarbeit gebrandmarkt wird.

Eine Kultur anspruchsvoller Gemüse - außer Kartoffeln und Grünkohl -, ist auf einem 15er Boden auch mit Mist nicht möglich, wenn man nicht auf mineralischen Dünger zurückgreifen kann. Die erstaunte Frage, warum der Gemüseanbau in naturbürtig armen Gegenden immer so spärlich und armselig ist, haben wir leichtfertig beantwortet: 'Die Leute waren so eingeschüchtert und pauperisiert, daß ihnen die erforderlichen Kenntnisse und Fertigkeiten fehlten! Wenn ich meine Niederlagen mit dem Anbau von anspruchslosen Gemüsekulturen nach dem Vorbild von 80iger Böden am Niederrhein auf einem 15er-Boden nehme, hätte ich aufgegeben, wenn ich nicht Mineraldünger zur Verfügung gehabt hätte. Zur Armut des Bodens gehört eben auch die Armut der Kulturwahl. Mit akzeptablem Aufwand war kein anspruchsvolles Gemüse anzubauen. Dann verliert man die Neugier, das Interesse, das Wissen und kann sich irgendwann nicht mal mehr erinnern. Öko - kauft man im Bioladen ein! Weil, du kannst das nicht. Enteignung durch 'Aufklärung'.

Literatur

- Becker-Dillingen 1956:** Handbuch des gesamten Gemüsebaues einschließlich der Küchenkräuter. Stuttgart
- Faustzahlen für die Landwirtschaft 2005:** Kuratorium für Technik und Bauwesen in der Landwirtschaft e.V. (KTBL). Darmstadt.
- Heilmann, H. u. Zimmer, K.O. 1990:** Ökologischer Feldgemüsebau. Beiträge aus Praxis, Wissenschaft und Beratung. Karlsruhe.
- Ledermann, B. 1989/1995:** Etappen und folgen der Grünlandintensivierung. NB 36 d. Kasseler Schule.5-77 Hg.: AG Freiraum und Vegetation. Kassel.
- Vetter, Chr. A. 1996:** Heidebauernwirtschaft. NB 40 d. Kasseler Schule.257 - 267 Hg.: AG Freiraum und Vegetation. Kassel.

Tapetenwechsel

Ein Zimmer im Haus der Welt – Geschichte an der Wand¹

Florian Bellin-Harder und Frank Lorberg

Es ist schon merkwürdig mit unserer Aufmerksamkeit. Tapeten sind aktuell ziemlich gewohnte oder alltägliche Gegenstände. Das Alltägliche besteht allerdings weniger in täglicher Benutzung oder Handhabung, wie bei Kleidungsstücken zum Beispiel. Über lange Zeit - und in längeren Zyklen als jene - modisch wechselnd wie Kleidung, fallen Tapeten kaum auf, kaum ins Auge, außer vielleicht beim ersten Eindruck eines Zimmers. Um so weniger fallen sie auf, wenn sie nicht mehr – und nicht weniger - sind als Papier mit einfacher Farbe. In dieser Art sind sie verbreitet, sehr häufig zu finden: weiße Farbe auf weißer Raufasertapete. Sie sind Hintergrund, nicht Kulisse, manchmal Untergrund. Sie sind (wohlgemerkt aktuell) alltägliches Dahinter und insofern - tendenziell absichtsvoll um des im Vordergrund befindlichen willen - der Aufmerksamkeit entzogen. Nicht für Tapezierende freilich. Der Wechsel der Tapete ist die nicht alltägliche, die zyklisch seltene Tat, fast immer mit einem Anlass verbunden. Tapetenwechsel korrespondieren mit anderen Wechseln, Mieterwechsel, Beziehungswechsel, Mutterschaft & Vaterschaft, Aneignung des ersten eigenen Zimmers usf.

Kein Zweifel, Tapeten haben mit Landschafts- und Freiraumplanung wenig zu tun, so wenig und so viel wie Geschirr vielleicht oder Tanz. Es ist allenfalls die Aufmerksamkeit eines oder zweier Freiraumplaner, die einen Gedanken zu einem Zusammenhang führen. Auch diese Aufmerksamkeit bedarf des Anlasses, wie der Gedanke, der versucht, einen Zusammenhang herzustellen. Beides war im vorliegenden Fall gegeben.

Fangen wir zunächst mit dem – oberflächlich betrachtet – weit hergeholten Zusammenhang zur Planung an: Die Wechsel in der Geschichte eines Hauses sind nichts anderes als Wechselfälle des Lebens (s. Steinhäuser 1989). Und die Wechsel der Tapeten nicht weniger als Ausdruck dieser Wechselfälle. Im konkreten von uns mitgeteilten Fall lagen Anlass und Anregung am Rande eines jener Augenblicke, in denen die Tapete gewechselt wird. Bei dieser Arbeit traten schichtenweise ältere Tapeten zutage. Zwei Planer, die gewohnt sind, einfache handwerkliche Arbeiten selbst auszuführen, unterbrechen die handwerkliche Arbeit und wechseln zur planerischen Neugier. Das Interesse wird nicht durch die historische Sensation alter Tapetenschichten allein gespeist.

¹ Überarbeitetes Vortragsmanuskript zum Symposium der AG Freiraum und Vegetation im April 2008 in Dransfeld/Hoher Hagen bei Göttingen. Die Tapetenschichten können auf der Farbbeilage betrachtet werden.

Daneben findet ein Nachdenken über den Zusammenhang von Tapetenwechsel und Wechselfall statt, aus dem schließlich handfeste Nachkarte der Tapetenwechselgeschichte erwächst.

Wenn wir die Augen vor den realen Wechselfällen um der idealtypisch geführten Debatte oder professionell distanzierter Systematik willen verschließen, gehen uns die Anlässe, die Gelegenheiten des Planens verloren, die nicht selten in den Geschichten unserer Auftraggeber/innen ihren Anfang nehmen und auch ihr Ziel finden. Aber es geht nicht nur um diese Gelegenheiten, wenn wir uns erinnern, sondern auch darum, dass ein Teil des Sinns der Systematik darin liegt, aus der Abstraktion vom Einzelfall auch wieder zum Einzelfall zurückkehren zu können. Diese Rückkehr ist in etwa (schon oft haben wir darauf hingewiesen) zu verstehen, wie die Rückkehr von einer Reise (s. Appel), deren Erfahrungen Vergleiche mit dem vertrauten Zuhause ermöglichen, Wege sichtbar machen, die von zuhause aus vorher nicht zu erkennen waren usw. Die Systematik von Fällen, sei es Vegetationsaufnahmen, Hausaufnahmen oder auch Patientengespräche (s. Balint-Debatte) dient immer auch dazu, den Einzelfall besser verstehen zu lernen, die Wiederkehr anekdotischer Details in der Welt zu begreifen. Vergleich und Übertragbarkeit von allgemeinen Einsichten auf situative Problemlagen können als wesentlicher praktischer Sinn einer Systematik angesehen werden. Die Gefahr anekdotischer Einzelfallberichterstattung liegt vor allem darin, dass das Besondere, das Einzigartige (und damit Trennende) gegenüber dem Gemeinsamen (und damit Verbindenden) hervorgehoben wird. Worin aber soll planerische Kompetenz bestehen, wenn nicht in mitgebrachtem Wissen von anderen Orten, das zur Hand ist, wenn in einer konkreten Situation, einem konkreten Fall kein Weg sichtbar wird?

So weit ist nachvollziehbar, dass die konkrete Nacherzählung einer wechselvollen Geschichte von Hausbesitzern vordergründig wenig informativ für Planerinnen anmutet. Hingegen nimmt die Einsicht in die Tatsache, dass Wechselfälle auch an Tapetenschichten sichtbar werden oder, allgemeiner gesprochen, in Gegenständen in Häusern sedimentiert sein können, sich relevant aus, weil wir Freiraum im Allgemeinen debattieren und verstehen wollen und dafür das Verstehen des Freiraumaneignens essenziell ist. Indem wir verschiedene Möglichkeiten der Freiraumaneignung (an)erkennen, wird die Ausdehnung der Handlungsspielräume, die auf den *Freiraum* gerichtet sind oder/und darin bestehen, sichtbar. Die berühmte, immer wieder angeführte Liste von Handlungsoptionen für Vorgärten (man könnte auch die dysfunktionalen Freiräume nehmen) zum Beispiel (Fahrräder und Mülltonnen abstellen, auf der Treppe vorm Haus sitzen) endet nicht umsonst immer wieder nach einer kurzen meistens ähnlichen Liste mit dem „etc.“, weil deutlich werden soll, dass weitere Möglichkeiten der Aneignung bestehen. Um aber nicht stereotyp diese Liste wiederholen zu müssen, die durch die Wiederholung nicht gehaltvoller wird, sondern tatsächlich

Spielräume und Optionen zu erkennen, ist es notwendig, die Augen weiter offen zu halten. Die Sammlung der Fälle dient dann nicht nur dem Wiedererkennen des Allgemeinen und damit der Formulierung von Prinzip und Regel, sondern auch dem Ermessen dessen, was im Einzelnen/Speziellen alles sein kann und wird damit Voraussetzung dafür, die Anwendung der Regel, die Wirksamkeit eines Prinzips überhaupt zu erkennen.

Und damit kommen wir noch einmal zu den Tapeten. Zunächst gehen wir wohl alle davon aus, dass Tapeten modisch wechselnde Phänomene sind (i.S. Dagmar Kuhles). Daraus könnte man schließen, dass im Wechsel (auch in der Erfindung; s. Gronemeyer) der Moden große Wirkung auf tägliches Leben liegt (s. Veblen; Sombart; auch Körner/Eisel im Hinblick auf Ideengeschichte), nicht zuletzt bis hin zur latenten Annahme, Tapeten wechselten, *weil* es neue Moden gibt. Nimmt man nun unseren Einzelfall als Referenz, sieht das Verhältnis zwischen Mode und Rezeption (oder Adaption) doch ein wenig anders aus. Erst die detaillierte Betrachtung des Einzelfalls weist auf die Handlungsmotive, die weniger abstrakt aus dem Wirkungszusammenhang der Kapitalakkumulation über Modebildung (Abwertung und Aufwertung etc.) folgen, als viel mehr im konkreten Leben den Wechselfällen des Daseins geschuldet sind und in der Mode der Tapeten nur sichtbar, belegbar werden. Vergleichbar ist zum Beispiel der von Ginzburg mitgeteilte Versuch (Morelli in Ginzburg 1988: 78f), verschiedene Künstlerhandschriften voneinander zu unterscheiden, die innerhalb einer Stilepoche (sozusagen innerhalb einer Modeschicht) arbeiten. Hier bleibt die offen sichtbare Ikonographie gleich und dadurch der einzelne Künstler anhand der Stilelemente tendenziell verborgen. Die Unterscheidung findet anhand anderer, künstlerspezifischer Detailausführungen (hinsichtlich der Ikonographie Nebensächlichkeiten, wie Ohrläppchen, Fingernägel, Haare) statt. Kommen wir also im Folgenden zunächst zu unseren Schichten und den mit diesen Schichten verbundenen Lebenssituationen, aus denen Handlungsmotive abgeleitet werden können, die erhellen, wie es zum Tapetenwechsel kommt. Danach kehren wir noch einmal zum Verhältnis von Mode und Alltagsrezeption zurück.

Ein Wechselfall

Kurz nach dem letzten Symposium, auf dem das Thema für das diesjährige Symposium festgelegt wurde: Hermeneutik, hat einer von uns (Frank) dem anderen (Florian) geholfen, ein Zimmer zu renovieren. Es hatte Familienzuwachs gegeben, was –wieder einmal – für eine Verschiebung der Nutzungen der Zimmer sorgte. Der Raum sollte bei dieser Gelegenheit gedämmt werden. Dazu musste die Tapete von den Lehmwänden entfernt werden. Zuerst sahen wir nur die Arbeit und hatten Mühe, die eingeweichten Schichten zu lösen, ohne allzu viel Lehm von der Wand zu reißen, denn die Wand sollte später lediglich mit Lehm verputzt und mit Lehmfarbe gestrichen werden. Zwischendurch in der

Arbeit bemerkten wir, dass auf der Wand viele Tapetenschichten kleben und stießen auf merkwürdige Muster und Motive, sowie auf einige Zeitungsausschnitte. Das weckte unsere Entdeckerfreude, die zudem die Arbeit beflügelte. Schließlich interessierte uns zunehmend die Frage, in welcher Folge die Tapeten kleben und in welche Zeiten sie gehören mögen. Wir begannen die Schichtfolge zu rekonstruieren, um zuerst eine zeitliche Reihe herauszuarbeiten, wobei die ursprüngliche Arbeit nur schleppend voran kam.

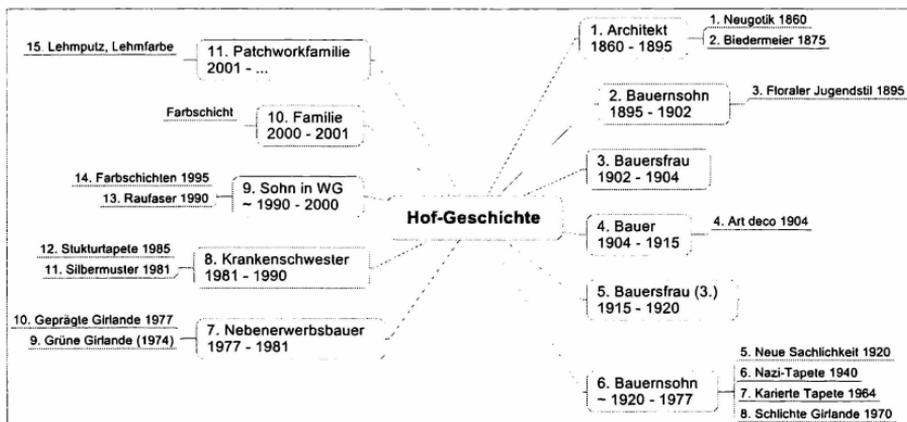
Rekonstruktion der Schichtfolge zunächst anhand der Motive und Zeitungsausschnitte – Systematik, Fund und Befund



Abb. Lehmputzschaden durch rabiaten Tapetenabtrag.

Ähnlich wie in der Geologie hatten wir ein stratigraphisches Problem zu lösen. Beim Abtrag wurde sichtbar, dass unser anfängliches Problem des Lösen von Tapete auf Lehm auch unseren Vorgängerinnen und Vorgängern klar gewesen war. Statt die Tapeten restlos zu entfernen und damit Schäden am Lehmputz zu riskieren, ließ man schwer zu lösende Tapetenstücke lieber kleben und tapezierte darüber. Auf diese Weise entstanden wiederholt Abträge und Überlagerungen, unter denen Reste verblieben, Dank derer die Geschichte der Tapeten im Zimmer als verdecktes Archiv lesbar blieb.

Nach Art der Hermeneutik einer Zwiebel - das Zentrum ist leer, die Schichtung ist interessant – verweist die Konstellation der Zeichen auf eine zeitliche Folge von Wanddekorationen einer ‚guten Stube‘. Wie in der Kunstgeschichte bietet der Stil des Ornaments Hinweise auf die zeitliche Folge der Schichten als zeitliches Nacheinander im



räumlichen Übereinander.

Die Tapete ist eine recht junge Erfindung, zumal die Papiertapete, deren Ursprünge allerdings weit zurück reichen. Lederbespannungen und Wandteppi-

che sind schon im europäischen und asiatischen Mittelalter bekannt und aus China stammt die Seidentapete. Auch schon in der Zeit vor diesen Vorläufern der Tapete, die auf die Wand aufgelegt wurden, sind Zimmerwände verziert worden. Sie wurden direkt bemalt. Frühe Wandmalereien in antiken, römischen Villen z.B. Pompeji und Berichte von Virtuv (30 v.C.) und Plinius (50 n.C.). Rituelle Bilder an Wänden, ich möchte hier nur an die steinzeitlichen Höhlenmalereien als früheste Zeugnisse erinnern (vor ca. 30.000), sind nicht als Wanddekor zu betrachten. Ebenso wie die Wandbilder in ägyptischen Pyramiden (ab ca. 3000 v.C.). Wenngleich die ornamentalen Aspekte der Kultbilder durchaus die Ausschmückung von Wänden für profane Zwecke inspiriert haben mögen. An der jüngeren Geschichte der Tapeten, die im Zimmer archiviert, rückwärts von uns abgetragen wurde, ist wie dazumal im Seminar ‚Der Stil der Ökonomie‘, neben der reinen Historie vor allem die Geschichte der Lebensverhältnisse der Hausbewohnerinnen und Bewohner lesbar und damit in exemplarischer Weise ein Stück Geschichte der ‚guten Stube‘.

Im Folgenden listen wir zuerst die Schichten auf (Abbildungen zu 10. und ab 12. lassen wir weg) und geben dazu ein paar kurze Hinweise zum vermuteten Anlass (soweit bekannt), sowie zur Art des Beleges für unsere Vermutung. Im Anschluss gehen wir kurz die Geschichte der Wechselfälle des Hofbesitzes mit den einschneidendsten und zugleich am ehesten belegbaren ‚Daten‘ (i.w.S. des Wortes). Die Übersichtsgrafik der Hof-Geschichte zeigt die Reihe der BesitzerInnen mit zugeordneten Tapetenwechseln. Eine genaue ikonologische Interpretation der Tapeten wie auch der BesitzerInnen-, Hof- und Wirtschafts-Geschichte ersparen wir den LeserInnen. Wir konzentrieren uns stattdessen – dem Anlass des Vortrages angemessen – auf methodologische Überlegungen zum Befund

Abfolge im Zimmer rekonstruiert:

Ge-Schichte eines Zimmers

Erste Reihe nur mit Zuordnung nach vorläufigen Namen und Motiven. Zweite Reihe mit Datierungen und Hofgeschichte gespickt.

1. Neugotik - Bemalung/Druck auf Papier um 1860

Neugotisch (Lilien-Muster) in blau. Vermutlich gemalt, evtl. mit Schablone. Oberer Abschluss unterhalb der Decke mit Holzleiste und gemaltem Fries (blau) auf Lehm. Deckenfarbe hellblau. Definiert über Hausbau, datiert über Dorfchronik.



2. Spätes Biedermeier ca. 1875

Zeitl. Anhaltspunkt könnte die Geburt des letzten Kindes sein (s. Dorfchronik), zeitlich etwa in der Mitte zur nächsten belegten Periode.



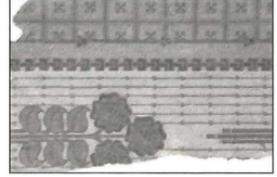
3. *Floraler Jugendstil ca. 1895*

Definiert über den Wechsel des Eigentümers, datiert über Balkeninschrift an der Scheune und Dorfchronik, sowie Zeitzeuginnaussage der Nachbarin, die im Haus groß wurde.



4. *Art deco, Historismus ca. 1904*

Vermutet über zweite Heirat der Frau Hauses. Heirat belegt über Dorfchronik und Zeitzeuginnen-Aussage.



5. *Neue Sachlichkeit 1920er Jahre*

Vermutete Übergabe des Hofes an einen Erben, den längsten Eigentümer des Hofes. Zur gleichen Zeit wurde der ‚Zwischenbau‘ errichtet (Stallungen für Rinder und Schweine), datiert über Zeitzeugin.



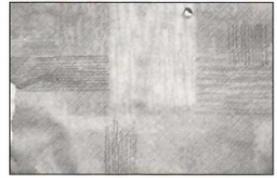
6. *Nazi-Tapete nach 1940*

Name' über Eichenblatt-Muster definiert. Anscheinend ohne Zusammenhang mit Familienereignissen oder BesitzerInnen-Wechsel. Datiert über Zeitungsausschnitt, auf den die Tapete geklebt wurde. Der Ausschnitt thematisiert Malven-Futterbau-Versuche von 1940.



7. *Karierte Tapete ca. 1964*

Ornamentloses Muster. Definiert über Ende der Nazizeit, ohne Zusammenhang zur Familiengeschichte. Datiert über Zeitungsausschnitt, der Frank ins Lesen führte.



8. *Schlichte Girlande blau-grau um 1970*

Ohne genauere Indizien für präzise Datierung. Einordnung über zeitliche Mitte zum nächsten Beleg und eigene Stilerfahrung.



9. *Grüne Girlande ca. 1974*

Rückkehr der auffälligen Ornamentik. Definiert über die Geburt zweier Söhne der letzten Vorbesitzerin des Hofes mit bäuerlicher Tradition. Orientiert über Zeitungsausschnitt von 1974, vermutlich aber schon mit dem Tod (Lungenkrebs) des Hausbesitzers in Verbindung stehend.



10. Geprägte Girlande ca. 1977

Ohne genaue Datierung, vermutlich zusammenfallend mit dem Vermauern der Fenster und dem Einbau von Wandschränken im Haus. Dafür Flicker in der Tapete auf dem neuen Mauerwerk denkbar. Zeitliche Zuordnung über den Tod des längsten Hausbesitzers (s. 5). Datiert über Dorfchronik.

11. Strukturtapete mit Silbermuster ca. 1981

Definiert über Todesjahr des ersten Mannes der Hausbesitzerin. Datiert über Dorfchronik.



12. Strukturtapete weiß ca. 1985

Ohne genaue Datierung. Vermutete Zuordnung über gleichmäßigen Anteil der Zeit zu den folgenden Datierungen. Außerdem Einschätzung aus eigener Stilerfahrung.

13. Rauhfaser ca. 1990

Vermuteter Auszug der Hausbesitzerin, frühestens zur Volljährigkeit des Sohnes, der von da an weiter in WG im Haus wohnte. Datierung über Zeitzeugin.

14. Rauhfaser mit Farbschichten ca. 1995

Nicht näher datierte zweite Schicht, auf die dann nur noch Farbschichten folgten, die letzte stammt von 2002. Datiert über eigene Anschauung.

15. Lehmputz 2008

In 2007 werden sämtliche Tapetenschichten peinlich genau entfernt und in Fragmenten archiviert. Neuer Lehmputz mit Farbanstrich (Lehmfarbe) wird vermutlich 2008 aufgetragen.

Wechselgeschichte der BesitzerInnen

Vor allem die Wirtschaftsgeschichte des Hofes ließe sich problemlos weiter kontextualisieren mit der der allgemeinen Sozial- und Wirtschaftsgeschichte (s. z.B. Lührs 1994). Hier dienen die Notizen als ausführlicherer Hinweis auf die Anlässe der Tapetenwechsel.

1. Ein Architekt 1860 - 1895

Pfarrerssohn, drei Kinder, hat ca. 1860 das Haus im Stile der Neu-Gotik gebaut. Seither ist der Stil in Ehningen verbreitet. Ökonomie ohne Bauernwirtschaft, bürgerliche Dasein, profitiert vermutlich z.T. vom Eisenbahnbau und spätklassizistischem Bauboom. Hat das Haus 1895 verkauft und ist fortgezogen.

2. Ein Bauernsohn 1895 - 1902

Sohn einer Ehringer Familie. 1902 an Lungenentzündung gestorben. Heiratete Bauerntochter aus einem anderen nordh. Dorf. Zwei gemeinsame Kinder. Das erste Kind wird später Besitzer (s. 5.). Die Frau hatte eigentlich einen Liebsten, der aber ärmer war. Mit dieser Familie findet der Wechsel zur bäuerlichen Ökonomie auf dem Grundstück statt. Gleich zu Beginn wurde die Scheune neu gebaut (s. Inschrift im Torbalken). Erst in den 20er Jahren wurden Stallungen zwi-

schen Wohnhaus und Scheune errichtet. Dieser Teil ist schlechter Instand als der Rest (Verwendung minderer Materialien, v.a. Kiefer als Fachwerk).

3. *Eine Bauersfrau (die Frau des zweiten Besitzers) 1902 - 1904*

Sie heiratet den Bruder ihres ehemaligen Liebsten (1904). Der Rest ihrer Familie war nach Amerika gegangen. Die Eltern gingen erst, als sie das zweite Mal heiratete.

4. *Ein Bauer (der Bruder des ehemaligen Liebsten der Bauersfrau) 1904 - 1915*

Er stirbt im ersten Weltkrieg. Aus der Ehe gehen zwei Töchter hervor, die zwar noch lange (bis in die 40er/50er Jahre) auf dem Hof helfen aber keine Chance auf Besitz bekommen.

5. *Noch einmal die Bauersfrau 1915 - 1920*

6. *Ein Bauernsohn 1920 - 1977*

Der erste Sohn der Bauersfrau aus erster Ehe übernimmt vermutlich früh (im ersten Weltkrieg) den Hof. Die Mutter ist vermutlich noch lange bedeutsam für die Fortführung des Hofes. Er heiratet mit 51 Jahren (1949), nach dem Tod der Mutter, eine Witwe mit zwei Söhnen aus einer ersten Ehe. Weitere, gemeinsame Kinder gehen aus der Ehe nicht hervor.

Nach dem Tod des Mannes geht der Hof an den jüngeren Stiefsohn. Der ältere versucht sich im Handwerk und heiratet die spätere Besitzerin (siehe 8.). Nach dem Tod des Bauern geht die Frau zurück auf den elterlichen Hof. Der Bauernsohn baute vermutlich die Stallungen als er volljährig war bzw. den Hof übernahm. Er ist der letzte Besitzer, der voll von der Bauernwirtschaft lebt.

7. *Ein Nebenerwerbsbauer 1977 - 1981*

Er bekommt den Hof von seinem Stiefvater, heiratet die (ehemalige) Frau seines Bruders, mit der er zwei Söhne hat. Er stirbt 1981. Er kommt mit seinem Stiefvater nicht gut klar, betreibt die Landwirtschaft nebenbei, arbeitet hauptsächlich als Arbeiter in einem Sägewerk. Die Bauernwirtschaft liegt schon ziemlich danieder. Wesentliche ehemalige Investitionen in die Bausubstanz (z.B. die Stallungen) werden kaum voll genutzt.

8. *Eine Krankenschwester 1981 - 1990*

Nach dem Tod ihres Mannes versuchen verschiedene Bauern des Ortes bei bzw. auf dem Hof zu landen, ziehen auch zeitweise ein und investieren z.T. viel Arbeit und Geld, bleiben aber chancenlos. Als Krankenschwester arbeitend heiratet sie einen Arzt und zieht zu ihm, der aber nur wegen der Aufenthaltserlaubnis heiratete. Ihre Kinder leben in dieser Zeit in WG mit weiteren jungen Menschen auf dem Hof. Als sie selbst einen Bauern heiratet, will sie den Hof in Ehringen verkaufen. Sie gründet ökonomisch vermutlich hauptsächlich auf ihrer Arbeit als Krankenschwester, investiert weniger in die Bauernwirtschaft, denn in Innenaus- und Umbau des Wohnhauses, verkauft oder verpachtet dafür Land. Die Hofstelle wird schließlich getrennt vom Land verkauft, womit ein Haus mit Anbauten übrig bleibt.

9. Ein Sohn in WG 1990 - 2000

Der ältere Sohn lebt in einer WG mit Freunden und Bekannten in dem Haus, ohne Eigentümer zu sein und ohne den Hof wirtschaftlich zu nutzen. Ende der 90er Jahre wird die Besetzung der WG undurchsichtig, das Haus kommt immer weiter runter. Als es verkauft wird, sind die meisten Zimmer in einem ziemlich üblen Zustand (zerstörte Türen, durchgebrochene Fußböden, Müllanhäufungen etc.), die Wirtschaftsgebäude sind bauernwirtschaftlich unbrauchbar.

10. Eine Familie 2000 - 2001

Nach längerer Suche im Umfeld von Kassel entscheidet sich eine junge Familie (zwei Kinder), den Hof und einen kleinen Teil des Landes zu kaufen. Die beider haben 2 Kinder. Sie wollen den Hof zumindest im Nebenerwerb bewirtschaften. Die Frau trennt sich 2001.

11. Eine Patchworkfamilie seit 2001

Mit zwei weiteren Kindern aus erster Ehe und schließlich einem gemeinsamen Kind ist das Haus wieder ziemlich voll. Der Hof dient weniger dem Erwirtschaften von Einkommen, denn dem Verbrauch von Einkommen und Zeit, mit Ausnahme des Gartens.

Zur Prüfung einer ‚fast einmaligen‘ Reihe

Am Ende unserer kleinen Reise durch die Tapeten eines Hauses stand ein Besuch im Kasseler Tapetenmuseum zur ikonographischen Prüfung der zeitlichen Reihe unseres Fundes von 14 Schichten Tapeten innerhalb eines Raumes an der zeitlichen Folge der ‚offiziellen‘ Tapetenforschung. Das Museum verweist aber – ähnlich wie Literatur zur Geschichte der Tapeten (s. Hoskins 2005) –, wie nicht anders zu erwarten, auf ‚Besonderheiten‘ der Stilgeschichte. Wobei die Auswahl – und damit das Besondere - nicht erklärt ist. Man kann nur vermuten, dass handwerklicher Aufwand, (unbestimmter) ‚künstlerischer Anspruch‘ und Materialkosten der Exponate die Auswahl von Beispielen einzelner Zeitschichten bestimmt haben. Hinderlich für den Vergleich war zudem die fehlende zeitliche Bestimmung vieler Exponate in der Museumsausstellung. Ein diesbezügliches klärendes Gespräch mit der Kuratorin steht noch aus. Entscheidend für uns ist, dass schnell deutlich wurde, dass unsere Tapetenfunde stets ‚profane‘ Variationen der Museumsexponate darstellten, sofern überhaupt Ähnlichkeiten auszumachen waren. Die Bebilderung der Literatur war den Versuchen zeitlicher Zuordnung schon zugänglicher, stellte uns aber im Prinzip vor die ähnliche Notwendigkeit, im literarisch vermittelten schmuck- und aufwandsreicheren Ornament unsere reduzierteren Variationen wiederzufinden und dann darauf zu bauen, dass die Reduktion nicht Stilmittel einer späteren Zeit ist. Diese Hinderlichkeiten angemessener ikonographischer Beschreibung profaner Gegenstände sind uns nebenher gesagt - längst von anderen Gegenständen, wie der Baustilkunde (Aut. 1995; Braun 1996) oder auch der Gartenstilkunde und nicht zuletzt der Kirchenkunde (s. Aut. 2008) bekannt. Im Prinzip müsste

man eine Fallsammlung profaner Tapeten erstellen. Daran wäre dann der Einzelfall recht genau einzuordnen und von der allgemeinen Tapetenverwendungsgeschichte zu unterscheiden oder in die Reihe der Fälle (oder Typen) einzureihen.

Die Relation zwischen der Tapetenverwendung in Kassel (oder auch Berlin, Hamburg etc.) zur gleichen Zeit und Ehringen (Dorf in der Provinz) und ähnliches konnten auf Basis unserer Vergleichsmöglichkeiten allerdings nicht erarbeitet werden. Was wäre auch damit gewonnen gewesen? Eine Stilgeschichte örtlicher Tapetenverwendung hat für uns als PlanerInnen nur Sinn, wenn sie ein immer wieder verwendbares Indiz auch an anderen Orten sein könnte, wie bei Vegetation, Baustilkunde u.ä. Uns war klar, dass wir es im Prinzip mit einem Einzelfall zu tun hatten und dessen ungeachtet die Möglichkeit, anderswo Tapeten von der Wand zu lösen, um nützliches über einer Hausgeschichte erfahren zu können, illusionär ist. Tapetenschichten liegen eben nicht offen herum. Nicht nur, dass sie in Häusern und Wohnungen zu finden sind, zu denen wir im Alltag wie in der Planung nur ausschnittsweise Zugang finden, wir kommen auch kaum in die Gelegenheit, die Tapetenschichten in anderer Leute Wohnungen zu lösen, um darunterliegendes beschreiben zu können. Und die letzte Unwahrscheinlichkeit liegt dann noch darin, dass auch tatsächlich – wie in unserem Fall – von den Tapezierenden so gearbeitet wurde, dass überhaupt identifizierbare Tapetenschichten vorliegen (von der ganzen Mühe etc. einmal ganz zu schweigen). Man müsste schon Maler mit viel Muße sein (was beim dortigen Einkommen aber unwahrscheinlich ist), um eine einigermaßen brauchbare Vergleichsbasis aufbauen zu können. Insofern bleibt die vorliegende Beobachtung tendenziell ein Einzelfall. Vielen sind schon alte Tapetenschichten beim Renovieren oder Umbauen begegnet, das Phänomen ist also grundsätzlich bekannt aber für eine regelhafte Indizierung reicht es nicht. Für uns bedeutete dies, dass wir auch für die zeitliche Einordnung auf andere Hinweise angewiesen blieben, um den Einzelfall doch zumindest allgemein im zeitlichen Zusammenhang sehen zu können. Wir benötigten also Anhaltspunkte außerhalb der Tapetenstilgeschichte.

Die Zeitungsartikel boten schon mal einen guten Hinweis auf die Zeiträume des Tapezierens, auch wenn natürlich behauptet werden kann, dass die Zeitungen lange aufbewahrt worden waren, bevor sie als Untertapete endeten. Allerdings kann man diesen Einwand zumindest durch vielfältige bekannte allgemeine Gewohnheiten der Verwendung von Zeitungspapier entkräften, wie das Verheizen (unterfüttert durch die Information, dass eine Ölheizung im Haus erst in den 70er Jahren installiert wurde), das Verpacken etc., die allesamt darauf verweisen, dass auch vor Einführung der Papiermülltonnen nur selten über viele Jahre aufgestapelt wurden. Gleichwohl, bewiesen ist mit diesen Gewohnheiten im vorliegenden Fall nichts.

Aber wir hatten auch direkteren Zugang zu möglichen Motiven aus den Hinweisen über die Lebenssituation bzw. Lebensstationen der HausbewohnerInnen; wenn auch häufig beschränkt auf wenige biographische Eckdaten aus dem Ortssippenbuch (so etwas gibt es im Waldeckschen tatsächlich jenseits jeglicher Verfassungsschutzdebatte), allerdings z.T. ergänzt durch Zeitzeuginnen-Aussagen. Durch diese Hinweise konnten wir einen Zugang zum Nachvollziehen der Spuren des Handelns der BewohnerInnen des Hauses finden. Und darin ist ein hermeneutisches Prinzip enthalten, das ungeachtet besser datier- und typisierbarer Gegenstände, auch an diesen Tapeten angewandt werden kann: das Nachvollziehen menschlichen Tuns aus Handlungsrückständen (s. M. Weber 1921; Berger & Luckmann 1969; Panofsky 1979; Schütz/Luckmann 1979; Ginzburg 1983, Soeffner 1989 etc. pp).

„Die Einzelfallanalysen dienen so der schrittweisen Entdeckung allgemeiner Strukturen sozialen Handelns, während der Einzelfall selbst als historisch-konkrete Antwort auf eine konkret-historische“ „Situation“ „interpretiert wird.“ (Soeffner 1989: 173)

Soweit also eine Typisierung profaner Tapeten nicht zur Verfügung stand, standen uns gleichwohl andere Hinweise zur Verfügung, die dabei halfen, das Tun nachzuvollziehen, dessen Gegenstand die Tapeten waren. Die Tapeten aber sind Ausdruck eines Tuns, das die biographischen Notizen allein nicht zeigen. Dass der Wechsel von BesitzerInnen genutzt wird, eine Tapete zu wechseln, hätten wir uns auch so denken können (wie so vieles, was bei Indizienkunde heraus kommt), aber zum einen ist nicht klar, ob diese Einschätzung lediglich unsere aktuellen persönlichen Erfahrung spiegelt, zum anderen zeigt das genaue Hinsehen, immer Details, die bei pauschalen Aussagen entgehen, wie in unserem Fall Übereinstimmungen mit Todesdaten von Familienmitgliedern oder Geburten von Kindern.

Unsere Hauptthese ist im Titel zusammengefasst: *Tapetenwechsel* ist im Allgemeinen Verständnis ein Tun, das mit Anlässen verbunden ist, ähnlich wie veränderte Haarschnitte oder Kleidungsstile. Diese Anlässe fanden wir nun wiederum in den Geschichten der BewohnerInnen bzw. BesitzerInnen des Hauses. Wir hatten also einen Gegenstand, der von diesen Personen an die Wand geklebt worden war und dazu Kurzversionen oder zumindest biographische Eckpunkte von Lebensgeschichten dieser Personen, die die Tapeten geklebt hatten oder hatten kleben lassen. Mit der Nachkarte der biographischen Notizen wurde immer deutlicher, dass die Tapetenwechsel zumindest mit BesitzerInnenwechseln und weiteren Anlässen sehr häufig einhergegangen sein könnten (s. graphische Übersicht: „Hof-Geschichte“). Der Sinn dieses Unterfangens lag nicht so sehr im Versuch genauer Datierung, sondern im Versuch, mit dem zeitlichen und den biographischen Kontexten zu begreifen, wie die Wechsel der Tapeten begründet werden könnten.

Fazit – Moden und Wechsel

Warenästhetik ist nicht nur mit Gebrauchswertversprechen verbunden (s. Haug 1972) (*Rama* für ein glückliches Familienleben; *Licher* fürs Zwitschern im Ohr etc.). Der Wechsel der Ästhetik ist auch eine unerschöpfliche und stark ausdifferenzierte Quelle von Distanzierungs- und Zugehörigkeitsmitteln (s. Veblen, Sombart, Bourdieu). Aber nicht für alle Käufer von z.B. Tapeten ist relevant, nur und vor allem *wegen* der allerneusten Tapete (ihrer Geschmacksrichtung) die Wände neu zu tapezieren. Wenn man nicht gerade Raufasertapete kauft und Farbe benutzt, hat man beim Neukauf von Tapeten eben *keine beliebige* Auswahl. Man kauft aus verschiedenen Gründen der Erreichbarkeit und des Preises eine Tapete, die dem, was der eigenen Vorstellung *nahe* kommt und was gerade so produziert wird. Es ist dabei aber nicht möglich, aus dem zeitlichen Kontext veränderter Herstellungstechniken und gerade produzierter Warenästhetik herauszutreten. Auch ohne die Ambition, an jeweils aktuellen Trends (Mode) teilzuhaben, spiegeln die Tapetenschichten nachträglich die Geschichte der Tapeten wieder.

Eines der wesentlichen Motive für den akuten Wechsel ist – soviel zeigt unser Fall – offenbar Wechseln im Leben geschuldet. Die Veränderung räumt in gewisser Hinsicht mit alten Spuren auf, vielleicht ein wenig stärker als beim Frühjahrsputz (s. Debatte zur Pflege der Freiräume am Holländischen Platz; Auerswald 1993). Wenn jemand, der ein Zimmer lange Zeit bewohnt hat, stirbt, scheint es für nachfolgende ZimmerbewohnerInnen wichtig zu sein, durch die Überformung, Überarbeitung des Zimmers in die Aneignung (ins Leben zurück) einzusteigen und vielleicht auch ins Vergessen. Ähnliches gilt für ein heranwachsendes Kind, das erstmals aus eigenem Antrieb das eigene Zimmer überformt und dabei nicht selten zielsicher am Geschmack der Eltern vorbei segelt. Hier tritt allerdings auch das Motiv der Distanzierung und Herausbildung (scheinbar) höchst eigener Insignien hinzu (vgl. Bellin 2006). Ein neuer Partner scheint auch etwas mehr ‚Energie‘ freizusetzen als für einen Frühjahrsputz nötig wäre. Die Tapete ist in diesen Fällen vorrangig Mittel der (Wieder-)Aneignung, des Hinterlassens von sichtbaren Spuren der Inbesitznahme. Dieser Gedanke rüttelt ein wenig an der Absolutheit des Wirkungsanspruchs von Modeschöpfern, wie auch an der Vorstellung, dass aus den vorherrschenden Stilmitteln einer Zeit auf einen vorherrschenden *Zeitgeist* geschlossen werden könne, also die Rezeption oder Adaption von Insignien mit den gleichen Motiven verbunden sei wie die Erfindung der Insignien. Frei nach Schmithüsen könnte man sagen, dass das *Geistige* der Herstellung einer Tapete irgendeines Stils nicht identisch ist mit dem *Geistigen* des Erwerbs oder der Verwendung des Stilmittels (hier bewegen wir uns wieder in der Rezeptionsdebatte und i.w.S. der Zeichendeutungs- und Spurenlesetheorie; s. Hard 1995). Dies mutet nach einer Binsenweisheit hat, was ja nicht das Schlechteste wäre. Bezogen

auf andere uns inhaltlich näher liegende Stilmittel, wie zum Beispiel Mittel zur Gestaltung von Gärten verschiedener Zeiten, würden wir lediglich den Schreibern der Geschichtswerke von herrschaftlichen Gärten und Parks recht geben, wenn wir akzeptierten, dass die dort hinterlegte Geschichte der Gestaltungsmotive für *alle* ‚Mitglieder‘ dieser Zeit gelte. Historisch bemerkenswert sei lediglich das jeweils Neue oder Einzigartige der Gestaltung. Ebenso würden wir als Planer falsch liegen, wenn wir davon ausgingen, dass sich die Motive von Gartenbesitzern im Erreichen des Gestaltungsmaßstabes einer Zeit erschöpften. In konkreten Planungssituationen ist folglich auf scheinbar herrschende Stilmittel nicht unbedingt Verlass, selbst dann nicht, wenn auf Stilmittel seitens der Kundschaft viel Wert gelegt wird. Die Situation der Kundschaft zu begreifen, scheint indessen größeres Gewicht zu besitzen. Und wenn wir die Gelegenheit haben, Indizien zu finden, die diese Situation einschließlich vielleicht sogar ihrer Vorgeschichte erhellen, dann bewegen wir uns auch mit Einsichten in einer Tapetenwechselgeschichte mitten in unseren bewährten Schritten der Annäherung an einen Ort und die diesen belebenden Menschen (Hülbusch & Michel 1991).

Literatur

- Auerswald, B.** 1993: Gärtnerische Erfahrungen mit selektiver Freiraumpflege. In: Notizbuch d. Kass. Sch. Heft 29: 153- 176. Kassel
- AutorInnen** 1995: Der Stil der Ökonomie. Studienarbeit am FB 13 der GhKassel.
- Berger, P.L. & Luckmann, T.** (1969)1980: Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. Frankfurt a.M.
- Bellin, F.** 2006: Tür auf – Tür zu. Lernwiderstände Heranwachsender. In: Notizbuch der Kasseler Schule Heft 70: 72 – 94. Kassel
- Braun, U.** 1996: Der Stil der Ökonomie. Zum Beispiel Hannoversch Münden. Dipl.arb. am FB 13 der GhKassel
- Ginzburg, C. (1983)1988:** Spurensicherung. In: ders. Spurensicherungen. Über verborgene Geschichte, Kunst und soziales Gedächtnis. 260 S. München
- Hard, G.** 1995: Spuren und Spurenleser: zur Theorie und Ästhetik des Spurenlesens in der Vegetation und anderswo. Osnabrücker Studien zur Geographie Band 16
- Haug, W.** 1973: Kritik der Warenästhetik. Frankfurt am Main
- Hoskins, L.** 2005: Die Tapete. Geschichte, Gestaltung und Techniken des Wanddesigns. 272 S. Köln
- Hülbusch, K.H. & Michel, J.** 1991: Einen Ort verstehen als Voraussetzung für landschaftsplanerische Perspektiven. In: Notizbuch der Kasseler Schule Heft 21: 81-101. Kassel
- Kuhaupt, G.** 1985: Waldecksche Ortssippenbücher Bd. 25. Ehringen. 285 S. Volkmarshausen
- Lührs, H.** 1994: Die Vegetation als Indiz der Wirtschaftsgeschichte. Notizbuch der Kasseler Schule Heft 32. Kassel
- Panofsky, E.** 1979: Ikonographie und Ikonologie. In: KAEMMERLING (Hrsg..) "Bildende Kunst als Zeichensystem" Köln
- Schütz, A. & Luckmann, T.** 1979: Strukturen der Lebenswelt. Band 1. Frankfurt. a.M.
- Soeffner, H.-G.** 1989: Auslegung des Alltags - Der Alltag der Auslegung. Zur wissenschaftlichen Konzeption einer sozialwissenschaftlichen Hermeneutik. Frankfurt a. M.
- Weber, M.** (1921)1980: Wirtschaft und Gesellschaft. Tübingen

Eudämonologische Illusionen - Pech und Architektur

Helmut Lührs

Anfang

Den Gegenstand, über den im Folgenden die Rede sein soll, bildet eine Tabelle ab mit 28 Aufnahmen von Villen oder dem, was wir für Villen halten. Tabelle und Aufnahmen wurden von SYLVANA STREDA (2008) erarbeitet und mir dankenswerter Weise für den Vortrag zur Verfügung gestellt (s. 3 Beilagen). Dieser Gegenstand nun soll, dem Motto des Symposiums gemäß, auf eine hermeneutische Weise verhandelt werden, also verstehend im Sinne WEBERS (1921) oder pragmatisch im Sinn von PEIRCE CH. (1991). HARD G. (1990) unterscheidet für die Geographie zwischen der Physiognomik und der Hermeneutik.

"Mit ‚Physiognomik‘ ist dabei die Kunst gemeint, in der äußeren Erscheinung eines Gegenstandes dessen Sinn, z.B. eine bestimmte Geistesbeschaffenheit zu erkennen und mit ‚Hermeneutik‘, die Kunst einem Betrachter den Gegenstand auf eine solche Weise verständlich zu machen, dass er nicht nur den Gegenstand besser sehen und verstehen lernt, sondern auch die Art und Weise, wie dieser Gegenstand gemeinhin und von ihm selber gesehen und verstanden wird" (HARD G. 1990:273).

Die ‚Eudämonologie‘ stammt begrifflich von SCHOPENHAUER A. (1999:23 ff.). Sie meint, kurz und knapp gefasst, dass es kein Glück gibt im Leben, nur Schmerz und Leid. Glücklich ist, wer es versteht, Letzteres auf ein Minimum zu reduzieren.

Annäherung

Die vorliegende Villentabelle nun ist eher zufällig entstanden. Sylvana hatte die Idee ihr Diplom diesem Thema zu widmen. Ich fand das natürlich spannend, nur müsste man dazu erst einmal wissen, was eine Villa überhaupt ist (mir war das jedenfalls nicht klar und ob ich es heute besser weiß, sei dahin gestellt). Nach Sylvanas Arbeit würde ich sagen, eine Villa ist etwas, das man nicht aufnehmen kann. Aber das ist eine ziemlich schwache Definition.

Also haben wir zunächst die einschlägige Literatur befragt, um der diffusen Vorstellung, die wohl jeder mit der Villa (bzw. der vielfachen Vereinnahmung des Villenbegriffs) verbindet, ein wenig konkreteres zur Seite zu stellen. Das Studium u.a. von BENTMANN R., MÜLLER M. (1992), VITRUV (1995), TROLL H. (2005), HARRENBURG B. / WANNAGS I. (1991), STÜBBEN J. (1980) bestätigte die Vagheit unseres Gefühls was wohl eine Villa sein könnte, half aber nicht, davon einen handlicheren oder handhabbaren Begriff zu gewinnen. Erst im nachhinein, gleichsam mit der o.g. Tabelle im Rücken, wurde uns klarer, worüber die Auto-

ren reden und vielleicht - man sehe mir die Anmaßung nach - hätte die Tabelle auch den Autoren an der einen oder anderen Stelle zu mehr Klarheit verholfen. Der erste Ausflug in die Literatur erwies sich also als nicht sonderlich hilfreich um mit der Frage, was eine Villa ist, zu Rande zu kommen. - Also, machen wir Aufnahmen von dem, was wir jetzt denken oder fühlen, was eine Villa sei. Auch dieser Ansatz verlief bald im Sand. Es ist schlicht unmöglich mit ‚normalen Mitteln‘ aus der Anschauung heraus Aufnahmen von Villen anzufertigen. Es ist z.B. notwendig die Eigentümer der Villen zu kennen. Es bedarf eines Zutrittsrechts, um auf ein Villengrundstück zu gelangen. Grundrisse und Lagepläne sind unabdingbar. Es ist praktisch unmöglich oder mit einem unververtretbaren Aufwand verbunden, Grundriss und Organisation der Villa über die Fassade zu rekonstruieren.

So entschlossen wir uns, wieder auf die Literatur zurückzukommen und all die Autoren zu bemühen, die nachvollziehbar Villen beschreiben (oder Gebäude, von denen die Autoren behaupten, dass sie Villen seien und deren Behauptung uns (immer noch gefühlt) angemessen erschien) und diese auch mit Grundrissen, Ansichten und Lageplänen belegen. Die Tabelle ist dementsprechend nur mit zwei Aufnahmen, die aus der eigenen, konkreten Anschauung heraus angefertigt wurden, bestückt. Alle weiteren Aufnahmen sind aus der Literatur heraus ‚destilliert‘ worden.

Bevor wir nun die Tabelle kurz erläutern, noch ein Gedanke zum zweiten Teil des Titels dieses Vortrages - Pech und Architektur, der in leicht polemischer Absicht gegen Alain Botton gerichtet ist. Was BOTTON nämlich unter der Überschrift ‚Glück und Architektur‘ beschreibt, ist die gut gemachte Variante der feuilletonistischen Verwirrung seines Themas. Auch er hantiert fortwährend mit Begriffen, denen seine literarischen Anstrengungen gewidmet sind, ohne so recht zu wissen, wo von diese Begriffe im einzelnen handeln - ein Schicksal freilich, das er mit der Zunft der dafür bestellten Professionellen teilt, weshalb ihm dies eigentlich nicht zum Vorwurf gemacht werden kann. Und dennoch ist der Text kennzeichnend und symptomatisch, was die gemeine Sicht der Architektur und in unserem Fall der Villa genannt werden kann. Architektur hat u.E. i.d.R. mehr mit Pech zu tun und Glück kann es in diesem Zusammenhang, wenn überhaupt, nur in der von Schopenhauer zitierten Variante geben. Der zweite Teil des Titels verweist in genau diesem Sinn auf den ersten, wovon zum Schluss ganz kurz noch einmal die Rede sein soll, nach dem wir nun die Tabelle vorstellen werden und uns zu diesem Zweck mit einem Zitat eben von Botton auf etwas sinnlichere Weise unserem Gegenstand wieder annähern.

"Das ästhetische Interesse der Modernisten war dermaßen ausgeprägt, dass es Rücksichten auf Zweckmäßigkeit regelmäßig verdrängte. So mag die Villa Savoye zwar wie eine praktische Maschine aussehen, doch ist sie in Wirklichkeit ein künstlerisch inspirierter, sinnloser Prachtbau. Die Wände wurden von

Spezialisten handverputzt, die dafür kostspielig importierten Mörtel benutzten, außerdem waren die Mauern empfindlich wie reine Spitze und zielten ebenso wie das juwelenüberladene Mittelschiff einer gegenreformatorischen Kirche darauf ab, Gefühle zu provozieren. Nach den ureigenen Grundsätzen der Moderne war das Dach auf ähnliche, wenn auch fast desaströse Weise unehrlich. Trotz anfänglichen Widerspruchs von der Familie Savoye hatte Le Corbusier darauf beharrt - angeblich allein aus technischen und ökonomischen Gründen -, dass ein Flachdach einem Satteldach vorzuziehen sei. Es sei, so versicherte er seinen Kunden, billiger, pflegeleichter und im Sommer kühler; außerdem könne Madame Savoye ihre Gymnastik machen, ohne durch die vom Boden aufsteigenden feuchten Ausdünstungen belästigt zu werden. Doch nur eine Woche nach dem Einzug der Familie leckte die Decke über Rogers Schlafzimmer und ließ so viel Wasser durchsickern, dass sich der Junge eine Erkältung zuzog, die sich zu einer Lungenentzündung auswuchs und ihn schließlich zwang, zur Genesung ein Jahr in einem Sanatorium bei Chamonix zu verbringen. Im September 1936, sechs Jahre nach der offiziellen Fertigstellung der Villa, fasste Madame Savoye ihre Ansicht über das Flachdach in einem (tropfenübersäten) Brief zusammen: ‚Es regnet in den Flur, es regnet auf die Treppe, und die Garagenwand ist pitschnass. Schlimmer ist, dass es immer noch in mein Bad regnet. Bei schlechtem Wetter wird es geradezu überschwemmt, da das Wasser selbst durch das Oberlicht hereinströmt‘.

Le Corbusier versprach, sich sofort um das Problem zu kümmern, nutzte dann aber die Gelegenheit, seine Kunden daran zu erinnern, wie begeistert sich weltweit Architekturkritiker von seinem Flachdachentwurf gezeigt hatten: ‚Sie sollten im unteren Flur ein Gästebuch auslegen und all Ihre Besucher bitten, sich mit Namen und Adresse darin einzutragen. Sie werden sehen, wie rasch Sie manch bedeutendes Autogramm gesammelt haben‘. Doch diese Aufforderung zur Philographie konnte die an Rheuma leidende Familie Savoye nicht trösten: ‚Nach unzähligen Beschwerden meinerseits werden Sie sich endlich damit abfinden müssen, dass dieses Haus, das Sie 1929 gebaut haben, einfach unbewohnbar ist‘ wies ihn Madame Savoye 1937 zurecht. ‚Ihr Ruf steht auf dem Spiel, und ich glaube kaum, dass ich die Rechnungen zahlen muss. Lassen Sie mich hoffen, dass ich mich nicht gezwungen sehe, gerichtlich gegen Sie vorzugehen‘. Allein der Ausbruch des Zweiten Weltkrieges und die Flucht der Familie Savoye aus Paris bewahrte Le Corbusier davor, sich vor Gericht für den Entwurf einer überwiegend unbewohnbaren, wenn auch außergewöhnlich schönen Wohnmaschine rechtfertigen zu müssen" (BOTTON de A. 2008: 63-66).

Die Tabelle

Die Tabelle ist noch nicht ganz fertig sortiert (und das abschließend überarbeitete Ergebnis kann bei STREDA S. 2008: 26 ff. eingesehen / nachgelesen werden), aber folgende Ergebnisse zeichnen sich deutlich ab: allen Villen gemein ist die Zweigeschossigkeit. Sie haben einen Keller und einen ansehnlichen Sockel. Drei Typen können unterschieden werden: giebelständige Villen mit einer Grundfläche von bis zu 250 qm und einer Treppe (Spalte A), Trauf- oder gie-

belständige Villen mit einer Grundfläche von 250 - 400 qm und zwei (manchmal auch drei) Treppen (Spalte B), Traufständige Villen über 400 qm Grundfläche, die sog. ‚Raumstationen‘ (Spalte C). Gegen unsere Erwartung sind im Grundriss quadratische Villen selten.

Was die Villen über ihre Größe hinaus auszeichnet, ist ihre ‚Gesellschaftsabteilung‘: z.B. Salon, Billardzimmer, Musikzimmer, Bibliothek, Clubraum usw... So etwas findet man weder in Kaffeemühlengrundrissen noch beim freistehenden Einfamilienhaus. Im Letzteren scheint diese Abteilung als Versprechung in der Wohnhalle zusammen gezogen.

HABERMAS J. (1990) hat die Rolle des Salons in seiner historischen Stellung für die bürgerliche Öffentlichkeit beschrieben. BENTMANN / MÜLLER betonen da einen historisch analogen Zug, der bei der Villa über die Renaissance hinaus bis in die Antike verweist. Diese (von Habermas und Bentmann / Müller beschriebene) Rolle übernimmt der Villensalon unter baulich organisatorischen Bedingungen, die jedes Draußen verwehren. Nach unseren Beobachtungen ist der Garten regelrecht von der Villa abgehalten, jedenfalls ist er ganz unerheblich für ihr funktionieren - realiter ist der Villen'garten' einfach nur eine den jeweiligen Moden folgende Grün- und Abstandsfläche.

Einen Hof finden wir bei den Villen oft. Er ist der Wirtschaftsabteilung der Villa zugeordnet und wird für die Dienerschaft des Villenhaushaltes benötigt. Für den Villeneigentümer ist der Hof wiederum gänzlich unnötig, weshalb er in der literarischen Wahrnehmung / Beschreibung von Villen als ebenso belanglos erscheint.

Die Öffentlichkeit des Straßenfreiraums wird in der Form eines langen Anmarschweges (auf die Villa hin) privatisiert und darin gänzlich ruiniert.

Jede Villa ist dem Prinzip nach ein Geschossgebäude mit der Attitüde eines Hotels.

Eudämonologische Illusionen

In diesen organisatorischen Merkmalen gibt die ‚Villa‘ den ins Leere versprochenen Glücksfahrplan für den modernen Wohnungsbau schlechthin vor und verspricht darin ein Glück, das in seinen modern rationalisierten und verkleinlichten Varianten eudämonologisch serviert wird. Der sog. ‚Soziale Geschosswohnungsbau‘, also die Bremen Tenevers, Neubrandenburger Oststädte, Saarbrücker Folsterhöhen - und ich denke ‚die Villa‘ hat damit vielmehr gemein als mit dem freistehenden Einfamiliengebäude - ist entscheidend gekennzeichnet von all den Momenten, die sinnfällig in einer Villa vereinigt sind: die Distanzierung von der Straße, die Monumentalität, hergestellt über die Größe, die im Geschosswohnungsbau über die fassodologische Zusammenfassung zahlloser Wohneinheiten zu (vermeintlich) einem Gebäude in Erscheinung tritt. Die Abwertung des Gartens zur Distanz, Abstands- und Grünfläche, deren ‚Funktion‘ in erster Linie der kontemplativen Betrachtung gewidmet ist. Diese Grünflächen

werden (wie in der Villa) nicht von den Bewohnern bewirtschaftet, sondern von angestellten Gärtnern. Der Hof ist obsolet, natürlich, ein Villenbesitzer braucht keinen Hof, bestenfalls seine Angestellten. Selbst die gesellschaftlichen Räumlichkeiten, den ‚Salon‘, das Billardzimmer etc. finden wir in verwandelter Form über sog. Gemeinschaftsräume oder Sozialräume als integralen Bestandteil von Großsiedlungen à la Bremen Tenever wieder. Der Habitus des Hotels ist in diese Siedlungen eingeschrieben und das ‚eudämonologische Glücksversprechen‘ besteht im Versprechen auf das ‚kleinere Übel‘. Ja, wir können für euch, den vielen armen Menschen, die nun in einem Hochhaus wohnen werden, leider keine ‚richtigen‘ Villen bauen. Es gibt nun mal kein Glück auf der Welt, nur Leid und Schmerz. Aber das Glück, das wir euch bieten werden, wird dem Glück in einer Villa zu leben, in nichts nachstehen, denn es ist hier (fast) so, als würdet ihr in einer Villa wohnen. Fast nur? Nein, denn recht genommen, ist es noch viel schöner, denn ihr seid nicht allein.

Es ist ein Glück, von dem niemand anzugeben weiß, wie dahin zu kommen wäre und von dem die Wirklichkeit sorgfältig geschieden wird. Wer in einem Architektengebäude lebt oder leben muss (was die Regel ist), der hat kein Glück, der hat Pech gehabt. Die Kunst des Architekten besteht darin, dieses Pech als Glück zu verkaufen und das gelingt dieser Zunft seit mindestens 100 Jahren in erstaunlicher Weise immer wieder aufs Neue. So erweist sich selbst das ‚eudämonologische Glück‘ im Zusammenhang von Architektur als eine Illusion.

Literatur

- BENTMANN REINHARD, MÜLLER MICHAEL 1992** Die Villa als Herrschaftsarchitektur. Frankfurt a.M.
- BOTTON de ALAIN 2008** Glück und Architektur. Frankfurt a.M.
- HABERMAS JÜRGEN 1990** Strukturwandel der Öffentlichkeit. Frankfurt a.M.
- HARD GERHARD 1990** Städtische Rasen hermeneutisch betrachtet. In: Notizbuch 18 der Kasseler Schule. Kassel
- HARRENBURG BERND, WANNAGS INGEBORG 1991** Von Haustür zu Haustür. Notizbuch 23 der Kasseler Schule, Kassel
- PEIRCE CHARLES 1991** Schriften zum Pragmatismus und Pragmatizismus. Frankfurt a.M.
- SCHOPENHAUER ARTHUR 1999** Die Kunst München
- STREDA SYLVANA 2008** Die Villa, Diplomarbeit an der HS Neubrandenburg. Unveröff. Manusk.. Neubrandenburg
- STÜBBEN JOSEF 1980** Der Städtebau. Braunschweig, Wiesbaden
- TROLL HARTMUT 2005** Die Kommunalität des Freiraums. Neubrandenburger landeskundige Skizzen 7 Neubrandenburg
- VITRUV 1995** Baukunst Band 1 / 2. Basel, Bosten, Berlin
- WEBER MAX 1921** Wirtschaft und Gesellschaft. Tübingen

TK 25 - Vom Symbol zum Klecks -

Bernd Sauerwein

*"Die Allegorie verwandelt die Erscheinung in einen Begriff,
den Begriff in ein Bild, doch so,
daß der Begriff im Bilde noch begrenzt und vollständig zu halten
und zu haben und an demselben auszusprechen ist.
Die Symbolik verwandelt die Erscheinung in Idee,
die Idee in ein Bild, und so,
daß die Idee im Bilde immer unendlich wirksam und unerreichbar bleibt
und selbst in allen Sprachen ausgesprochen doch unaussprechlich bliebe."
(J.W. v. Goethe 1976 (1883): 192)*

*"Jede gute Karte erzählt uns ein Stück Landschaftsgeschichte"
(Imhof 1965: 252).*

Topographische Karten, speziell die TK 25, zählen zu unserem vertrauten Handwerkszeug (Schütz 1971). Wir benutzen sie zur Orientierung bei 'privaten' Spaziergängen und Wanderungen ebenso wie zur Vorbereitung von Planungen. Im bekannten Gelände ergibt der Blick auf die Karte neue Aufmerksamkeiten, etwa auf bisher übersehene, im Forste verborgene Hügelgräber; in unbekanntem Landschaften ermöglicht die Karte einen ersten Überblick, nicht nur zur Lage von Orten, Bergen und Forsten und dem Verlauf der Wege, sondern auch über die Landschaft selbst. Vielfach nutzen wir die Karte, um eigene Beobachtungen zu kartieren oder um aus ihr bestimmte Dinge, z.B. Höhenlinien oder Forste, zur Erstellung von Themenkarten zu separieren. Bei all diesen Verwendungen ist der Gebrauch der Karte habitualisiert (Berger & Luckmann 1987) und die Plangraphik nicht hinterfragt. Die Qualität der Kartengraphik wird erst augenfällig, wenn sie nicht mehr gegeben ist; die Karte nicht mehr fraglos verwendet werden kann.

Die neuen Topographischen Karten sind von der vertrauten, dezenten Kartengraphik durch grellbuntes Design deutlich verschieden. Neben dem vertrauten Grün der Forste und dem Blau der Gewässer der alten Topographischen Karten sind die Ortschaften flächig rosarot, die Industriegebiete hingegen trübgrau; auffällig leuchtendgelbe Bänder der Autobahnen und Bundesstraßen und Gemeindefürnamen in Fettdruck stechend dominierend ins Auge. Das Kartendesign basiert auf dem digital geführten Amtlich-Topographisch-kartographischen Informationssystem (ATKIS) mit dem seit den 1980er Jahren die Kartographie

der Landesvermessungsämter durch Geoinformation ersetzt wurde. Im Ersatz der bewährten Kartengraphik durch das neue Design kommen die Unterschiede der Geoinformation und Kartographie drastisch zum Ausdruck (Abb. 1, 2). Spontan erschienen die Karten trotz bzw. besser wegen der Buntheit völlig unleserlich; umgekehrt wird die Qualität der Topographischen Karten (der TK 25) deutlich. Doch, worin besteht eigentlich die Qualität dieser Karten im Gegensatz zum scheinbar augenfälligeren bunten neuen Plandesign.

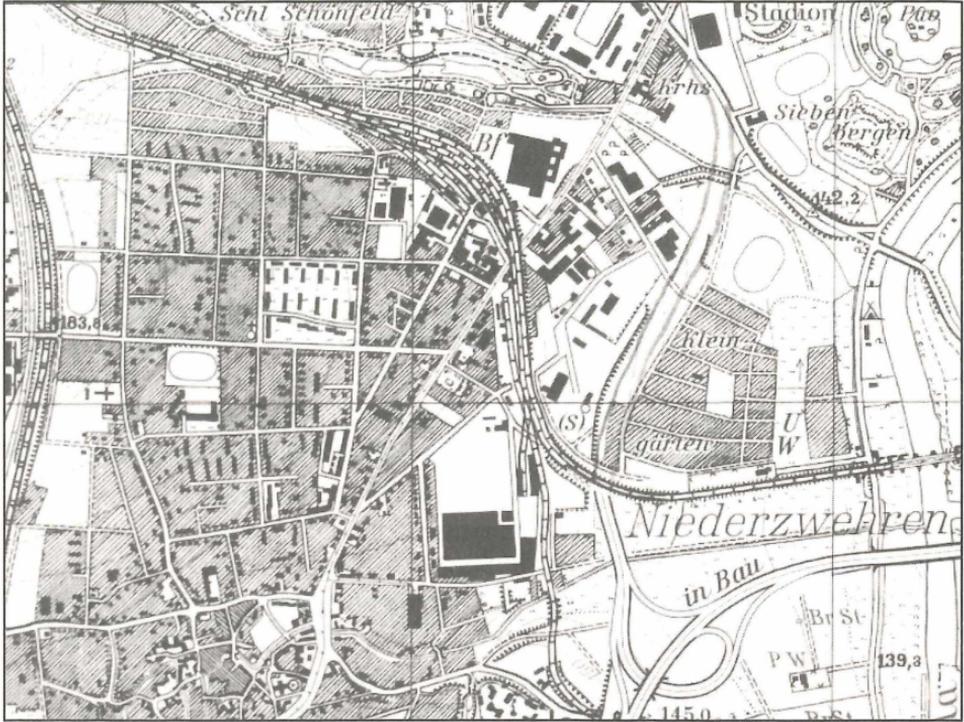


Abb. 1: Die Topographische Karte; Ausschnitt aus dem Blatt TK 25 4722 Kassel-Niederzwehren von 1980, Hess. Landesamt für Bodenmanagement und Geoinformation (mit nachgetragener Autobahnzufahrt Auestadion). Auch in schwarz-weiß ist die abgebildete Landschaft erkennbar.

Sowohl die alte Kartengraphik wie das neue Plandesign bilden die Lage, Ausdehnung, Entfernungen und Benachbarungen von Dingen der Landschaft ab. Dies haben beide mit vielen, auch recht 'einfachen' Karten, wie Autostraßenkarten, gemeinsam. Während das neue Design gegenüber diesen nur wenige weitere Qualitäten enthält, ist die Qualität der alten Kartengraphik eine gänzlich andere. Die Qualität der Topographischen Karte besteht zweifelsohne darin, daß wir im Kartenblatt die Landschaft lesen können. Die in ihr verwendeten kartographischen Zeichen und Signaturen symbolisieren nicht nur Ort, Lage, Benachbarung des Gegenstandes, sondern symbolisieren in kartographischer

Anordnung die Landschaft selbst. Bevor ich auf die Symbole der Topographischen Karte eingehe, werde ich das *Kartenlesen* am Beispiel vergleichsweise symbolarmer Autostraßenkarten erläutern.

Autostraßenkarten

Autostraßenkarten enthalten nur wenige Zeichen: Punktzeichen für Ortschaften und Linienzeichen für Straßen. Unterschiedliche Ausbildungen kennzeichnen die Größe der Orte und den Ausbaugrad der Straßen. Die geringe Zahl der Zeichen entspricht dem funktionalen Verwendungszweck der Autostraßenkarten: der Planung einer Autofahrt von A-Stadt nach B-Dorf. Aus der Karte ist die räumliche Lage des Ausgangsortes (A-Stadt) in Relation zum Zielort (B-Dorf) ersichtlich, ebenso die Straßen die sie verbinden. Bereits aus den zeichenarmen Autostraßenkarten ist mehr erkennbar als der Verlauf des Weges von A nach B. Der Signatur des gewählten Weges folgend sind mögliche Rastorte an der Strecke oder die zu ihnen führenden Umwege zu erkennen. So kann ein Blick auf die Karte daran erinnern, daß man schon immer mal X in Y-Dorf besuchen wollte und dieses, nahezu an der Strecke liegt.



Abb. 2 Das neue Design der sog. Topographischen Karte, auch Blatt TK 25 4722 Kassel-Niederzwehren von 2006, Hess. Landesamt für Bodenmanagement und Geoinformation.
Im Farbdruck schön bunt, jedoch genauso unlesbar wie schwarz-weiß.

Wesentlicher symbolisieren die Linienzeichen, auch der simpelsten Autostraßenkarten, die Art der Straßen, die befahren werden: Autobahnen, Bundesstraßen, Landesstraßen oder Kreisstraßen. Und damit ist aus den Autostraßenkarten zu entnehmen wie die Fahrt (wahrscheinlich) verlaufen wird, schnell oder hektisch gestaut auf der Autobahn oder gemächlich auf Land- oder Kreisstraßen. Ebenso ist aus den Karten zu entnehmen was auf der Fahrt zu sehen sein wird: Straßenbegleitgrün und Lärmschutzwände an Autobahnen oder Forsten, Wiesen und Äcker, ggf. Weinberge und Dörfer und Umgehungsstraßenungetüme auf Landesstraßen. Der Vegetationskundige kann zudem der Karte entnehmen, welche Vegetation er vorfinden wird, sofern er mit den Landschaften vertraut ist. An Autobahnen wird er (in Mitteldeutschland) *Senecio inaequidens* oder ein *Atriplicetum nitens* erwarten. All dies ist natürlich nicht in der Karte selbst mit Signaturen dargestellt, sondern wird beim Kartenlesen der Signaturen interpretiert; d.h. das Kartenlesen basiert nicht allein auf der Kenntnis der Kartensymbolik und Kartographie, sondern ist ebenso von der Kenntnis der symbolisierten Gegenstände und von den Reiseabsichten geleitet. Die Symbole der Karte werden vor dem Hintergrund des zuhandenen Wissens in Bezug auf die Absicht der Reise gelesen, interpretiert. Da die Autokarte nur Hinweise zur Lage und Entfernung der Orte wie den Verlauf der Straßen enthält, ist die hierauf gestützte Vorstellung vom Verlauf der Reise maßgeblich auf zuhandenes Wissen, auf Vorurteile (i.S. Peirce 1991) gestützt.

Topographische Karten

Die topographische Karte ist, entgegen den simplen Straßenkarten, weitaus symbolreicher. Funktional bietet auch sie zunächst die Möglichkeit der Wegeplanung:

"Für den Wanderer ist die Karte ein Wegweiser. Ein guter Wegweiser gibt in der Regel über drei Dinge Aufschluß: über das Ziel sowie über die Richtung und die Entfernung nach dem Ziele. Weiterhin möchte er [der Wanderer] gerne wissen, ob sein Weg steil ist oder eben, sonnige Landstraße oder schattige Waldweg ist, ob er auf der Wanderung an einer frische Quelle seinen Durst stillen kann. Aber er [der Wanderer] möchte nicht nur über die technische Seite seines Wanderweges aufgeklärt werden, sondern auch Genuß und Gewinn seiner Wanderung haben, möchte wissen an welchen bemerkenswerten Punkten sein Weg vorbeiführt; all dies vermag er seiner Karte zu entnehmen, " (Walter 1981: 167).

Aus der topographischen Karte kann er nicht nur den Verlauf seines Weges und die dort zu sehenden *'bemerkenswerten Punkte'* entnehmen; aus ihr kann er die Landschaft ersehen, die er durchwandern will. Dabei wird sein Blick (auf die Karte wie auf die Landschaft) der eines erholungssuchenden touristischen Wanderers sein.

Landschaftsplaner und Vegetationskundler blicken mit anderer Absicht auf die Topographischen Karten (die TK 25). Auf den Kompaktseminaren nutzen wir sie, um z.B. die Spaziergänge zu planen (Arndt, Braun et al. 2008). Hierbei entnehmen wir den Topographischen Karten nicht nur den Verlauf der Wege und die Lage von Ackern, Wiesen oder Forsten, sondern auch Hinweise auf die Vegetation, die dort (vermutlich) zu sehen sein wird. Anhand der Top-Karte bereiten wir den Spaziergang vor: zunächst auf einen Berg, um die Landschaft zu überblicken, dann durch den Forst in das Tal, wo wahrscheinlich Lythro-Filipenduletea-Versaumungen stehen, dann durch Äcker zurück zum Quartier oder doch - falls es die Zeit zuläßt - über den Trockenrasenhang mit Festuco-Brometea-Brachen und Prunus spinosa-Versaumungen.

Zur Planung des Spazierganges wurde die Karte nach unserem vertrauten Wissen über die Vegetation und Landschaft gelesen; d.h. die Karte ermöglicht die Lage und Verteilung vertrauter Vegetationsphänomene in der unbekanntem Landschaft zu erkennen und daher eine erste bildhafte Vorstellung der unbekanntem Landschaft selbst. Selbstverständlich werden die anhand der Karte gefaßten Vermutungen bei einem vorbereitenden Spaziergang geprüft. Die Karte dient zur Vorbereitung des (vorbereiteten) Spaziergangs, der ohne Karte nicht nur orientierungslos, sondern ein Weg ins Ungewisse wäre.

Ebenso kann die Top-Karte mit anderen Kenntnissen und Absichten gelesen werden. Ein Kulturhistoriker wird in der gleichen Karte gänzlich andere Dinge erkennen. Er wird nicht nur kulturhistorisch interessante Orte aus der Karte entnehmen, sondern ebenfalls Hinweise zur Geschichte der Landschaft. Wiederum anders wird ein Agrarökonom die gleiche Karte lesen und aufgrund der Verteilung von Äcker und Grünland und der Topographie auf die Agrarstruktur schließen. Ein Geologe wird (ev. in Verbindung mit Geologischen Karten) der Karte für ihn spannende Erdaufschlüsse entnehmen, etc...

All diese gänzlich unterschiedlichen Leseweisen der Topographischen Karten sind plausibel möglich, weil gerade die jeweiligen fachspezifischen Details *nicht* in der Karte abgebildet sind; d.h. die Plangraphik der topographischen Karten ist so aussagekräftig und vage zugleich, daß sie mit unterschiedlichen Absichten und Kenntnissen verschieden aber gleichwohl aussagekräftig gelesen werden kann.

Worin gründet diese Aussagekraft der Karten?

Signaturen und Zeichen

Die Topographischen Karten bestehen aus einer Reihe von Zeichen und Signaturen, die zunächst, wie die Zeichen in der Autostraßenkarte, auf die räumliche Lage, Benachbarung, etc. der jeweils bezeichneten Dinge verweisen. Im Gegensatz zu einfacher Symbolik der Autostraßenkarten sind die Zeichen und

Karten der Topographischen Karte von unterschiedlicher Natur. Grundlegend sind bei dieser ersten Betrachtung zwei Klassen zu unterscheiden.

Einfache Zeichen, die in der Legende der Topographischen Karte als 'Topographische Einzelzeichen' oder 'Abkürzungen' bezeichnet sind, verweisen direkt auf das bezeichnete Signifikant. Ein Mühlrad symbolisiert die Wassermühle, ein Kreis mit Kreuz eine Kirche; 'Wbh' kennzeichnet einen Wasserbehälter und 'Whs' ein Wirtshaus. Aus der Anordnung in der Karte ist die Lage und Benachbarung der symbolisierten Dinge im Gelände zu entnehmen.

Des weiteren sind in der topographischen Karte Zeichen zugegen, die in der Signatur ebenfalls direkt als Symbol auf ein Signifikant verweisen, gleichzeitig jedoch in graphischer Ausgestaltung des Symbols in der Karte auf dessen Form im Gelände hinweisen. So symbolisiert das Blau in der Karte, daß in der Landschaft ein Gewässer vorhanden ist; die den topographischen Gegebenheiten folgende Ausformung der blauen Signatur verdeutlicht wie das Gewässer vorhanden ist. Das Symbol bildet den Gewässerlauf ab. Zu diesen 'topographischen Zeichen' zähle ich auch die Signaturen für 'Wälder', 'Einzelbäume und Gebüsche', 'Häuser oder Gebäude', 'Böschungen', 'Felsen', etc.

"Es bestehen Beziehungen zwischen den Felsbildungen und der Exposition des 'Geländes', Dies kommt in den Eintragungen der Felssignaturen in der Topographischen Karte gut heraus" (Hempel 1981: 312 - 314).

Die Beziehungen zwischen Felsbildung und Exposition sind für den geomorphologisch gebildeten Kartenleser erkennbar, da die Fels-Signatur nicht als einfaches Symbol auf Fels verweist, sondern dessen topographische Ausformung im Kartensymbol *nachgezeichnet* ist. Ebenso kann aus Böschungssignaturen auf den Verlauf der Geländekanten oder auf die Kanten von Steinbrüchen geschlossen werden. Aus der Anordnung der 'Häuser- und Gebäudesignatur' ist aus der Karte zu erkennen, wo der Ortskern liegt, ob die Orte 'Hauendörfer' oder 'Hufesiedlungen' sind oder ob die Siedlungserweiterung als Einfamilienhausquartier oder Zeilensiedlung erfolgte.

Symbol und Ikone

Der Pragmatizismus unterscheidet idealtypisch drei Zeichen: Das Index-Zeichen verweist, wie Rauch auf Feuer, direkt auf die Ursachen; das Symbol beruht, wie das Mühlradzeichen für eine Mühle, auf gesellschaftlichen (hier kartographischen) Konventionen; das Ikon-Zeichen ist wie das Portrait, Abbild des Signifikats (Peirce 1983; 1991). Real sind in jedem Zeichen die unterschiedlichen Zeicheneigenschaften zugegen, wobei eines dominiert. Sie haben eine unterschiedliche Art des Verstehens zur Folge:

"Bei der Deduktion ist die Beziehung auf den Interpretanten indexikalischer, bei der Induktion symbolischer und bei der Abduktion ikonischer Natur" (Ponzi 2000: 226).

Die 'einfachen Zeichen' der Topographischen Karte, die 'topographischen Einzelzeichen' sind symbolischer Natur. Aus der Signatur des Mühlenzeichnes (als individuelle Gegebenheit) schließen wir im Wissen, daß es eine reale Mühle symbolisiert, induktiv darauf, daß regelhaft in der Landschaft Mühlen zu finden sind, wo eben dieses Symbol in der Karte verzeichnet ist.

Die 'topographischen Zeichen', wie Gewässer oder Felsen, verweisen nicht nur symbolhaft auf die Lage des Signifikats; in der Signatur ist ebenso dargestellt, wie diese aussehen. Die 'topographischen Symbole' sind daher auch ikonisches Zeichen. Aus der bildhaften ikonischen Form des Symbols kann in Kenntnis der Gesetzmäßigkeiten kartographischer Symbolik und Abstraktion, wie in prinzipieller Kenntnis des Signifikanten dessen 'Ursache', die reale Ausbildung des Signifikats abduziert werden. D.h. durch das ikonische Symbol wird die reale Ausbildung des Signifikats erschließbar und *ersichtlich*: Die Böschungskantensignatur ist ein Bild des Steinbruchs; die Gewässersignatur ist ein Bild des Flusses; die Häusersignatur ist ein Bild des Ortes, etc.

Der Unterschied der Zeichen war den alten Kartographen durchaus bewußt. In der Legende der TK 25 sind Signaturen der 'topographischen Einzelzeichen' in tabellarischer Aufstellung beschriftet, während die 'topographischen Zeichen' an einem Bild erklärt sind, das keiner alten Topographischen Karte fehlte.



Abb. 3: Die Erklärung des Bildes oder die Legende als Bild. Sie ist in der neuen Topographischen Karte nicht enthalten. Sie ist auch nicht notwendig. Die neue Karte ist kein Bild und bedarf daher keiner Bilderklärung. Grundlage: TK 25 4722 Hessisches Landesamt für Bodenmanagement und Geoinformation

Ikone der Landschaft - Das Landschaftsbild

In der Zusammenstellung der die Eigenarten der Landschaft symbolisierenden Zeichen wird die topographische Karte selbst zum Bild. Die Böschungssignatur ist nicht nur Abbild eines Steinbruches, sondern in Kontext benachbarter Signaturen ist dessen Lage am Berg, im Forst oder im Offenland ebenso erkennbar wie dessen fortbestehende Nutzung oder Brache. Die Gewässersignatur ist nicht nur Abbild des Gewässers, sondern im Kontext benachbarter Signaturen ein Abbild der Aue: ackerbauliche Nutzung nach Grundwasserabsenkung oder feuchte Standorte sowie die begrenzenden Straßen auf der Niederterrassenkante sind ebenso wie die dort liegenden Orte und deren moderne Siedlungserweiterungen in die Aue erkennbar etc. Die Topographische Karte ist (im Gegensatz zu den künstlerischen Landschaftsbildern) ein reales Landschaftsbild, ein Abbild und damit Ikone der Landschaft.

Die Qualität des kartographischen Landschaftsbildes beruht darin, daß abduktiv, vor dem Hintergrund des zuhandenen Wissens, auf die Landschaft geschlossen werden kann. Wie in direkter Anschauung ist das Verstehen der Landschaft auch bei Betrachtung der Topographischen Karte von der Absicht und Kenntnis des Betrachters geleitet (Guardini 1944). Als genaues Abbild der Landschaft ist sie dem 'schlichten Wanderer' ebenso wie den 'professionellen' Anwendern aus sehr unterschiedlichen Professionen (Landschaftsplaner, Landespfleger, Vegetationskundler, Florist, Agrarökonom, Heimatforscher, Historiker, etc. pp.) gleichermaßen dienlich. Genau hierin besteht die Qualität der Abbildung: sie ist nicht auf die Vermittlung spezifischer Rauminformation ausgerichtet, sondern auf das Verstehen der Landschaft. Das kartographische Landschaftsbild zeigt das Charakteristische der Landschaft, daß - je nach Absichten und Kenntnis - durchaus unterschiedlich verstanden werden kann.

Die abduktive Betrachtung der Karte, des kartographischen Landschaftsbildes, ermöglicht, wie in Bildern, etwas zu 'sehen', was gar nicht abgebildet ist. Dies wird im historischen Bezug besonders deutlich. Dort wo Vegetationskundler in den 1960/70er Jahren Feuchtwiesen (*Calthion*) aus der Karte gelesen hätten, vermuten sie heute im Anblick der gleichen Karte mit gleicher Sicherheit Mädesüßversäumungen. Beides ist als Signatur in den Karten nicht enthalten.

Woraus resultiert die Lesbarkeit des ikonischen Landschaftsbildes?

Gelände und Karte

Die Topographische Karte (TK 25) basiert auf der Preußischen Landaufnahme, die beim preußischen Generalstab angesiedelt war. Bei ihr wurden alle für die Truppenbewegungen relevanten Dinge, von der Felskante bis zum Weidezaun, kartographisch festgehalten. Hieraus resultiert ihre Detailtreue. Die detailgetreue Kartographien allein erklärt jedoch nicht die Lesbarkeit der Karte.

Bemerkenswerterweise sehen 'alte' Kartographen die Karte in Analogie zum Portrait, d.h. sie streben implizit eine ikonische Abbildung der Landschaft an.

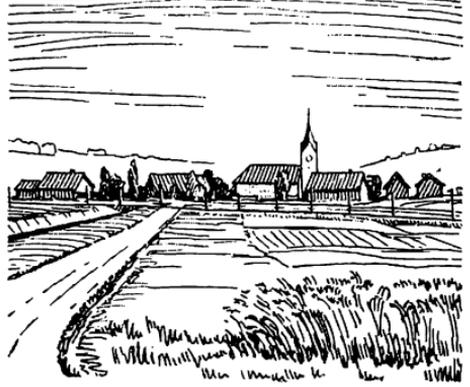
"Die Darstellung eines Menschenantlitzes auf einem Briefmarkenbilde ist weit entfernt von dem Dargestellten. Eben sowenig ist die topographische Karte das Ergebnis einer photographisch treuen, mechanischen Nachahmung der Natur. Ein nur mechanisches Umformen [wie in den aktuellen ATKIS-Graphiken] würde zu keinem Ziele führen. Die topographische Karte ist nicht nur ein konstruktiv-zeichnerisch hergestellter Grundriß eines Stückes der Erdoberfläche, sondern sie soll darüber hinaus Auskunft geben über die verschiedensten Dinge, die aus dem unmittelbaren Bilde, z.B. aus dem Photobilde, nicht ersichtlich sind. Infolge der maßstäblichen Schrumpfung trifft der Kartograph eine Auswahl, er gruppiert und uniformiert, er nimmt begriffliche und formale Vereinfachungen vor, er betont, vergrößert, schwächt oder unterdrückt die visuellen Erscheinungen je nach Bedeutung der Objekte, kurz er generalisiert, typisiert, abstrahiert. Und er ordnet die vielen, sich gegenseitig störenden, stoßenden und überlagernden Elemente zu klaren graphischen Gefügen, er koordiniert die Dinge" (Imhof 1965: 398).

Hierzu sind für den 'guten' Kartograph (nach Imhof 1965, 1968) zwei wesentliche Grundvoraussetzungen notwendig. Er muß über 'Geländeanschauung' verfügen und zeichnen können. 'Geländeanschauung' heißt, daß der Kartograph das Gelände zunächst räumlich, in dreidimensionaler Ausdehnung begreifen muß, um es zweidimensional, in Vogelperspektive, nieder zeichnen zu können. Imhof verwendet auf die zeichnerische Übung der 'Geländeanschauung' große Aufmerksamkeit (s. Abb. 4, 5). Die Schulung der kartographischen Geländeanschauung dient dazu, die Eigenarten des Geländes bzw. der Landschaft zu erkennen. Auch wenn die vielfache Zeichnung des Stückes Landschaft aus unterschiedlichen Perspektiven mit zunehmender Geländeanschauung nicht immer notwendig ist, so muß doch die dreidimensionale Charakteristik des Geländes theoretisch begriffen werden, um sie zweidimensional in die Plangraphik umzusetzen.

Die Geländeanschauung ist *Anschauung*, d.h. die Zeichnung der Karte ist auf die optische Anschauung, die gesehene Landschaft, bezogen. Nach *Anschauung* sollten (nach Imhof 1965: 45) beispielsweise Felsen der Hochgebirge zeichnerisch hervorgehoben werden, da sie auch in der Landschaft dominieren, während ebenso steile und große Felsen im Mittelgebirge schwächer zu zeichnen seien, sofern sie unter Forsten verborgen sind und visuell nicht in Erscheinung treten. Innerhalb der kartographischen Regeln und auch innerhalb der normierten Vorgaben (die zur Vergleichbarkeit der Kartenblätter von Schleswig-Holstein bis Bayern notwendig sind) hat der Kartograph, der Kartenzeichner, durchaus die Möglichkeit bestimmte Felsen oder andere prägnante Erscheinungen, die charakteristisch und/oder prägend in der jeweiligen Landschaft (oder im Kartenblatt) gegenüber ihm unbedeutsam erscheinenden zeichnerisch-graphisch hervorzuheben. Oder umgekehrt umgekehrt. Immer trifft er mit



32. Ansicht von Süden



33. Ansicht von Westen



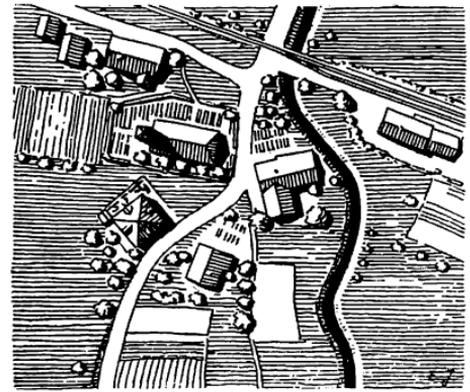
34. Ansicht von Osten



35. Ansicht von Norden



36. Vogelschau-Ansicht von Osten



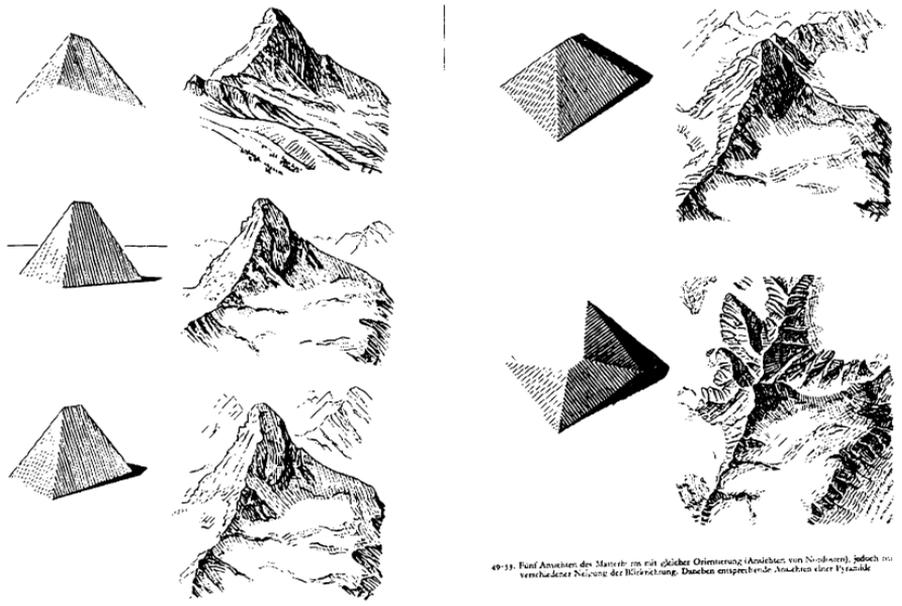
37. Blick lotrecht von oben (nach Westen orientiert)

32-37. Ein Dörfchen von verschiedenen Seiten und von oben gesehen

Abb. 4: Geländeanschauung: Die zeichnerische Übung des topographischen Blicks.
I. Das Dorf (Imhof 1968:29)

der zeichnerischen Abbildung Wertungen, um - innerhalb der vorgegebenen Regeln und Normen - die Eigenart der Landschaft des Kartenblattes trefflich abzubilden. Jeder Strich auf der Karte ist eine zeichnerische Entscheidung, die seine Anschauung der Landschaft ausgerichtet auf eine professionelle (nicht kartographisch normierte) Prüfebene wiedergibt:

"Wir verlangen von einer guten Karte ein Hochmaß an Leserlichkeit, an Anschaulichkeit, wir verlangen von ihr einen nuancierten Ausdruck, der Wesentliches betont und Unwesentliches zurückdrängt, und wir verlangen ein gut ausgewogenes, harmonisches Zusammenspiel aller Inhaltselemente" (Imhof 1965: 400).



49-51. Fünf Ansichten des Monte Cim mit gleicher Orientierung (Ansichten von Nord-west), jedoch mit verschiedener Nutzung der Biotextur. Daneben entsprechende Ansichten einer Pyramide.

Abb. 5. Geländeanschauung: Die zeichnerische Übung des topographischen Blicks. II. Der Berg (Imhof 1968: 36-37)

In harmonischer, zeichnerischer Gestaltung ist die Karte letztlich ein Kunstwerk: *"Um Schönes zu erzeugen reicht aber bloßes technisch-sachliches Einfügen der Dinge nicht aus. Das Schöne ist weitgehend irrational. Künstlerische Begabung, ästhetisches Empfinden, Sinn für Proportionen, für Harmonie in Form und Farbe und für graphisches Zusammenspiel sind unabdingbar, um die schöne Karte und damit die anschauliche, ausdrucksstarke, gute Karte zu erzeugen"* (Imhof 1965: 400).

Kartographie ist Handwerk (Ullrich 1979). Die Qualität des Produktes, die Lesbarkeit besteht darin, daß die Arbeit den Regeln und Normen der Kartographie

folge, um ein lesbares topographisches Abbild der Landschaft herzustellen; die Schönheit darin, daß sie diese Regeln und Normen über die bloße formal-technische Anwendung hinaus nutzt, um die Landschaft des Kartenblattes anschaulich abzubilden, so daß gerade im Befolgen der Regeln und durch Verwendung normierter Symbolik die Landschaftsbilder individuell sind. Hierin ist die Kartographie der Vegetationskunde analog. Durch das Verfahren der Pflanzensoziologie (Braun-Blanquet 1964) sind Regeln zur Abbildung der Vegetationsbestände und für dessen tabellarische Kristallisation gegeben. Die formale Anwendung allein führt jedoch nicht zu einem sinnvollen, d.h. für andere verständlichen Bild der Vegetation. Zur sinnhaften Abbildung und Typisierung der Pflanzengesellschaften muß der Vegetationskundler die Regeln absichtvoll anwenden, um die Eigenart der jeweiligen Pflanzengesellschaft prägnant zum Ausdruck zu bringen (z.B.: Gehlken 2000, 2008; Lührs 2005; Tüxen & Kawanura 1975, etc.).

Dies unterscheidet die gezeichnete Karte vom digitalen Ausdruck, die Graphik vom Design, die Handarbeit von Rechenleistung und die Vegetationskunde vom Pflanzensoziologismus (Gehlken 2000).

Vom Symbol zum Klecks

"Es ist schon etwas anderes, ob ein Dorf durch ein Symbol dargestellt wird,
oder durch einen Klecks"
(Lorberg mdl.)

Dem neuen Kartendesign fehlt der topologische Bezug ebenso wie die Individualität der Kartenzeichnung und damit die Lesbarkeit ebenso wie die Schönheit. Das Design basiert nicht auf der Betrachtung der Landschaft, sondern ist im doppelten Wortsinn Ausdruck der flächenbezogenen Daten, d.h. der Geodaten, die die Landesämter seit den 1980er Jahren sammeln. Ihnen liegt ein graphischer Datensatz der (Nutzungs-)Grenzen (Abb. 6) zugrunde. Diesen nur aus Randlinien bestehenden Flächen werden Geoinformationen, wie 'Wohnbaufläche', 'Industrie- oder Gewerbefläche', 'Acker-' oder 'Grünfläche' zugeordnet und - wie beim 'Malen nach Zahlen' - eingefärbt. Die Dörfer und Städte sind rosarot; die Industrie wie der Steinbuch grau; 'Grünanlagen', Parks wie Kleingärten, türkisgrün, etc. Über den Flächen liegen Striche: die Linien-Daten der Wege und Straßen. Und über diesen die Punkte (Punkt-Daten) der 'topographischen Einzelsymbole', die ebenso ausgemalt, mit bestimmten Symbolen verbunden oder fetten Namen versehen werden.

Die Topographie der Landschaft, von der die topographische Karte ihren Namen hat, ist in dem Fleckenbunt nicht zu erkennen. Im Rosarot der 'Wohnbaufläche' sind die Häuser, im Grau der 'Industrie- oder Gewerbefläche' die Hallen, im Türkis der 'Grünanlagen' die Bäume verloren gegangen. Der Verlust der Topographie ist in diesen Beispielen augenscheinlich und deutlich. Dem

rosa Fleck ist nicht zu entnehmen, wie der Ort aussieht, ob es dort eine Einfamilienhaussiedlung oder Geschößwohnungsbau gibt, etc. Dies gilt ebenso für die grauen Flecken für 'Gewerbe- und Industrie'. Gewerbebezugsgebiete-graufleckig sind auch die Parzellen der Steinbrüche eingefärbt, ohne daß eine Böschungssignatur deren topographische Eigenart kennzeichnet. Auch verschwinden im Grünanlagentürkis nicht nur die Bäume; im türkisen Fleck sind Kleingärten und Grabeland unkenntlich zu öffentlichem Grün subsumiert.

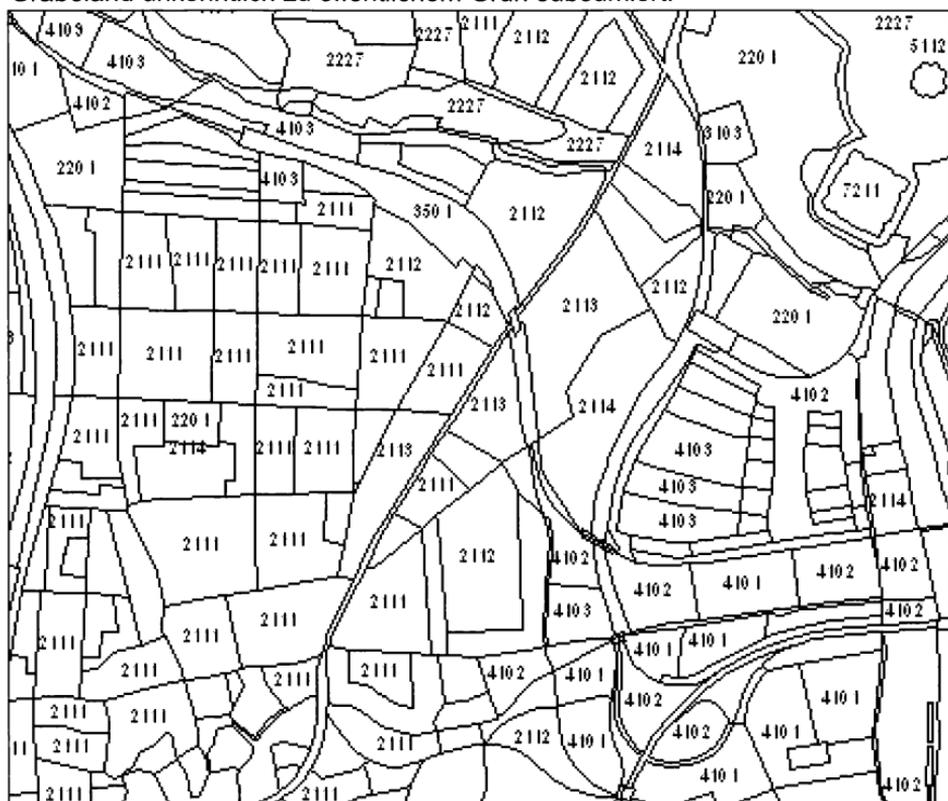


Abb. 6: Malen nach Zahlen: z.B. 2111 = Wohnbaufläche = rosarot.

Grundlage: TK 25 4722 Hessisches Landesamt für Bodenmanagement und Geoinformation

Im Detail fehlen weitere Details. Beispielsweise sind Geländekanten oder kleinere Baumgruppen verschwunden. Die weggelassenen oder generalisierten feinen Symbole sind die ikonischen Symbole der topographischen Karte, die die topographische Abbildung trugen. Erst mit der Veränderung fällt auf, daß selbst die Beschriftung in der alten Kartengraphik die topographische Abbildung der Landschaft unterstützt, denn im neuen Kartendesign sticht sie hingegen beziehungslos hervor.

Im neuen Design ist die ikonische Abbildung durch den Farbkleck ersetzt; die topographische Zeichnung durch Flächensignaturen abgelöst. Dies folgt vordergründig den technischen Gegebenheiten des Geoinformationssystems, auf dem die Karte, besser der Ausdruck, basiert. Die graphische Ähnlichkeit mit Flächennutzungsplänen ist nicht zufällig. Die 'neue Plangraphik' kennzeichnet auch den administrativen Zugriff auf das Land. Sie ist auf die Verwaltung des Landes ausgerichtet, eine topographische Charakterisierung der Eigenart der Landschaft ist weder vorgesehen noch beabsichtigt; sie ist eher hinderlich. Das neue, bunte Design der Karte enthält daher - abgesehen vom Maßstab - nur wenig mehr Informationen als eine Autostraßenkarte. Das Lesen der Karte über die grell leuchtend dargestellten Informationen hinaus, setzt, ebenso wie das Lesen der zeichenarmen Autostraßenkarte, die eine gute Kenntnis der Landschaft und Vegetation voraus. Sie kann am Kartenbild nicht mehr geprüft oder konkretisiert werden und dient somit allenfalls zur räumlichen Verortung der Vorurteile. Mehr noch:

Die 'neue Symbolik' ist imperativen Charakters. Sie bildet nicht zum Lesen ab; sie fordert auf: rosa: 'Wohnbaufläche' also wohne; türkis: 'Grünfläche' also erhole; grau: 'Gewerbefläche', häßlich also bleibe fern, knallgelbes Band: Straße also fahre hier, etc.

Dabei ist nichts zu verstehen.

PS I:

In einem Schreiben an K.H. Hülbusch, der nix Neues erwartend Topographische Karten beim Niedersächsischen Landesbetrieb 'Landesvermessung und Geoinformation Niedersachsen' bestellte und statt den bekannten Karten Blätter im neuen, bunten Design erhielt, gestand der zuständige Abteilungsleiter ein, daß *'die neuen Karten nicht an den Detailreichtum der Vorgängerkarten heranreichen'* [s. Faksimiledruck im Anhang]. *Dafür seien sie aber 'durch den verstärkten Einsatz von Farbe und [durch] das bewusste Weglassen von Informationen (...) übersichtlicher* Nun, wo viel weggelassen und wenig dargestellt ist nimmt die Leere zu, selbst wenn diese bunt ausgemalt ist. Die bunte Leere ist rasch und schnelle zu überschauen; sie ergibt jedoch keinen Einblick in die Landschaft.

Die Leere bleibt, auch wenn dem Hinweis des Abteilungsleiter gefolgt und die Farbenvielfalt der neuen Karten am Computer *'bis hin zu einem Bild, das der alten Graphik ähnelt'* reduziert wird. Abgesehen von der Unverschämtheit, dem Leser die Mühen der Farbgebung und Formatierung aufzulegen, kann aus Daten allein kein Abbild der Landschaft, keine Ikone entstehen. Denn diese beruht darauf, daß das Wesen der Landschaft (resp. des Landschaftsabschnittes) ver-

standen und regelhaft gezeichnet wird. Auch wenn das Design überaus ausgefeilt und die Daten, wie im Abteilungsleiterschreiben erwähnt, zunehmend 'verdichtet' werden, ergibt die auf ATKIS-Daten basierende Kartengraphik immer ein Abbild der Daten.

Hierin ist die neue Karte, wie der Abteilungsleiter schreibt, überaus zeitgemäß auf die Anforderungen der Verwaltung und Wirtschaft ausgerichtet. Auf die neue Ausrichtung weist schon der neue Namen der einstigen Landesvermessungsämter hin, die nicht nur in Niedersachsen Landesbetriebe heißen (vgl. zu Bedeutung dieser und anderen Umbenennungen: Orwell 1949). Der Begriff 'Amt' entstammt (hier verkürzt; vgl. Kluge 1999: 35) etymologisch dem germanischen *amgahtjōn*: 'Diener und Gefolgsmann'. Der Begriff 'Betrieb' bezeichnet hingegen ein 'geschäftliches Unternehmen' (Kluge 1998: 104). Das Amt dient nicht mehr dem Landeskundler oder wie auch immer interessierten Kartenleser; der Betrieb ist auf das Geschäft mit der Landschaft ausgerichtet. Aus diesem Grunde hat das neue Design starke Ähnlichkeit mit Flächennutzungsplänen, worauf H. Böse-Vetter in der Debatte hinwies.

PS II:

Die Brauchbarkeit der 'alten Plangraphik' ist durchaus auch ökonomisch, geschäftlich relevant. Dies zeigt sich darin, daß seit Neustem auf der Website der Hessischen Verwaltung für Bodenmanagement und Geoinformation (2008) die alten Karten wieder flächendeckend angeboten werden. Die alten Karten haben nicht nur die alte Symbolik; sie repräsentieren auch einen alten Kartierungsstand. Das Angebot verdeutlicht, daß es durchaus Kartennutzer gibt, die die Lesbarkeit der Topographischen Karten der Aktualität der Karten vorziehen.

Literatur

- Arndt, Petra, Ulli Braun et al. 2008:** Eifelreise Notizbuch der Kasseler Schule 73: 17-132. Selbstverlag der AG Freiraum und Vegetation. Kassel.
- Berger, Peter L. & Thomas Luckmann 1987:** Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. Fischer Taschenbuch 6623. 218 S., Fischer, Frankfurt/M.
- Braun-Blanquet, Josias 1964:** Pflanzensoziologie. 865 S., 3 Aufl., Springer, Wien, New York.
- Gehlken, Bernd 2000:** Klassenlotterie. Die Pflanzensoziologie zwischen Vegetationskundigkeit, Formalismus und Technokratie. Notizbuch der Kasseler Schule 55: 259-346, Selbstverlag der AG Freiraum und Vegetation, Kassel.
- Gehlken, Bernd 2008:** Der schöne 'Eichen-Hainbuchen-Wald - auch ein Forst. Die 'Kunst' der pflanzensoziologischen Systematik. Notizbuch der Kasseler Schule 72: 12-165 + Anhang, Selbstverlag der AG Freiraum und Vegetation, Kassel.

- Goethe, Johann Wolfgang von 1976 (1833):** Maximen und Reflexionen. Insel Taschenbuch 200, 376 S., Insel Taschenbuch Verlag, Darmstadt.
- Guardini, Romano 1944:** Form und Sinn der Landschaft in den Dichtungen Hölderlins. 73 S., 1 Aufl., Wunderlich, Tübingen, Stuttgart.
- Hempel, Ludwig 1981:** Möglichkeiten und Grenzen der Auswertung amtlicher Karten für die Geomorphologie. in Hüttermann, Armin (Hg.) Probleme der geographischen Kartenauswertung: 303-327, Wissenschaftliche Buchgesellschaft Darmstadt, Darmstadt.
- Hessische Verwaltung für Bodenmanagement und Geoinformation 2008:** Topographische Karte im Maßstab 1:25 000 (TK25). <http://www.hvbg.hessen.de/internet/kvv/broker.jsp?uMen=efb60232-d18b-7201-3da9-0d94b80f348b> gelesen am 20. April. 2008.
- Imhof, Eduard 1965:** Kartographische Geländedarstellung. 425 S. + Anlage. Walter de Gruyter, Berlin.
- Imhof, Eduard 1968:** Geländer und Karte. 258 S. + Tafelanhang, Rentsch, Erlenbach/Zürich, Stuttgart.
- Kluge 1999:** Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Bearbeitet von E. Seebold. 921 S. Walter de Gruyter. Berlin, New York.
- Lührs, Helmut 2005:** Korbflechte. Notizbuch der Kasseler Schule 67: 137-143, Selbstverlag der AG Freiraum und Vegetation, Kassel.
- Orwell, George (1949) 2006¹⁷:** 1984. 384 S. Ullstein. Berlin.
- Peirce, Charles S. 1983:** Phänomen und Logik der Zeichen. Suhrkamp Taschenbuch 425. 183 S., 1 Aufl., Suhrkamp, Frankfurt/M.
- Peirce, Charles S. 1988/1991:** Naturordnung und Zeichenprozeß. Schriften über Semiotik und Naturphilosophie. Suhrkamp Taschenbuch 912. 484 S., Suhrkamp, Frankfurt/M.
- Peirce, Charles S. 1991:** Einige Konsequenzen aus vier Unvermögen. in Apel, Karl-Otto (Hg.): Charles S. Peirce: Schriften zum Pragmatismus und Pragmatizismus: 13-39, Suhrkamp Taschenbuch, Frankfurt/M.
- Ponzio, Augusto 2000:** Semiotik zwischen Peirce und Bachtin. in Wirth, Uwe (Hg.): Die Welt als Zeichen und Hypothese: 211-234, Suhrkamp, Frankfurt/M.
- Schütz, Alfred 1971:** Das Problem der Relevanz. Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft 371. 234 S., Suhrkamp, Frankfurt/M.
- Tüxen, Reinhold & Yoku Kamawura 1975:** Gesichtspunkte zur syntaxonomischen Fassung und Gliederung von Pflanzengesellschaften entwickelt am Beispiel des nordwestdeutschen Genisto-Callunetum. Phytocoenologia 2(1/2): 87-99, Stuttgart-Lehre.
- Ullrich, Otto 1979:** Technik und Herrschaft. Vom Handwerk zur verdinglichten Blockstruktur industrieller Produktion. Suhrkamp Wissenschaft 277. 465 S., 1 Aufl., Suhrkamp Taschenbuch, Frankfurt/M.
- Walter, Michael 1981:** Kartenlesen. in Hüttermann, Armin (Hg.): Probleme der geographischen Kartenauswertung: 165-175 S., Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt.

Dank an Heike Lechenmayr und Hannes Volz für Anmerkungen und Korrekturen.



Z.K.



Landesvermessung und Geobasisinformation
Niedersachsen - Landesbetrieb -

Landesvermessung und Geobasisinformation Niedersachsen
Postfach 51 04 50, 30634 Hannover

Herrn
K.H. Hülbusch
Adolphsdorf 15a/80

28879 Grasberg

Bearbeitet von Dr. Ernst Jäger

Ihr Zeichen, Ihre Nachricht vom

Mein Zeichen (Bei Antwort angeben)
40-Beschwerde

Durchwahl 140
Telefax 148
E-Mail ernst.jaeger@lgn.niedersachsen.de

Hannover
17.02.2005

Ihr Schreiben vom 14.02.2005

Sehr geehrter Herr Hülbusch,

vielen Dank für Ihren Brief vom 14. Februar 2005 und die darin zum Ausdruck gebrachte Kritik am Inhalt der neuen Topographischen Karten 1:25.000.

Als zuständiger Abteilungsleiter für die Produktion der TK25 muss ich Ihnen natürlich darin Recht geben, dass die neuen Karten derzeit nicht an den Detailreichtum der Vorgängerkarten heranreichen. In Gegenzug dazu sind sie allerdings durch den verstärkten Einsatz von Farbe und das bewusste Weglassen von Information (z.B. Brückensignaturen und Böschungen) übersichtlicher geworden und dadurch leichter zu interpretieren. Diese Entwicklung basiert auf der Ablösung bisheriger analoger Zeichentechniken durch digitale (computergesteuerte) Techniken.

Nur durch den verstärkten Einsatz der digitalen Technik ist es uns als Landesvermessung heute überhaupt möglich, der gesetzlichen Aufgabe zur Bereitstellung aktueller topografischer und kartografischer Information bei erschwerten Rahmenbedingungen (**Verwaltungsreform, Sparmaßnahmen der öffentliche Hand**) nachzukommen. Die Aufrechterhaltung des bisherigen Detaillierungsgrades der TK25 ist leider nicht mehr finanzierbar und - meiner Meinung nach - auch nicht mehr zeitgemäß. Verwaltung und Wirtschaft fordern immer stärker Karten, die computerlesbar und aufgabenbezogen variierbar sind. Am Computer lässt sich z.B. die Farbenvielfalt der "bunten" Karten leicht reduzieren bis hin zu einem Bild, das der alten Graphik ähnelt.

Inhaltlich basieren die neuen TK25 auf den Daten des Digitalen Basis-Landschaftsmodells (Basis-DLM) von ATKIS® (Amtliches Topographisch-Kartographisches Informationssystem), so dass die Kartenableitung weitgehend computergesteuert abläuft. Die Daten des Basis-DLM werden seit 1990 in drei Erfassungsstufen aus der Deutschen Grundkarte 1:5000 und aus Luftbildern digitalisiert und aktualisiert. Je Erfassungsstufe erhöht sich der Detailreichtum der Karten. Das Basis-DLM beruht auf einem bundesweit mit den wichtigsten Nutzern abgestimmten Objektkartenkatalog, der genau vorschreibt, welche Landschaftsobjekte ab welcher flächenmäßigen Ausdehnung bzw. Länge zu erfassen und zu beschreiben sind. Niedersachsen hat sich bereits 1999 dafür entschieden, die neue TK25 mit den Inhalten der ersten beiden Erfassungsstufen herauszubringen und damit die zu teure Aktualisierung der "alten" TK25 abzulösen. Vollständig wird der Dateninhalt des Basis-DLM und der

Dienstgebäude
Probsteistraße 331
D-30656 Hannover

U-Bahn
Linie 3, (9) o. Lahe
Linie 7 o. Fassanerstraße
Hafenstraße Buchholz/
Hoffmeyerbrücke

Telefon (05 11) 6 46 09-0
Telefax (05 11) 6 46 09-1 80
E-Mail info@lgn.niedersachsen.de
Web <http://www.lgn.de>

NORDLB Hannover BLZ 250 500 00 Konto-Nr. 106 020 078
IBAN DE 36 2505 0000 0106 0200 78
SWIFT-BIC: NOLA DE 211
USt-ID: DE 115 650 520
Steuer-Nr. 2520228409 FA Hannover-Mord

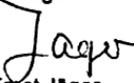
daraus abzuleitenden TK25 erst mit der Fertigstellung der gegenwärtig laufenden dritten Erfassungsstufe sein.

So erfolgt z.B. gegenwärtig noch eine wesentliche Verdichtung der Gräben-Struktur, wobei wie für alle anderen Objektarten auch für Gräben gewisse Erfassungskriterien gelten (z.B. Mindestlänge 250m; Bestandteil eines Gewässernetzes; deutlich im Luftbild als wasserführende Geländevertiefung zu erkennen). Für andere Objektarten gelten andere Mindestgrößen. So werden Wasserstellen bzw. Teiche und Baumgruppen z.B. nur dann erfasst, wenn sie größer als 0,1 ha sind und Lichtungen, Ackerland, Grünland oder Heideflächen nur dann, wenn sie größer als 1 ha sind. Kleinräumige Objekte können aus Kapazitätsgründen (erhöhter Erfassungs- und Aktualisierungsaufwand) nicht gespeichert werden. Die Kritik an den farbigen Siedlungsflächen kann ich in der von Ihnen geäußerten pauschalen Verurteilung nicht nachvollziehen.

Insgesamt wird die nächste Kartenaufgabe (voraussichtlich zur Mitte des Jahres 2007) eine ganze Reihe Ihrer auf den Karteninhalt bezogenen Kritikpunkte gelöst haben. Ich hoffe, dass Ihr Missmut gegenüber diesem amtlichen Kartenwerk spätestens dann wieder ausgeräumt werden kann.

Die „alten“ Kartenblätter der Topographischen Karte 1:25.000 haben wir i.d.R. nicht mehr auf Lager. In diesen Fällen besteht lediglich die Möglichkeit der Einzelanfertigung in Form von Schwarzweiß-Kopien dieser Blätter zum Preis von 23,- € pro Kopie. Bitte erkundigen Sie sich hierüber direkt beim Kartenvertrieb der LGN (schriftlich oder Tel.: 0511/64609-555) über die für Sie in Betracht kommenden Blätter.

Mit freundlichen Grüßen
Im Auftrage


Dr. Ernst Jäger

Die Kirche und Planung zum 'Schutz' von Weltkulturerbestätten

Cornelia Kübler

Anlass

Durch meine Tätigkeit bin ich derzeit mit einer Kirche beschäftigt, die als UNESCO - Weltkulturerbe eingestuft ist. Ich möchte diese als Anlass nehmen, über Instrumente der räumlichen Planung zum Schutz von Weltkulturerbestätten zu diskutieren. Es werden bereits mehrere Neuanträge für einzelne Bauwerke für die Aufnahme in die Weltkulturerbeliste diskutiert, bei denen die tourismusfördernde Wirkung besonders geschätzt wird. Aktuell gab und gibt es in Deutschland einige Diskussionen über die Gefährdung von Weltkulturerbestätten. Als Beispiele seien die Auseinandersetzungen um den Kölner Dom oder die Waldschlösschenbrücke in Dresden genannt, die erhebliche Widersprüche zwischen den lokal Zuständigen und der UNESCO ausgelöst haben. Nachdem diese Diskussionen dazu geführt haben, eine rechtliche Regelung zu veranlassen, möchte ich ein Beispiel zum Anlass nehmen, die Instrumente zur Sicherung eines Weltkulturerbes zu diskutieren.

Die Kirche wurde 1750 erbaut und steht auf einer leichten Anhöhe, von Wäldern umgeben und eröffnet trotzdem einen weiten Blick in die umliegende Landschaft. Sie wurde in den 80er Jahren von der UNESCO als einer der beeindruckendsten Rokokobauten zum Weltkulturerbe erklärt.

Erklärung von Weltkulturerbestätten

1972 wurde von der UNESCO das "Übereinkommen zum Schutz des Kultur- und Naturerbes der Welt" verabschiedet. Die Idee war, das Kultur- und Naturerbe zu den unersetzlichen Gütern der Menschheit zählen und Teile dieses Erbes von außergewöhnlichem universellem Wert wären, die für die Menschheit erhalten werden sollte. Ziele des Übereinkommens sind, das Welterbe zu erfassen, schützen, erhalten und präsentieren und an künftige Generationen weiterzugeben. Mit der Unterzeichnung des Übereinkommens verpflichteten sich die bisher 184 beigetretenen Staaten, die auf ihrem Gebiet befindlichen Welterbestätten zu schützen und zu erhalten. Als Gegenleistung erhalten sie Fachberatung zur Erhaltung ihrer Denkmäler, die Entwicklungsländer auch finanzielle Hilfen. Das Welterbekomitee bemüht sich, eine repräsentative Liste zu erstellen und prüft jährlich, welche Stätten die festgelegten Kriterien erfüllen und neu in die "Liste des Welterbes" aufgenommen werden. Für die Aufnahme eines Objekts muss eines von zehn Kriterien, die die UNESCO festgelegt hat, erfüllt werden: z.B. Meisterwerk der menschlichen Schöpferkraft; Schnittpunkt in Bezug auf die Entwicklung von Architektur, Städtebau, Landschaftsgestaltung;

Beispiel eines Gebäudetypus; architektonische oder technologische Ensembles oder Landschaften; Beispiel einer Siedlungsform; kulturelle Tradition; Gebiete von außergewöhnlicher Naturschönheit und Ästhetik; Beispiele der Hauptstufen der Erdgeschichte; Beispiele bedeutender Prozesse in der Evolution; Lebensräume von außergewöhnlichem universellem Wert. Weiterhin wird das Kriterium der "Einzigartigkeit" und der "Authentizität" eines Kulturdenkmals oder der "Integrität" einer Naturerbestätte bewertet.

Derzeitiges Recht / UNESCO-Vorgaben

Für die Welterbestätten gibt es keinen rechtlichen Schutz durch die Welterbekonvention, da in Deutschland die Vorgaben der UNESCO noch nicht in nationales Recht transformiert wurden. Daher besteht der Schutz und Status einer Weltkulturerbestätte in erster Linie in der freiwilligen Anerkennung der UNESCO - Richtlinien. Die UNESCO hat bei Nicht-Befolgung dieser Richtlinien lediglich die Möglichkeit, eine Stätte auf die Rote Liste des gefährdeten Welterbes setzen oder ganz von der Welterbeliste streichen. Bisher wurde der UNESCO-Titel nicht nur mit dem Denkmalschutz in Verbindung gesetzt, sondern insbesondere die tourismusfördernde und werbewirksame Bedeutung für attraktiv angesehen. Daher wurde es trotz fehlender Rechtsmittel vermieden, den Status eines Weltkulturerbes zu gefährden. Die UNESCO hat in den Richtlinien jedoch einen angemessenen Schutz auf nationaler, regionaler und kommunaler Ebene sowie Maßnahme durch Gesetze und sonstige Vorschriften gefordert¹ Für die Stätten wird ein Schutz- und Erhaltungsplan verlangt, der ausreicht, die Erhaltung sicherzustellen. Nach den Richtlinien für die Durchführung der Welterbekonvention soll jede in die Welterbeliste eingetragene Stätte über einen Managementplan verfügen, der erläutert, wie der außergewöhnliche universelle Wert eines Gutes erhalten werden kann. Die Grenzen der Welterbestätten sind parzellenscharf zu definieren und ein Umgebungsschutz (Schutz von Sichten, Silhouetten und Panoramen) durch die Ausweisung von Pufferzonen sicherzustellen. Hervorgerufen durch aktuelle Fälle wie die Waldschlösschenbrücke soll nun für eine schnelle Umsetzung der von der UNESCO geforderten administrativen Maßnahmen gesorgt werden. Daher soll für die Kirche ein Managementplan erarbeitet sowie eine weitere rechtliche Verankerung vorgelegt werden.

Instrumente zum Schutz

Es stellt sich die Frage, mit welchen rechtlichen Instrumenten ein Schutz in der Fläche erreicht werden kann und welche Beeinträchtigungen zu regeln wären. Denkbar wäre die Verankerung entweder auf der örtlichen oder der überörtlichen Planungsebene. Zudem ist zu fragen, wie sinnvoll eine weitere rechtliche

¹ Organisation der Vereinten Nationen für Bildung, Wissenschaft und Kultur / Zwischenstaatliches Komitee für den Schutz des Kultur- und Naturerbes der Welt 2005: "Richtlinien für die Durchführung des Übereinkommens zum Schutz des Kultur- und Naturerbes der Welt": vgl. Pkt. 97f. http://www.unesco.de/fileadmin/medien/Dokumente/Welterbe/WE_Richtlinien.pdf

Verankerung von Weltkulturerbestätten ist. Das Bauwerk ist i.d.R. bereits durch den Denkmalschutz abgedeckt, so dass kaum Möglichkeiten bestehen, gravierende Veränderungen vorzunehmen.

Überörtliche Planung

Überörtlich käme als Schutzinstrument die Landes- und Regionalplanung in Frage. In Bayern sind überörtliche Planungsebenen das Landesentwicklungsprogramm sowie jeweilige Regionalpläne. Diese sind in Ziele und Grundsätze aufgeteilt, wobei die Ziele bei Bauleitplänen und raumbedeutsamen Maßnahmen beachtet werden müssen und eine Anpassungspflicht besteht. Gemäß Landesentwicklungsprogramm Bayern sind Denkmäler einschließlich der UNESCO-Weltkulturerbestätten nach Maßgabe der gesetzlichen Vorgaben instand zu halten, instand zu setzen, sachgemäß zu behandeln und vor Gefährdung zu schützen (LEP B III 5.1.5 Z). Der bauliche Schutz der Welterbestätten ist durch den Denkmalschutz verankert. Allerdings wird bemängelt, dass von außen wirksame Vorhaben das Denkmal beeinträchtigen können. Daher soll eine entsprechende Verankerung im Regionalplan erfolgen, wobei sich hier die Frage der Maßstäblichkeit stellt (parzellenscharf - überörtliche Planung). Entsprechende Ziele der überörtlichen Planung begründen zunächst eine Anpassungspflicht der kommunalen Bauleitplanung. Dies bedeutet, dass die Gemeinden bei der Aufstellung von Bauleitplänen zwar die Ziele der Raumordnung je nach deren Aussageschärfe konkretisieren und ausgestalten, sich über sie aber nicht im Wege der Abwägung hinwegsetzen dürfen. Vielmehr sind die örtlichen Planungsträger an die Ziele der Raumordnung strikt gebunden und haben Planungen, die einem geltenden Ziel widersprechen, zu unterlassen. Darüber hinaus bestünde - bei Vorhaben, welche nicht im Wege einer Bauleitplanung verfolgt werden - die allgemeine Beachtungspflicht gemäß Raumordnungsgesetz.

Örtliche Planung

Zu hinterfragen wäre, ob eventuell Instrumente der örtlichen Planung, also Flächennutzungsplan und Bebauungsplan, zum Schutz einer Weltkulturerbestätte angewandt werden könnten. Der Flächennutzungsplan entfaltet keine Außenwirkung, jedoch ist der Landschaftsplan integriert, der zumindest entsprechende Sichtachsen etc. aufrechterhalten könnte. Dem Bebauungsplan könnte u.U. die städtebauliche Erforderlichkeit fehlen und möglicherweise als Verhinderungsplan unzulässig sein.

Beeinträchtigungen

Dem rechtlichen Schutz gegenüber sollte jedoch erst einmal gefragt werden, welche Beeinträchtigungen denn überhaupt möglich wären und welche Probleme man in den Griff bekommen möchte. Zudem könnte auch dargelegt werden, welcher Schutz derzeit - ohne den UNESCO-Titel - für das Denkmal besteht und prüfen, ob der herkömmliche Denkmalschutz nicht ausreichend ist. Die Beeinträchtigungen können je nach Denkmal unterschiedlich ausfallen, da

auch die Art der Denkmale sehr unterschiedlich ist (Einzeldenkmäler wie Kirche, Schloss etc. bis hin zu flächendeckenden Denkmälern wie ganze Altstädte etc.). In Frage kommen bei den Kulturdenkmälern wohl in erster Linie Beeinträchtigungen optischer Art. Blickbeziehungen, ‚störende‘ Gebäude, Einrichtungen wie Windkraftanlagen, Mobilfunkmasten etc. Möglich wären auch Beschädigungen durch Umwelteinflüsse oder Auswirkungen technischer Art, Erschütterungen (z.B. Flugzeuge / Luftdruck etc.).

Möglichkeiten

Das Landesentwicklungsprogramm regelt den allgemeinen Erhalt und Schutz von Weltkulturerbestätten in einem Ziel (s.o.) Inwieweit auf dieser Ebene eine weitergehende Regelung getroffen wird, ist nicht absehbar. Im Regionalplan wurde eine allgemeine Formulierung gewählt, die in erster Linie den Schutz der Fernwirkung der Kirche zum Inhalt hat. Damit hat das Ziel in erster Linie Auswirkungen auf Vorhaben, die die Kirche erheblich beeinträchtigen können.

Das entsprechende Regionalplan-Kapitel befindet sich derzeit in Aufstellung und wird als folgendes Ziel beabsichtigt (hier gekürzt):

Die UNESCO Welterbestätte ist als landschaftsprägendes Baudenkmal mit erheblicher Fernwirkung besonders schützenswert. Sie soll daher vor optischen und sonstigen Beeinträchtigungen bewahrt werden, die ihren Rang als Weltkulturerbestätte gefährden könnten. Es sollen alle Maßnahmen vermieden werden, die das Landschaftsbild im Umfeld der Welterbestätte oder den Blick zur Kirche erheblich beeinträchtigen oder mit dem Schutz der Welterbestätte nicht vereinbar sind.

Begründung

Als einer der beeindruckendsten Bauten mit universaler Symbolkraft, Echtheit und Unversehrtheit, wurde die Kirche zum Weltkulturerbe erklärt. Sie gilt, so die UNESCO, als "eines der vollendetsten Kunstwerke dieser Stilepoche, als ein Meisterwerk menschlicher Schöpferkraft und als außergewöhnliches Zeugnis einer untergegangenen Kultur" Die Bedeutung als Weltkulturerbe begründet sich auch durch die exponierte Lage in der Landschaft. Mit dieser Situierung des historischen Kirchenbaus auf einer leichten Anhöhe, von Wäldern eingeraht und mit einem weiten Blick in die Landschaft verbindet sich hier ein gemeinsames Werk von Natur und Mensch, von Landschaft und Kunst (nach § 46 der Richtlinien zur Umsetzung der Welterbekonvention). Die möglichen Beeinträchtigungen der Kirche können unterschiedlich ausfallen. Neben baulichen Aspekten in Bezug auf das Denkmal kommen in erster Linie weiträumige optische Auswirkungen in Frage wie z.B. Beeinträchtigungen von Blickbeziehungen, negative Fernwirkungen baulicher Anlagen oder Infrastruktur-Einrichtungen. Als weitere sonstige Beeinträchtigungen sind beispielsweise Beschädigungen durch Umwelteinflüsse oder Auswirkungen technischer Art (z.B. Erschütterungen) aufzuführen. Das Regionalplan-Ziel hat damit in erster Linie Auswirkungen auf Vorhaben wie z.B. die Errichtung von Windkraft-Anlagen,

Sende- bzw. Empfangsmasten, Industrie-, Infrastruktur-Einrichtungen und sonstige Bauwerke. Durch die hier verankerte Festlegung sollen diese Fehlentwicklungen verhindert werden, sofern die Vorhaben aufgrund ihrer Größe oder Gestaltung geeignet sind, die Wirkung und Ansicht der Kirche erheblich zu beeinträchtigen. Ziel ist es, die Sichtachsen zur Kirche und attraktive Fernwirkung des Denkmals dauerhaft zu schützen. Unberührt von diesem regionalplanerischen Ziel bleiben im gesamten Umfeld der Kirche weiterhin eine ordnungsgemäße Land- und Forstwirtschaft.

Um deutlich zu machen, dass nach wie vor die Bewirtschaftung unberührt möglich sein soll, wurde in der Begründung ergänzt, dass eine Bewirtschaftung nach wie vor zulässig ist. Das Ziel wird damit Bewohner und Landwirte kaum mehr beschränken, als dass es im Moment durch den Denkmalschutz ohnehin der Fall ist.

Dies ist im Falle der Kirche als singuläres Kirchenbauwerk eine relativ einfache Aufgabe, bei bewohnten und flächigen Denkmälern wie z.B. ganzen Altstädten schwieriger zu verwirklichen.

In der anschließenden Diskussion kamen von K.H. Hülbusch folgende Anmerkungen

Wie immer hat der besondere Schutz - von diesem oder jenem - zur Folge, dass andere Dinge vernachlässigt werden. Die Waldschlösschenbrücke ist ein wunderbares Beispiel für eine Debatte, in der jedes Interesse isoliert von einer klugen Planung vorgetragen und proklamiert, damit alle Beteiligten - angeführt von der UNESCO - aufeinander einprügeln können. Wer prüft z.B., mal abgesehen von einer ästhetisierenden Baubetrachtung, die Ökonomie des Vorhabens - nicht nur, was die Herstellung kostet, sondern auch welche externen Kosten verursacht werden. Oder: wer betrachtet die von den Bewohnern unerwünschten Folgen der touristischen Aufmöbelung - denn nicht jeder betreibt eine Kneipe. Da das zu schützende 'Werk' aus Gründen der Privilegierung (Herrschaftsarchitektur) oder Vergesslichkeit (Altertümlichkeit) die Neugier des Weltreisenden weckt, müsste nach deren Wahrnehmung der museale Bestand ständig erweitert werden, und auch die neueren Wohn- und Wirtschaftsgebäude abgerissen und ersetzt werden. Beim Denkmalschutz ist es der Widerspruch zwischen Absicht und Wirklichkeit am einzelnen Objekt weniger offensichtlich. Wenn es mehr ist, dann ist die museale Absicht nicht zu realisieren, weil die ökonomische Tätigkeit nicht eingefroren werden kann. Und, wo sie denn eingefroren werden kann, wie z.B. auf dem platten Land, ist der sogenannte 'Schutzzweck' spätestens nach 10 bis 20 Jahren erledigt - das beweisen wenigstens die Naturschutzgebiete. Jedenfalls beweist die UNESCO-Vorgabe nichts, was es ohnehin schon gibt, nur neue Bürokratie, Formalismus, alberne Einmischung und ärgerliche Tourismusförderung.

Divergenzen und Analogien¹

am Beispiel von Saumgesellschaften
und Verlichtungsgesellschaften des Hunsrücks
Eberhard Johannes Klauk

Es ist kein Geheimnis, daß zwischen Saumgesellschaften und Verlichtungsgesellschaften (= Schlagfluren) Ähnlichkeiten und Trennendes existiert. Wichtiges Merkmal ist, daß sie nicht planvoll angelegt wurden wie z.B. Grünlandgesellschaften oder Forstpflanzengesellschaften, sondern eher ein Zufallsprodukt der Nutzung angrenzender Flächen darstellen. In der beigefügten Tabelle sind Vegetationsaufnahmen aus Verlichtungsgesellschaften und Saumgesellschaften nebeneinander gestellt, um die Gemeinsamkeiten und die Trennungen herauszustellen (Tab. 1). Es ist erkennbar, daß *Senecio ovatus* (= *S. fuchsii*) eine floristische Verwandtschaft herstellt zwischen der Verlichtungsgesellschaft mit Rotem Fingerhut (*Digitalis purpurea*) und der mit dem Fuchsgreiskraut (*Senecio ovatus*); vgl. Sp. B und C. Weiterhin besteht eine Verwandtschaft zwischen den Saumgesellschaften mit dem Hasenlattich (*Prenanthes purpurea*) und mit dem Waldhabichtskraut (*Hieracium murorum*); vgl. Sp. D und E. Ansonsten stehen die wiedergegebenen Gesellschaften +/- isoliert, d.h. sie sind scharf voneinander getrennt. Diese Trennung können wir erklären aus den jeweiligen Standortbedingungen naturbürtiger und anthropogener Art. Aber in diesen Differenzierungen steckt auch das biologische Verhalten einzelner Arten aus den jeweiligen Verlichtungsgesellschaften versus Saumgesellschaften.

Der einleitend gemachte Hinweis, daß es zwischen den hier dargestellten Pflanzengesellschaften Gemeinsamkeiten bzw. Analogien gibt, darf nicht darüber hinwegtäuschen, daß es eigenständige und auch so zu behandelnde Vegetationseinheiten sind. DENGLER et al. (2007) machen genau den Fehler, Saumgesellschaften und Schlagfluren gleichzusetzen, indem sie die Schlagfluren als neu kreierte Unterklasse *Senecioni-Epilobienea* Dengler et alii 2007 in die Klasse der zwei- bis mehrjährigen Ruderalgesellschaften (*Artemisietea vulgaris* Lohm., Prsg. et Tx. in Tx. 1950) stellen und die bewährte Klasse der Weidenröschenfluren (*Epilobietea angustifolii* Tüxen et Preisling in Tüxen 1950) kurzerhand "auflösen" TÜXEN (1950) hatte den klugen Vorschlag gemacht, u.a. die Schlagfluren als eigenständige Klasse zu fassen und strikt von den nitrophilen Saumgesellschaften zu trennen:

¹ Erstveröffentl. In Mainzer naturwiss. Archiv Bd. 46:155-172, Mainz 2008

"Aber die synökologisch bedingte floristische Breite und damit auch die physiognomische Vielgestaltigkeit, die verschiedenartigsten syngenetischen Kräfte und die sehr abweichende historische Vergangenheit der einzelnen nitrophilen Gesellschaften werden durch die Teilung der alten Klasse in immer noch sehr umfangreiche, aber in sich einheitlich-geschlossene und selbständige Einheiten klarer und übersichtlicher und ihre Einheiten straffer als bisher gegliedert, eine Erkenntnis, die unser Mitarbeiter ERNST PREISING als erster gewonnen hat. Wir unterscheiden die folgenden Gesellschaftsklassen: 1. Cakiletea maritimi, 2. Bidentetea tripartitae, 3. Stellarietea mediae, 4. Plantaginetea maioris, 5. Artemisietea vulgaris, 6. Epilobietea angustifolii" (TÜXEN 1950:95)²

Dieses Bewährte können wir getrost beibehalten! Denn das rein auf formalen Argumenten begründete Vorgehen von DENGLER et al. (2007) verwischt geradezu die Grenzen, die in der unterschiedlichen Entwicklungsgeschichte von Hochstaudensäumen und Schlagfluren stecken, und damit auch PREISING's und TÜXEN's Erkenntnis. Hochstaudensäume sind lineare Gebilde am Übergang zweier oder mehrerer randlicher Einflüsse, die dann in die Fläche wachsen können, wenn die Randeinflüsse nachlassen oder verschwinden (vgl. DIERSCHKE 1974). Diesen Prozeß nannte Reinhold TÜXEN als Ausdruck einer Brache: "Versaumung" (vgl. GEHLKEN et al. 2000 und SAUERWEIN 2006; hier auch Näheres zu Saumgesellschaften). Doch eine Schlagflur kann keine versaumte Fläche sein, weil sie nicht brach liegt. Die Schlagfluren sind deutliches Indiz einer Holzernte im Kahlschlagbetrieb, wenn sie großflächig auftreten³ Das sind aber keine Brachflächen. Wenn Saumgesellschaften in die Fläche wachsen und Wirtschaftspflanzengesellschaften (z.B. aus der Klasse der Molinio-Arrhenatheretea Tüxen 1937) ablösen, so ist dieses Phänomen der plastische Ausdruck der Brache. Eine Eigenschaftsstetigkeit durch Nutzung, THIENEMANN (1956:48) benennt dies "Eustasie", läßt bei den Saumgesellschaften stabile Strukturen entstehen, deren Vergänglichkeit deutlich wird, wenn der anthropogene Einfluß nachläßt oder geändert wird. Aus dieser Änderung der Artenkombination von Pflanzengesellschaften schließen wir Vegetationskundler auf die wirtschaftliche Situation in der Landschaft und damit in der Landwirtschaft, ein planender und interpretierender Prozess indizienwissenschaftlicher Betrachtung, der sowohl naturbürtige wie anthropogene Situationen berücksichtigt (vgl. HÜLBUSCH 1994, 1995), indem wir die Vegetation als Spur des Geschehens verstehen (vgl. HARD 1995).

"Es ist...zu betonen, daß die Pflanzensoziologie der BRAUN-BLANQUET / Zürich-Montpellier-Schule insgesamt von der Koinzidenzmethode ausgeht, also eine Indizienwissenschaft ist, deren Ergebnisse immer nur im Kontext der Situ-

² Mittlerweile sind weitere Gesellschaftsklassen hinzugekommen: Mucedio-Aconitetea, Lythro-Filipenduletea, Trifolio-Geranietea, Melampyro-Holcetea u.a.

³ Freilich treten sie auch auf, wenn durch Windbruch offene Stellen im Forst hergestellt werden.

**Tab. 1: Übersicht der Verlichtungsgesellschaften
und der Hochstaudensaumgesellschaften**

Spalte:	B					C		D	E		F		G	H
Lfd.-Nr.:	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14
Zahl der Aufnahmen:	5	3	3	1	5	5	5	5	5	6	8	7	6	5
mittlere Artenzahl:	20	16	32	9	23	21	22	22	24	25	21	14	11	15
D_a: <i>Digitalis purpurea</i>	V	3	3	1	V	.	.	III	.	I
<i>Juncus effusus</i>	V	1	1	1		I								
<i>Senecio sylvaticus</i>	V	3	2		V	I			I	I				
<i>Senecio ovatus</i>			2		V	V	V	I		I				
<i>Ranunculus repens</i>					V	IV	IV			I				
<i>Mycelis muralis</i>		1			V	III	III			I				
D_c: <i>Oxalis acetosella</i>						V	V							
<i>Athyrium filix-femina</i>						V	V							
<i>Impatiens noli-tangere</i>	I						V				II	III		
<i>Stachys sylvaticus</i>						II	V							
<i>Carex remota</i>							V							
<i>Agrostis canina</i>							IV							
<i>Cardamine amara</i>							IV							
<i>Deschampsia cespitosa</i>		1	2				IV							
D_b: <i>Prenanthes purpurea</i>	I				III	V		V	II					
<i>Hypericum perforatum</i>					III			IV	II	II				
<i>Festuca rubra ssp. rubra</i>								III		II				
<i>Pteridium aquilinum</i>	I	2						III	II					
D_e: <i>Hieracium murorum</i>								I	V	V				
<i>Veronica officinalis</i>									V	III				
D_f: <i>Phalaris arundinacea</i>											IV	V		
D_g: <i>Alliaria petiolata</i>														V
<i>Chaerophyllum temulum</i>														V
D_h: <i>Aegopodium podagraria</i>											II	II		V
B: <i>Rubus idaeus</i>	Str	IV	2	3	V	III	III	V	II	IV	II			
<i>Poa nemoralis</i>			3			I	I		III	I	III	III		III
<i>Fagus sylvatica</i>	juv	III	2	1	IV	V	IV	IV	I	III				
<i>Galeopsis tetrahit</i>		V	1	3	IV	II	II	I			III	III	I	III
<i>Deschampsia flexuosa</i>		V	3	3	1	II	I	V	V	V				
<i>Epilobium angustifolium</i>		V	2	3	V	III	I	V		II	II			
<i>Agrostis capillaris</i>		V	2	3	1	IV	V	V	III	III				
<i>Epilobium montanum</i>		V		2	III	IV	IV	I		III				
<i>Urtica dioica</i>					I	I	II				V	V	V	V
und andere Arten														

Beschreibung:

Spalte B = *Epilobio - Digitalietum purpureae* Schwickerath (1933)1944

Spalte C = *Senecionetum ovati* (Kaiser 1926) Pfeiffer 1936 em. Oberdorfer 1973

Spalte D = *Epilobio - Prenanthesetum purpureae* Klauk 1995

Spalte E = *Veronico - Hieracietum murorum* Klauk 1992

Spalte F = *Phalarido - Petasitetum hybridi* Schwickerath 1933

Spalte G = *Alliario-Chaerophylletum* Hülbusch 1979

Spalte H = *Urtico - Aegopodietum* Tüxen 1963

Herkunft der Aufnahmen:

Lfd.-Nr. 1: Raum Katzenloch, Nunkirchen; aus Tab. Kahlschlagfluren, 1993, Spalte A1, n.p.

Lfd.-Nr. 2: Raum Pferdsfeld, Stromberg; aus: KRAUSE 1972:Tab. 12

Lfd.-Nr. 3: Raum Hermeskeil, Gusenburg; KLAUCK 1981-1984, n.p.

Lfd.-Nr. 4: Hunsrück, ohne nähere Angabe; aus: WILHELMI 1991:Tab. 3, Parz. IV-

Lfd.-Nr. 5: Raum Otzenhausen; aus Tab. Kahlschlagfluren, 1993, Spalte A2, n.p.

Lfd.-Nr. 6: Raum Katzenloch, Otzenhausen, aus Tab. Kahlschlagfluren, 1993, Spalte B1, n.p.

Lfd.-Nr. 7: Raum Katzenloch, Herrstein; aus Tab. Kahlschlagfluren, 1993, Spalte B2, n.p.

Lfd.-Nr. 8: Raum Lorscheid, Grimburg, Waldweiler, Zerf; 1993, n.p.

Lfd.-Nr.9: Raum Kell, Grimburg, Hermeskeil, Reinsfeld; aus: KLAUCK 1992:Tab. 3, Nr. 39,40,56,58,59

Lfd.-Nr. 10: Raum Kell, Hermeskeil, Allenbach; aus: KLAUCK 1992:Tab. 3, Nr. 36,37,38,57,60,61

Lfd.-Nr.11: Raum Wadrill, Bierfeld, Sommerau, Gutweiler; aus KLAUCK 1987:Tab. 12

Lfd.-Nr.12: Raum Bierfeld, Löstertal; aus: KLAUCK 1987:Tab. 6

Lfd.-Nr.13: Raum Grimburg, Hermeskeil, Allenbach, Simmern, Talfang, 2004/5; aus Tab. 8 dieser Arbeit

Lfd.-Nr.14: Raum Bierfeld, Gusenburg, Grimburg, Wadrilltal, Allenbach; aus: KLAUCK 1987:Tab.13

Tab. 2: Carpino-Prunetum spinosae
R. Tx. 1952 em. Weber 1974

Lfd.-Nr.:		1	2
Zahl der Aufnahmen:		5	10
mittlere Artenzahl;		17	12
Ch:			
<i>Prunus spinosa</i>	Str	V	IV
<i>Crataegus laevigata</i>	Str	V	IV
<i>Rubus fruticosus coll.</i>	Str	IV	V
D1:			
<i>Sarothamnus scoparius</i>	Str	III	
<i>Rubus idaeus</i>	Str	III	
<i>Corylus avellana</i>	Str	III	
<i>Stellaria holostea</i>		III	
<i>Quercus robur</i>	B	IV	
D2:			
<i>Rosa arvensis</i>	Str	+	V
<i>Dactylis glomerata</i>		+	IV
<i>Galium aparine</i>			V
<i>Cirsium vulgare</i>			IV
<i>Epilobium montanum</i>			IV
B:			
<i>Poa nemoralis</i>		IV	V
<i>Crataegus monogyna</i>	Str	III	IV
<i>Prunus avium</i>	B	II	IV
<i>Urtica dioica</i>		IV	II
<i>Geum urbanum</i>		III	II
<i>Arrhenatherum elatius</i>		II	III
<i>Rosa canina</i>	Str	IV	III
<i>Bryonia dioica</i>		III	
<i>Galium mollugo</i>		III	
<i>Ribes alpinum</i>	Str	II	
<i>Sambucus nigra</i>	Str	II	
<i>Carpinus betulus</i>	B	II	
<i>Lapsana communis</i>		II	
<i>Poa pratensis</i>			III
<i>Vicia cracca</i>			III
<i>Rubus corylifolius coll.</i>			III
<i>Achillea millefolium</i>			III
<i>Heracleum sphondylium</i>			II
<i>Veronica hederifolia ssp. trilobata</i>			II
<i>Rumex acetosa</i>			II
<i>Anthriscus sylvestris</i>			II
<i>Viola reichenbachiana</i>			II
<i>Ranunculus acris</i>			II

außerdem mit Stetigkeitsklasse I in Lfd.-Nr. 1: *Malus sylvestris*, *Salix caprea*, *Sorbus aria*, *Lonicera periclymenum*, *Quercus petraea*, *Fagus sylvatica*, *Teucrium scorodonia*, *Lamium galeobdolon*, *Mercurialis perennis*, *Dryopteris filix-mas*, *Scrophularia nodosa*, *Glechoma hederacea*, *Aegopodium podagraria*, *Helleborus foetidus*, *Geranium robertianum*, *Alliaria petiolata*, *Campanula rapunculoides*; Lfd.-Nr. 2: *Vicia sepium*, *Campanula trachelium*, *Galeopsis tetrahit*, *Taraxacum officinale*;

Herkunft der Aufnahmen:

Lfd.-Nr. 1: Raum Hottenbach, Gemünden, Idar-Oberstein, aus: KRAUSE 1972:Tab. 10

Lfd.-Nr. 2: Raum Steinbach, Lebach, Nonnweiler; KLAUCK 1989, n.p. (Tab. 13)

Beschreibung:

Lfd.-Nr.1: Carpino-Prunetum mit *Sarothamnus scoparius* auf saueren Böden über Unterdevon

Lfd.-Nr. 2: Carpino-Prunetum mit *Rosa arvensis* auf basischen Böden über Rotliegendem

Tab. 5: Epilobio-Prenanthes purpureae Klauck 1995

Lfd.-Nr.:		1	2	3	4	5	Stg.
Höhe über NN (m) x 10		40	56	42	47	40	
Exposition		NO	SW	SW	SW	NW	
Inklination (%)		50	30	20	20	20	
Deckungsgrad (%)		100	80	100	80	80	
Fläche (m ²)		4	2	2	3	5	
Artenzahl		14	23	24	20	20	
mittlere Artenzahl							22
Ch: <i>Prenanthes purpurea</i>		33	33	44	33	33	V
D: <i>Hypericum perforatum</i>		+			+		IV
<i>Pteridium aquilinum</i>		+			+		III
VOK: <i>Rubus idaeus</i>	Str	+	11	+	+	+	V
<i>Epilobium angustifolium</i>		+	+	11	+	11	V
<i>Sorbus aucuparia</i>	juv		r	+	r		III
<i>Digitalis purpurea</i>			+	+	+		III
<i>Sarothamnus scoparius</i>	juv			r		+2	II
<i>Sambucus racemosa</i>	juv			+			I
<i>Senecio ovatus</i>				+			I
Begleiter:							
<i>Luzula luzuloides</i>		11	12	11	11	11	V
<i>Agrostis capillaris</i>		22	11	+	11	11	V
<i>Deschampsia flexuosa</i>		12	22	11	11	13	V
<i>Polytrichum formosum</i>	M	11	11	11	11	+	V
<i>Fagus sylvatica</i>	juv	+	+°	+		+	IV
<i>Vaccinium myrtillus</i>			22	11	11	11	IV
<i>Festuca rubra ssp. rubra</i>		11	+		11		III
<i>Oxalis acetosella</i>		11		+		11	III
<i>Picea abies</i>	juv		r	+	r		III
<i>Dryopteris filix-mas</i>				r°	11		III
<i>Betula pendula</i>	juv				r		II
<i>Holcus mollis</i>				11			II
<i>Hypnum cypressiforme</i>	M			+			II
<i>Pleurozium schreberi</i>	M			+			II

außerdem je einmal in Lfd.-Nr. 1: *Poa trivialis* +, *Hieracium umbellatum* +;

Lfd.-Nr. 2: *Melampyrum pratense* +, *Hieracium pilosella* +, *Sedum telephium ssp. maximum* +, *Rumex acetosa* +, *Taraxacum officinale* +, *Epilobium montanum* +, *Quercus robur juv.* +, *Calluna vulgaris* +;

Lfd.-Nr. 3: *Dicranum scoparium M* +, *Poa angustifolia* +, *Galeopsis tetrahit* +;

Lfd.-Nr. 4: *Potentilla erecta* +, *Rumex acetosella* +, *Hieracium murorum* +;

Lfd.-Nr. 5: *Dryopteris carthusiana* +, *Teucrium scorodonia* +, *Galium saxatile* +, *Pinus sylvestris juv.* +, *Dicranella heteromalle M* +;

Herkunft der Aufnahmen:

Lfd.-Nr. 1 = Lorscheid, Edgesbachtal, KLAUCK 24·4·1993 n.p.

Lfd.-Nr. 2 = Grimburg, Grendericher Höhe, KLAUCK 24·4·1993 n.p.

Lfd.-Nr. 3 = Grimburg, Wadrilltal-Gübelberg, KLAUCK 24·4·1993 n.p.

Lfd.-Nr. 4 = Waldweiler, Wahnbach - Kübelbach, KLAUCK 24·4·1993 n.p.

Lfd.-Nr. 5 = Zerf, Forsthaus Hirschfelderhof, KLAUCK 24·4·1993 n.p.

ation und der Interpretation (Diagnosen) sinnvoll und fruchtbar begründet sein können (vgl. z.B. HARD 1983)" (HÜLBUSCH 1986/1999:114).

Wenn aber Schlagflugesellschaften nach Abräumen der Forsten in der Fläche entstehen, so sind sie Ausdruck der schlagweisen Holzernte.

Eine weitere Unterscheidung zwischen Hochstaudensäumen und Schlagfluren liegt in ihrer jeweiligen Biologie: Pflanzen der Hochstaudensäume "erobern" bei nachlassender Randnutzung die angrenzenden Flächen vor allem durch die Polycormie der Wurzeln, d.h. sie dringen in die Fläche erst vor, wo sie zuvor noch nicht waren. Schlagfluren sind dagegen als Samenbank im Forstboden bereits angelegt, auch wenn die Bäume noch stehen und eine optische Wahrnehmung der Schlagflurpflanzen noch nicht hergestellt oder bestenfalls fragmentarisch erahnt werden kann. Daher ist es wichtig und richtig, die Saumgesellschaften und die Schlagflugesellschaften in getrennten pflanzensoziologischen Klassen zu fassen, um die Andersartigkeit der Entstehung verstehbar zu machen (vgl. BRAUN-BLANQUET 1964). Denn Schlagfluren entstehen, wenn die Flächen offenen und mineralischen Boden aufweisen, wie das nach Kahlhieben der Fall ist. Schlagfluren sind also latent im Forst bereits enthalten. Um aber geschlossene Grasnarben im Wirtschaftsgrünland zu versäumen, bedarf es eines anderen Wuchsverhaltens bei der Ausbreitung der Pflanzen, nämlich der Polycormie der Arten.

Literatur

- DENGLER, J., EISENBERG, M. & SCHRÖDER, J. (2007):** Die grundwasserfernen Saumgesellschaften Nordost-Niedersachsens im europäischen Kontext - Teil II: Säume nährstoffreicher Standorte (*Artemisietea vulgaris*) und vergleichende Betrachtung der Saumgesellschaften insgesamt. - *Tuexenia* 27:91-136, Göttingen.
- DIERSCHKE, H. (1974):** Saumgesellschaften im Vegetations- und Standortsgefälle an Waldrändern. - *Scripta Geobot.* 6:1-146, Göttingen.
- GEHLKEN, B (2000):** Beitrag zur Kenntnis des *Veronico-Hieracietum murorum* Klauk 1992.- Notizbuch der Kasseler Schule 55:38-52, Kassel.
- GEHLKEN, B. (2003):** Ein Saumspaziergang.- Notizbuch der Kasseler Schule 62:80-98, Kassel.
- HARD, G. (1983):** Vegetationsgeographische Fragestellungen in der Stadt. - *Ber. z. dt. Landeskunde* 57(2):317-342, Trier.
- HARD, G. (1995):** Spuren und Spurenleser. Zur Theorie und Ästhetik des Spurenlesens in der Vegetation und anderswo. - *Osnabrücker Studien zur Geographie* 16:1-198, Univ.-Vlg. Rasch, Osnabrück.
- HÜLBUSCH, K.H. (1986/1999):** Eine pflanzensoziologische "Spurensicherung". Zur Geschichte eines "Stückes Landschaft" Grünlandgesellschaften in La Fontenelle / Vogesen. Indikatoren des Verlaufs der Agrarproduktion. - *Landschaft und Stadt*

18(2):60-72, Stuttgart. Nachdruck in: Alle reden vom Land ...- Notizbuch der Kasseler Schule 53:100-119, Kassel.

HÜLBUSCH, K. H. (1994): Zum Geleit - Von Omas Wiese zum Queckengrünland und zurück? - Notizbuch der Kasseler Schule Bd. 32:I-IX, Kassel.

HÜLBUSCH, K. H. (1995): Bewährte Kritik gegen graue Propaganda. - in: Schau-DerGärten. Nachlese zur Gartenschaukritik. - Notizbuch der Kasseler Schule 35:10-24, Kassel.

KLAUCK, E.-J. (1987): Grünlandgesellschaften im West-Hunsrück (Schwarzwälder und Osburger Hochwald. - Beiträge Landespflege Rheinland-Pfalz 11:21-68, Oppenheim.

KLAUCK, E.-J. (1992): Hieracium murorum L. in helio-thermophil-azidoklinen Säumen und Hochstaudenfluren. - Tuexenia 12:147-173, Göttingen.

KRAUSE, A. (1972): Laubwaldgesellschaften im östlichen Hunsrück. Natürlicher Aufbau und wirtschaftsbedingte Abwandlungsformen. - Diss. Botanicae 15:1-117 + Anhang, Lehre.

SAUERWEIN, B. (2006): Cruciata laevipes - Versaumungen. Versaumungen und Saumgesellschaften als Indiz der Landnutzungsgeschichte. - Notizbuch der Kasseler Schule 68:149-182, Kassel.

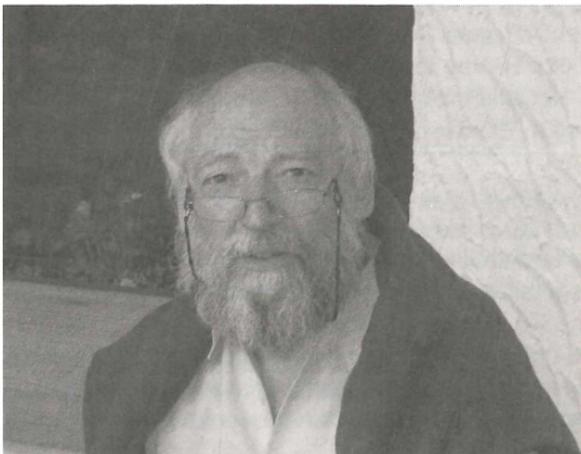
THIENEMANN, A. F. (1956): Leben und Umwelt. - 153 S., Reinbek bei Hamburg.

TÜXEN, R. (1950): Grundriß einer Systematik der nitrophilen Unkrautgesellschaften in der Eurosibirischen Region Europas. - Mitteilungen. d. Flor.-soz. Arbeitsgem. NF Heft 2:94 -175, Stolzenau / Weser.

WILHELMI, V. (1991): Bodenökologische Untersuchungen zum Problemkreis Versauerung und Restabilisierung im Hunsrück und Taunus (Rheinisches Schiefergebirge).- Mitt. Pollichia 78:85-106, Bad Dürkheim.

Danksagung

Für freundschaftliche und inhaltliche Hinweise danke ich herzlich Herrn Dipl.-Ing. Bernd GEHLKEN / Moringen, Herrn Prof. K.H. HÜLBUSCH / Adolphsdorf, Herrn Prof. Dr. Helmut LÜHRS / Neubrandenburg und Herrn Dipl.-Ing. Bernd SAUERWEIN / Kassel.



Fotos vom Spaziergang Symposium 2008

von H. Böse-Vetter
und B. Sauerwein



Kurz – Biographien

Bernd Gehlken, geb. 1967 in Bremen-Vegesack. Nach dem Abitur (Bremen) und Zivildienst (bei Stuttgart) Beginn des Studiums der Landwirtschaft an der GhK-Witzenhausen. Von 1989 bis 1998 Studium der Landschaftsplanung an der GhKassel. 1995 Diplom I zur bäuerlichen Grünland- und landwirtschaftlichen Graslandwirtschaft, Diplom II 1998 zur 'Klassenlotterie'. 2007 Promotion (Dr. Ing.) zum Eichen-Hainbuchen-Forst an der Universität Kassel. Lebt und arbeitet mit (Fast-)Frau und zwei Töchtern auf einem Resthof in Blankenhagen (Kreis Northeim). Von hier aus freiberufliche Arbeit als Landschaftsplaner und Vegetationskundler (Kartierungen, Gutachten, Spaziergänge) und kleiner Handel mit Bio-Gemüse. Jobbt nebenher in Gemüsegißternerei und Antiquariat. Auf dem Hof Arbeit mit Kindern, im Haushalt, als Gärtner, Tierhalter (Ziegen und Hühner), Waldbauer und ‚Hausmeister‘ bei kleineren und größeren Instandsetzungs- und Erhaltungsarbeiten. Sonst gern Lesen und Erkundungen in der Umgebung.

Bellin-Harder, Florian. Jahrgang 1966. Bei Braunschweig geboren und aufgewachsen zwischen Bauernhof und Einfamiliengebäude. Nach Abi und Zivildienst Anlernzeiten im Garten- und Landschaftsbau und auf Höfen. Studium der Geoökologie, Studium der Landschafts- und Freiraumplanung mit Abschluss bei Karl Heinrich Hülbusch. Wanderjahre mit Forschung, Planung, Redaktion und Jugendbildung. Wissenschaftlicher Mitarbeiter bei Stefan Körner an der UNI Kassel. Kürzlich Abschluss der Promotion. Jetzt Orientierung. Leben mit Frau, Kinder-schar, Tieren und Garten in Ehringen bei Kassel.

Karl Heinrich Hülbusch, geb. 1936 in Hüls/Niederrhein; nach Lehre im Zierpflanzenbau und 3 Jahren Gesellenzeit in Krefeld, Neu-Ulm, Holzbüttgen, Studium des Gemüse- und Zierpflanzenbaus in Weihenstephan (Gtb.-Techniker); Studium der Landespflege (Freiraum- und Landschaftsplanung) in (Berlin) Hannover. 1967-69 wissenschaftlicher Mitarbeiter der 'Arbeitsstelle für theoretische und angewandte Pflanzensoziologie/Prof. R. Tüxen – Todenmann/Rinteln. 1970-1974 freiberuflicher Landschaftsplaner (Gladbeck/Ruhrgebiet, Bremen); von 1974 bis 30. September 1999 mit Vergnügen und Überzeugung Hochschullehrer an der Gesamthochschule Kassel – Freiraumplanung, Landschaftsplanung, Vegetations- und Landschaftskunde – mit z.B. etwa 500 Diplombetreuungen. In 10 Jahren Ruhestand peu a peu den Abstand zur Hochschultätigkeit hergestellt und die Kenntnis und Arbeit des Gemüsegißterners wieder gelernt und für den Garten zum Haus vervollkommenet. Die Kinder unserer Kinder sind gelegentlich auch Gärtner.

Eberhard-Johannes Klauck, geb. 1954 in Hermeskeil/Hunsrück. Dort aufgewachsen, Volksschule besucht, Lehre gemacht zuerst als Maschinenschlosser, abgeschlossen als Technischer Zeichner für Maschinen- und Werkzeugbau. Zweiter Bildungsweg, BAS Heidelberg und FOS Trier. Studium der Physikalischen Technik FH-Heilbronn. Erfahrungen aus GaLaBau-Unternehmen in Heilbronn und Nürtingen. Studium der Landespflege an der FH Nürtingen. Seit 1985 leitender Ingenieur bei einem freien Träger der kirchlichen Wohlfahrtspflege in Saarbrücken, dort betraut mit Planungsarbeiten und Ausführungsarbeiten in den Bereichen GaLaBau, Baumschule und Frischgemüseanbau. 1989 bis 1992 ‚nebenberuflich‘ Studium der Landschaftsplanung (Gh-Ks). Landschaftsplaner, Vegetationskundler und Pflanzensoziologe. Promotionsstudium an der GhKassel, Landschaftsplanung, mündl. Prüfung am 3.12. 2004. Ansonsten: Literatur (Gedichte, Krimis, Romane... ganz oben stehen: J. KÜHN, K. HAMSUN, G. SIMENON, R. WALSER), Spazieren gehen und Beobachten was so passiert, Musik hören und machen (Gitarre).

Cornelia Kübler, geb. 1974 in Stuttgart. 1994 Abitur in Augsburg. 1994 bis 2001 Studium der Landschafts- und Freiraumplanung mit Vertiefungsstudium Städtebau in Kassel. Nach dem Studium einige Jahre gelegentlich neben- und freiberuflich Tätigkeiten im Bereich Bauleitplanung, Umweltprüfung und Baugenehmigungsplanung. 2002 - 2008 angestellt im Landratsamt

Fürstenfeldbruck im Bereich Bauleitplanung. Seit Anfang 2008 bei der Regierung von Oberbayern in München (Landes- und Regionalplanung für Südostoberbayern und Oberland). Seit 2009 in München zu Hause.

Heike Lechenmayr, geb. 1962 in Langelsheim und 'groß geworden' in Furtwangen im Hochschwarzwald. Nach dem Abitur folgten FSJ in einer Werkstatt für geistig Behinderte in der Gartenabteilung, Lehre im Zierpflanzenbau und Wanderjahre im Zierpflanzenbau und Baumschulgärtnerei. Von 1988 – 1996 Studium der Landschafts- und Freiraumplanung an der Gesamthochschule Kassel, Abschluss mit dem Diplom II. Freiberufliche Dozentin, Arbeitsanleiterin und Gutachterin. Seit 2000 selbständige "Landschaftsgärtnerin", zunächst in Hürth bei Köln, seit 2008 in Göttingen.

Dr. Frank Lorberg: geb. 1963 in Wesel und aufgewachsen am Niederrhein. Fachoberschule für Sozialpädagogik in Duisburg. 1990-1998 Studium der Landschaftsplanung an der Universität Kassel bei Lucius Burckhardt und Karl Heinrich Hülbusch. Besuch von Lehrveranstaltungen verschiedener Studiengänge mit besonderem Interesse an Philosophie und Kunstwissenschaft sowie vergnügliche Mitarbeit, lehren und lernen in der Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation. 1995 Erlangung des Diplom I der Landschaftsplanung und 1998 Diplom II im Vertiefungsstudium der Freiraumplanung. Seither Betreuung wissenschaftlicher Arbeiten in Kassel und Lehraufträge an der Fachhochschule Neubrandenburg. Von 1999 bis 2004 Arbeit in einem Büro für Verkehrsplanung. Seit 2005 Mitarbeit an Forschungsprojekten in der Erziehungswissenschaft an den Universitäten Kassel und Würzburg. 2006 Promotion an der Universität Kassel (summa cum laude). Derzeit wissenschaftlicher Mitarbeiter am Fachbereich Architektur, Stadt- und Landschaftsplanung an der Universität Kassel in einem Forschungsprojekt zu Landschaft und Verkehr.

Bernd Sauerwein, geb. 1961 in Friedlos (Nordhessen) – Dorf. Realschule. Ausbildung zum staatlich geprüften Landwirtschaftlich technischen Assistent an der Hessischen Lehr- und Versuchsanstalt für Grünlandwirtschaft und Futterbau, Eichhof. Saatzuchtassistent (Getreide, Luzerne) Fa. Christopherson, Otterndorf. Landwirtschaftliches Fachabitur in Witzenhausen. ZD beim DRK, Hersfeld. Teilnahme an der Floristischen Kartierung Hessens unter W. Schnedler. Studium der Landschaftsplanung an der GhK: vor allem gelernt und gelehrt im Arbeitszusammenhang der AG Freiraum und Vegetation. Vegetationshandwerkliche Ansaaten öffentlicher Freiräume mit der Landschaftsbaufirma Bux-Müller-Sauerwein, später FLORA et LABORA. Freiberufliche Mitarbeit: Büro für Freiraum und Landschaftsplanung, Köln. Verdingt bei den Bauingenieuren, Fachgebiet Wasserbau an der Universität Kassel: UVP und GIS.

Henning Schwarze, geboren 1968 in Alfeld an der Leine. Nach Mittlerer Reife Gärtnerlehre als Baumschulgehilfe. FOS Agrar und Zivildienst in Hannover. Studium der Landespflege in Osnabrück bis 1993 und der Landschaftsplanung in Kassel bis 2001. Von 2002 bis 2009 techn. Angestellter im nordbadischen Sinsheim an der Elsenz (u.a. Sport- und Spielplatzbau, Aufbau des Baumkatasters) Seit 2010 Anstellung als Ingenieur im Baubetriebshof der Stadt Göttingen (Baumpflege, Baumkontrolle). Nebenberuflich öbv Sachverständiger für Gehölzwertermittlung. Lebt mit Frau und zwei Kindern in Göttingen.

Martin Zeihe, geb. 1963 in Kassel. 1982 Abitur Bad Hersfeld, Zivildienst im Kinderheim, 1985 Beginn eines Architekturstudiums in Darmstadt, Wanderjahre mit verschiedensten Baustellen u. handwerklichen Jobs, 1989 – 91 Landwirtschaftslehre in Alheim, 1992 Betriebsgründung Innenausbau, Fortsetzung des Architekturstudiums in KS, weiterhin handwerklich tätig, ab 1993 Mitarbeit im Architekturbüro „Sprengwerk“ (Altbausanierung), 1996 Diplom (FH), Gründung der „Planwerkstatt“ und Fortsetzung des Handwerks, 1995 / 97 Geburt der Kinder Lukas und Helena, 2004 Kauf und Sanierung eines 3-Familienhauses in Kassel mit Susanne Holbein, 2009 Hochzeit mit Anke geb. Schmidt, Geburt unserer Tochter Lieselotte.

Notizbücher der Kasseler Schule

- 1 Scholz, N.: Über den Umgang mit Bäumen. 1985 / 91
- 2 Krautern mit Unkraut. Arbeiten von: Auerswald, B.; Fahrmeier, P. 1987/91
- 3 Sammeln und Säen. Mit Arbeiten von: Auerswald, B.; Fahrmeier, P. 1987
- 4 Krah, G.: 'Mini-Kienast' Synthetische Übersicht der Stadtvegetation Kassels. 1987
- 5 **Bartung, L.: Ein alter Hut - Die bio-ökologische Stadtgrünpflege. 1987/93**
- 6 Disziplingeschichte der Freiraumplanung / Landschaftsbildanalyse. 1987/96
- 7 Krah, G.: Träume von Säumen. Gimbel, G., Hennen, R.: Kasseler Kalkschotterdecken. 1988/92
- 8 Harenburg, B.: Mietergärten - Sind Zufälle planbar? 1988/92
- 9 Der Paxisschock - Von fertigen Umwegen und unfertigen Wegen. 1988
- 10 **Nachlese Freiraumplanung. 1989/91**
- 11 Sauerwein, B.: Die Vegetation der Stadt. Ein Literaturführer. 1989/90
- 12 Heinemann, G.; Pommerening, K.: Struktur und Nutzung dysfunktionaler Freiräume. 1989/94
- 13 Stolzenburg, J.: Grünlandwirtschaft und Naturschutz in der hessischen Rhön. 1989
- 14 Sauerwein, B.: Stadtvegetation. Kritische Bibliographie. 1989
- 15 **Schneider, G.: Die Liebe zur Macht. Über die Reproduktion der Enteignung in der Landespflege. 1989**
- 16 Pläne für die Wechselfälle des Lebens. "Jungesellenkultur" 1990/1993
- 17 Pflege ohne Hacke und Herbizid. 1990
- 18 Hard-Ware. Texte von Gerhard Hard. 1990/96
- 19 Was hat Martha Muchow mit Astrid Lindgren zu tun? und: Freiraum an Schulen. 1990
- 20 **Ein Stück Landschaft - Kompaktseminar Miltenberg/ M. 1991**
- 21 Sommer '89' - 'Prüfungsreden'. 1991
- 22 Der ideale Wurf. Mit Beiträgen von: Schwarze, B., Trust, H., Helmrich, B., Rühling, S. 1991.
- 23 Von Haustür zu Haustür - Morphologie u. Organisation. Beiträge von: Harenburg, Wannags, u.a. 1991
- 24 Der Landschaftsplan für die Stadt. und: Grünplanung im Gefolge der Stadtplanung. 1992
- 25 **Worpswede und umzu. 1991**
- 26 Reise oder Tour? Mit Arbeiten von: Appel, A., Mehli, R., Scheidel, W. 1992
- 27 Vom Straßenrand zur Bordüre. Mit Arbeiten von: Lucks, Grundler, Lührs, Meermeier, 1993
- 28 Die 'Freie Landschaft'. Mit Beiträgen von: Schürmeyer, Vetter, Boss, Granda Alonso u.a. 1993
- 29 Gut gesät. Beiträge von: Auerswald, Hülbusch, K. H., Lechenmayr, Zollinger u.a. 1993
- 30 **Prüfungsreden '91/92. 1993**
- 31 Pater Rourke's semiotisches Viereck - Acht vegetationskundliche Beiträge. 1993
- 32 Lührs, H.: Die Vegetation als Indiz der Wirtschaftsgeschichte. 1994
- 33 Vom Regen in die Traufe: Verwendung d. Niederschlagswassers. Biomüllkompostierung? 1994
- 34 Pflege-Fälle. Mit Beiträgen von: Hülbusch, Lührs, Schwarze, Protze, Knittel, u.a. 1994
- 35 **SchauDerGärten - Nachlese zu Gartenschaukritik. 1995**
- 36 Alles Quecke. Mit Beiträgen von: Bauer, I., Gehlken, B., Ledermann, B. 1995
- 37 Blockrand und Stadtrand. Beiträge von: Moes, Theiling, Mehli, Möller, Schneider, Bekesius, u.a. 1995
- 38 StadtBaumschule - 'Vertrauliche Mitteilungen über Bäume'. 1996
- 39 Himmel und Hölle. Mit Beiträgen von: A. Hohagen, K. H. Hülbusch, u. a... 1996

40 Freiraum und Vegetation. Festschrift zum 60. Geburtstag von K. H. Hülbusch. 1996

41 Ney, S.: Die Gartenstadt Neu-Siebethsburg in Wilhelmshaven. 1996

42 Land und Lüge - Geschichten zur Landschaft. 1996

43 Groeneveld, S.: Agrarberatung und Agrarkultur und andere Texte. 1996

44 Bremer-Reihen: Plätze in Bremen; Reihenhauptstadt 1997

45 Zwei Spaziergänge zu '7000 Eichen' von Joseph Beuys. 1997

46 Das Maß der Dinge; Prüfungsreden drei. 1997

47 "Ich gehe raus ... und bin doch zu Haus" und andere Texte von Inge Meta Hülbusch. 1997

48 Muttheorie gegen Zumutungen. Beiträge von Ameise, Appel, Dessine, u.a. 1997

49 Hard, G.: Ruderalvegetation. 1998

50 Notizbuch. 1998

51 Buchstützen; Bibliographien zu den Notizbüchern, zu studentischen Arbeiten, zum Grünland. 1999

52 Gagel, Speik und Wegerich; Beiträge zur Landschafts- und Vegetationskunde. 1999

53 Alle reden vom Land und andere Texte von und mit Karl Heinrich Hülbusch. 1999

54 Gute Bau-Gründe. Beiträge zur Stadt-, Bau-, Freiraumstruktur. 1999

55 In guter Gesellschaft. Beiträge zur Pflanzensoziologie, Landschafts- und Vegetationskunde. 2000

56 Die Boden-Rente ist sicher. Beiträge zur Organisation des Bau-, Freiraum-, Siedlungsgrundrisses. 2000

57 Der Gartenbau in 4 Abteilungen – oder: Die Haus – Gemüse - Wirtschaft. 2001

58 "Licht und Schatten" - Herstellungsplanung. Red. F. Bellin, K.H.Hülbusch. 2004

59 Über kurz oder lang (Promenaden, Friedhöfe, Gesicht und Landschaft) 2002

60 Die Paletten der Pflanzenfarben. –Alle Pflanzen färben irgendwie gelb- 2002

61 Wer leht lernt. Wer nichts lernt, kann nicht lehren. Red.: K.H.Hülbusch, H. Troll. 2003

62 Anthropogene Vegetation, Red.: E.-J. Klauk. 2003

63 Von der Klassenfahrt.... Lythro-Filipenduletea- Gesellschaften an Hamme, Wümme und Oste. 2003

64 Von ‚Gemeinen Hufen‘ Red.: B. Gehlken , K.H. Hülbusch. 2003

65 E.-J. Klauk: Gartenflora. -Bestimmungsschlüssel für einkeimblättrige Gartenpflanzen- . 2003

66 "Unter Verschluss" – Der "modische" Bebauungsplan. Red.: Bellin/Hülbusch. 2006

67 Symposien der AG Freiraum und Vegetation 2001 – 2004. Red.: B. Sauerwein, G. Moes. 2005

68 Vor der Tür. Beiträge zur Vegetations- und Landschaftskunde. Red.: F. Bellin-Harder
u. H. Böse-Vetter. 2006.

69 E.-J. Klauk: Die Forstpflanzengesellschaften des Hunsrück. 2005

70 Von Zeit zu Zeit. Band 1 und 2. Jubiläumsschrift. 2006

71 Frank Lorberg: Metaphern und Metamorphosen der Landschaft. 2007

72 Bernd Gehlken: Der schöne "Eichen-Hainbuchen-Wald" – auch ein Forst. 2008

73 Reisen ohne das Weite zu suchen. Vegetationskundliche Reisen und Seminare. 2008

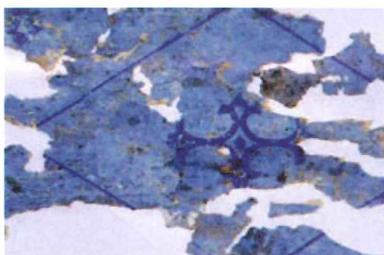
74 Käthe Protze: Hausen statt Wohnen. 2009

75 Über den Tellerrand. Red. Inge Meta Hülbusch und Käthe Protze. 2007

76 Symposien der AG Freiraum und Vegetation 2005-2008. Red.: Heike Lechenmayr. 2010

77 Altmark-Reise. Romanische Dorf-Kirchen. Red. H. Volz, K.H. Hülbusch. 2009

78 Altmark-Reise Ackerbrache. Red. F. Lorberg, K.H. Hülbusch, B. Gehlken und H. Volz 2010



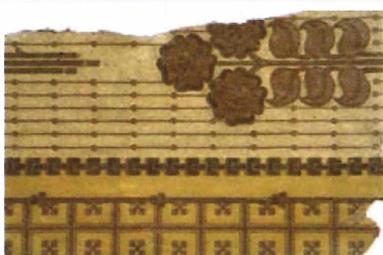
1. Neugotik - 1860



2. Biedermeier 1875



3. Floraler Jugendstil 1895



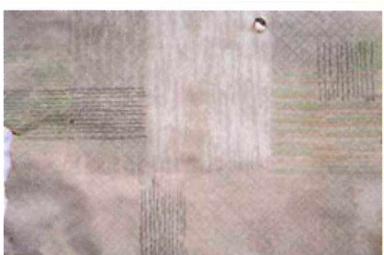
4. Art Deco 1904



5. Neue Sachlichkeit 1920



6. III. Reich 1940



7. Karierte Tapete 1964



8. Schlichte Girlande 1970



9. Grüne Girlande 1974



10. Strukturtapete 1985

Anlage zu Notizbuch 76 der Kasseler Schule. Lührs H. 2010: Eudämologische Illusionen.
Tabelle aus Streda S. 2008. Die Villa

Typ	Lfd. Nr.	Name	Quelle	Haus							
				Ort	Zeit	Maße		Eingang	N ⁺	Lage im Grundstück	
						m	m ²				
das Quadrat	5	Haus Bloch	Muthesius, H. - Landhäuser- Hrsg. Courads, U. & Gelsert, H. Gebr. Mann Verlag, Berlin 2001 Seite 19	Schoppenhauer Str. 71 (ehemals Sudetenstr. 28) Nikolassee	1907	13,0	14,0	182,0	vorn (rechts)	1	freistehend zur Straße
das Quadrat	4	Gelbe Villa	Die Potsdamer Vorstädte Seite 106 <i>Milvick Bröcker 2005</i>	Alleestraße 6a, Nauenburger Vorstadt	1897	13,6	13,6	182,3	seitlich	0	freistehend mittig
das Quadrat	12	Villa Fischbach	Die Potsdamer Vorstädte Seite 156 <i>Bröcker 2005</i>	Puschkinallee 5, Potsdam	1872	20,6	21,4	438,7	seitlich	2	freistehend zur Straße
das Quadrat	13	Villa Gregor-Mendel-Str. 22	Die Potsdamer Vorstädte Seite 176	Gregor-Mendel-Str. 22, Potsdam	1890	22,8	23,7	539,2	hinten (mittig)	1	freistehend zur Straße
giebelständig - die Großen	9	Haus von Soet Beer	Muthesius, H. - Landhäuser- Hrsg. Courads, U. & Gelsert, H. Gebr. Mann Verlag, Berlin 2001 Seite 140	Lohengrinstr. 28, Berlin-Nikolassee	1912	15,3	22,8	348,1	vorn (mittig)	2	freistehend mittig
giebelständig - die Großen	16	DoppelVilla/ halbe Haushälfte	Ostendorf, F. -Haus und Garten- Verlag von Ernst, W. & Sohn, Berlin 1914 Seite 414			13,6	27,2	367,2	seitlich	2	dreiseitig frei
giebelständig - die Großen	10	Villa des Herrn von Armin	Die Potsdamer Vorstädte Seite 153	Weinbergstr. 20, Potsdam	1859	17,0	22,5	382,5	seitlich	1	freistehend zur Straße
giebelständig - pseudo Reihenhaus	1	Villa aus Stübben	Stübben Seite 8			8,5	10,8	91,4	vorn (rechts)	0	freistehend
giebelständig - pseudo Reihenhaus	2	Villa nach Hinz	Stübben Seite 9			7,8	14,6	113,1	seitlich	0	vermutlich dreiseitig frei
giebelständig - pseudo Reihenhaus	3	Landhaus	Stübben Seite 9			11,5	15,0	172,5	seitlich	1	freistehend
giebelständig - pseudo Reihenhaus	6	Villa zu Köln	Stübben Seite 8			10,6	20,0	210,0	seitlich	1	dreiseitig frei zur Straße
giebelständig - pseudo Reihenhaus	7	Villa der Parkstr. 32	eigene Aufnahme	Parkstr. 32, Hamburg-Flottbek	1907	13,6	16,0	217,6	vorn (links)	1	freistehend zur Straße
giebelständig - pseudo Reihenhaus	8	Villa der Parkstr. 30	eigene Aufnahme	Parkstr. 30, Hamburg-Flottbek	1907	13,0	18,2	238,6	seitlich	2	freistehend zur Straße

Bauorganisation im EG				Grundstück			
Empfangsbereich	Gesellschaftsbereich	Wohnbereich	Wirtschaftsbereich	Maße			Lage
				m²	m Str.	m Grg.	
zentraler Vorraum mit Treppe	seitlich: Empfangszimmer Rückseite: Esszimmer, Veranda	Front: 2. Rückseite: Kinderspielzimmer	keine	1010	7,9	4,0	Vorstadt
zentrales Entree	Front: Salon, Veranda	seitlich: Zimmer Rückseite: Fremdenzimmer, Zimmer	keine	490	7,6	1,7	Vorstadt nahe Parkanlage
seitlich: Entree mit Treppe	Front: Halle, Salon seitlich: Cabinet Rückseite: Spelsezimmer	Front: zwei Wohnz. Rückseite: Schlafstube	Rückseite: Anrichte, Küche	1751	9,0	3,0 / 8,4	Vorstadt nahe Parkanlage
zentrale Diele Rückseite: Garderobe	Front: Damen- & Musikzimmer, seitlich: Spelsezimmer, ...kapelle	Front: Wohnzimmer, Rückseite: Fremdenzimmer	seitlich: Anrichte, Zimmer Rückseite: Diener, Küche, Spelsekammer	8914	8,6	5,24 / 86,7	Vorstadt nahe Parkanlage
Front: Entree mit liegender Garderobe zentraler Halle mit Treppe	Front: Musikzimmer Rückseite: Esszimmer, Veranda, Herrenzimmer	keine	Front: Küche seitlich: Anrichte	1848	27,6	5,5	Vorstadt - nahe Ufer
seitlich: Vorraum zentrale Halle mit Treppe und liegender Garderobe	Front: zwei Salon, Terrasse Rückseite: Wintergarten, Herrenzimmer, Spelsezimmer, Terrasse	keine	seitlich: Anrichte				
Front: Entree	Front: Halle, Vorz. seitlich: Cabinet, Herrenz., Saal Rückseite: Cabinet, Essz., Boudoir	keine	keine	1883	5,6	5,5 / 19,5	Vorstadt - nahe Parkanlage
				627	3,8	3,0	
Front: Entree mit seitlicher Garderobe zentrale Diele mit Treppe	Front: Salon, Sitz Rückseite: Veranda, Saal	seitlich: Wohnzimmer	Rückseite: Anrichte	1216	12,3	3,0	Vorstadt - Villen- anlage
seitlich: Entree mit Garderobe zentrale Diele mit Treppe	Front: Herrenzimmer, Veranda, Salon Rückseite: Esszimmer, Terrasse	keine	Rückseite: Anrichte	1232	15,0	2,9	Vorstadt - Villen- anlage

Anlage zu Notizbuch 76 der Kasseler Schule. Lührs H. 2010: Eudämologische Illusionen.

Tabelle aus Streda S. 2008. Die Villa

Typ	Lfd. Nr.	Name	Quelle	Haus							
				Ort	Zeit	Maße			Eingang	N°	Lage im Grundstück
						m	m²				
traufständig - die Raumstation	21	Villa Krehl	Ostendorf, F. -Haus und Garten- Verlag von Ernst, W. & Sohn, Berlin 1914 Seite 326	Bergstraße 106, Heidelberg	1911	35,0	40,5	735,8	vorn (mittlig)	5	freistehend zur Straße
traufständig - die Raumstation	22	Haus Kosmack	Muthesius, H. - Landhäuser- Hrsg. Courads, U. & Geisert, H. Gebr. Mann Verlag, Berlin 2001 Seite 42	nicht mehr erhalten, Brandenburg-Ostprignitz-Pupplin OPR, Alt Ruppin	1907	24,8	55,0	796,1	seitlich?	5	freistehend zum See
traufständig - die Raumstation	20	Ostendorf IV	Ostendorf, F. -Haus und Garten- Verlag von Ernst, W. & Sohn, Berlin 1914 Seite 343	vermutlich Entwurf - Grundstück siehe Haus Kosmack	verm um 1900	32,3	43,5	903,1	seitlich	5	freistehend zum See
traufständig - die Raumstation	19	Villa Henckel	Die Potsdamer Vorstädte Seite 77	Große Weinmeisterstr. 43, Potsdam	1868	25,0	41,8	1043,8	vorn (mittlig-links)?	1	freistehend zur Straße
traufständig - die Raumstation	24	Herrenhaus Wendgräben (auch Schloss Wendgräben genannt)	Ostendorf, F. -Haus und Garten- Verlag von Ernst, W. & Sohn, Berlin 1914 Seite 388	Wendgräbener Chaussee 1, Wendgräben, Gebiet d. Stadt Möckern in Sachsen Anhalt	1910	34,0	55,0	1116,3	vorn (rechts)	2	freistehend mittlig
traufständig - die Raumstation	23	Ostendorf II	Ostendorf, F. -Haus und Garten- Verlag von Ernst, W. & Sohn, Berlin 1914 Seite 389	vermutlich Entwurf - Grundstück siehe Herrenhaus Wendgräben	verm um 1900	26,6	64,5	1210,4	vorn (mittlig)	2	freistehend mittlig
traufständig - typisch	15	Villa Persius	Die Potsdamer Vorstädte Seite 72	zerstört, urspr. Hegelallee 29, Potsdam	1836	13,1	27,0	353,7	vorn (links)	2	freistehend zur Straße
traufständig - typisch	11	Villa Francke	Die Potsdamer Vorstädte Seite 158	Gregor-Mendel-Str. 23, Potsdam	1873	18,6	21,5	397,8	seitlich (mittlig)	0	freistehend mittlig
traufständig - typisch	14	Villa Struve	Die Potsdamer Vorstädte Seite 159	seit 1945 zerstört - urspr. Prager Straße 18 Dresden, 1890 an die Wiener Straße versetzt	1851	21,4	26,8	572,5	seitlich	1	freistehend
traufständig - typisch	18	Ostendorf III	Ostendorf, F. -Haus und Garten- Verlag von Ernst, W. & Sohn, Berlin 1914 Seite 363			21,0	33,8	622,3	vorn (mittlig)	3	freistehend mittlig
traufständig - typisch	17	Villa von der Heydt	Die Potsdamer Vorstädte Seite 152	Von-der-Heydt-Str. 18, Berlin	1862	24,6	31,0	762,6	vorn (links)	1	freistehend mittlig

Iuorganisation im EG				Grundstück			
Empfangsbereich	Gesellschaftsbereich	Wohnbereich	Wirtschaftsbereich	Maße			Lage
				m ²	m Str.	m Grg.	
Front: Vorflur mit Treppe angrenzender Garderobe Rückseite: Diela	seitlich: Damen-, Herrenz., Bibliothek Rückseite: Veranda, Spelz., Z*, Musikraum, Empfangsz. gesonderte Räume Front: Warte-, Untersuchungs-, Ankleidez.	keine	Front: Köchln, Leutezimmer, Diener seitlich: Küche, Anrichte, Spülküche	14177	12,0	4,9 / 10,8	Vorstadt
seitlich: Vorraum mit anschließender Garderobe zentraler zweiter Vorraum mit Treppe	Front: Schreibzimmer, Veranda, Pflanzhaus, Musikzimmer Rückseite: Billardzimmer, Bibliothek, Halle, offene Halle, Esszimmer	Front: Wohnzimmer, Fremdenzimmer	Front: Geräte, Diener, Vorraum, Waschküche, Rollstube Rückseite: Anrichte, Spülraum, Küche, Speisekammer, Leutestube	57776	187,4	73,3	Ländlich, Einzellage
seitlich: Vorflur mit anliegender Treppe und Garderobe Front/seitlich: Diela	Front: Empfangsz., Musikz., Offene Halle seitlich: Pflanzenhaus Rückseite: Halle, Essz., Bibliothek, Billardz.	Front: Wohnzimmer	Front: Geräte seitlich: Diener, Anrichte, Spülküche, Küche Rückseite: Leutezimmer, Speisekammer	57776	183,4	77,8	Ländlich, Einzellage
Front: Vestibül mit Treppe zentrale Diela	Front: Z* Rückseite: Salon, Terrasse seitlich: Terrasse, Wintergarten, Loggia, Blumenzimmer	Rückseite: Z*	nicht ersichtlich	79389	31,2	247,6	Vorstadt (weiter außerhalb)
Front: Vorhalle	Front: Sekretär seitlich: Veranda, Halle Eßz. Rückseite: Bibliothek, Frühstücksz., Billardz.	keine	Front: Erster Diener, Anrichte, Kochküche, Maschinenraum seitlich: Leutbad Rückseite: Leutestube, Mamsel, Wit. Schlafz., Vorst. Wohnz., Speisekammer	>277463	freilage	freilage	ländlich, Einzellage
Front: Vorhalle mit anliegender Garderobe, Diela	Front: Bibliothek, Herrenz., Damen-, Sekretär Rückseite: Loggia, Frühstücksz., Spelz., Billardz., Terrasse	keine	Front: Maschinenraum, Schlafz., Wohnz., Speisekammer, Trockenraum seitlich: Spülraum, Diener, Küche Mamsel, Leutbad Rückseite: Leutez., Anrichte	>277464	freilage	freilage	ländlich, Einzellage
				3305	6,0	7,0 / 90,1	vermutl. Vorstadt
zentrales Vestibül mit austreppe seitlich: Garderobe	Front: Herren- & Spelzezimmer, seitlich: Damenzimmer	Rückseite: Wohn- & Fremdenzimmer	keine	8276	27,6	27,6	Vorstadt nahe Parkanlage
zentrales Empfangszimmer mit Garderoben auf der Rückseite	Front: Spelzezimmer, Salon, Damenzimmer Seitlich: Cabinet	Rückseite: zwei Schlafzimmer	Rückseite: Bedienung				vermutl. Vorstadt
Front: Vorflur mit angrenzender Garderobe, Diela mit Treppe	Front: Herrenzimmer seitlich: Billardz., Musikz. Rückseite: Galenz., Frühstücksz., Essz., Damen.	Front: Kinderzimmer	seitlich: Küche, Anrichte	unklar	82,3	129,8 / <	vermutl. Ländlich, Einzellage
seitlich: Vorraum mit anschließendem Vestibül	Front: Empfangssaal, Loggia, Damen. seitlich: Herrenz. Rückseite: Festsaal	Front: Wohnzimmer seitlich: Schlafraum mit Balkon Rückseite: Ankleideraum	keine				Stadt zwischen Tiergarten und Fluß

Z* - Zimmer sind nicht näher bezichnet, vermutliche Nutzung

N* - Nebeneingänge



Mix

Produktgruppe aus vorbildlich bewirtschafteten
Wäldern und anderen kontrollierten Herkünften
www.fsc.org Zert.-Nr. IMO-COC 028075
© 1996 Forest Stewardship Council



www.freiraumundvegetation.de